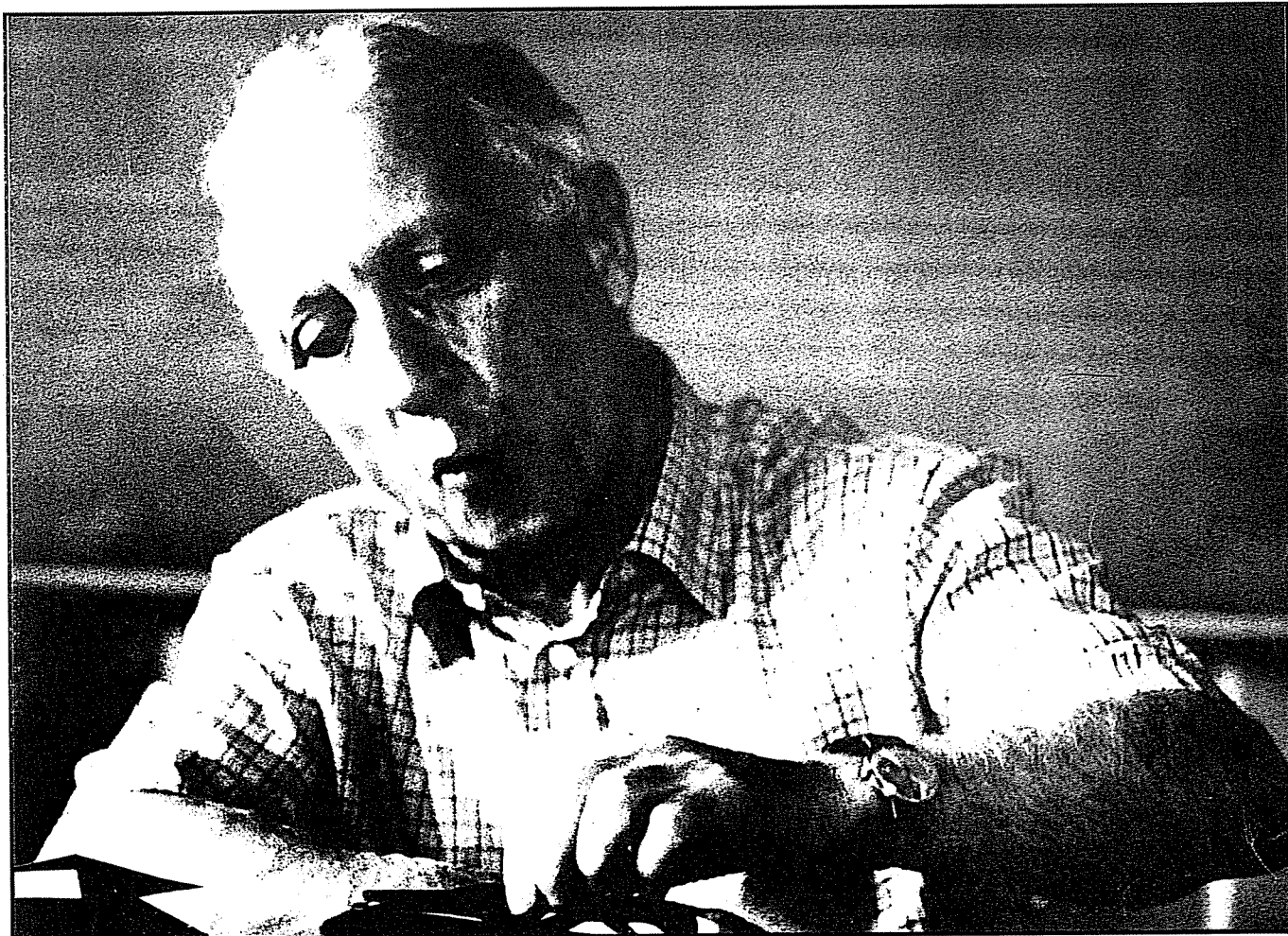


Reale Geschichte als Lehrmeister

Ernst Engelberg
Kurt Bachmann
Jürgen Kuczynski
Frank Deppe
Wolfgang Fritz Haug
Peter Gingold
Max Oppenheimer
Kurt Hager
André Leisewitz



Josef Schleifstein 1915-1992

Elvira Högemann-Ledwohn
Fritz Rische
Hans Jürgen Friederici
Wolfgang Heinke
Fritz Krause
Helmut Warmbier
Lars Lambrecht
Robert Steigerwald
Willi Gerns
Günter Judick
Heike Flessner
Elisabeth Bessau
J.H. von Heiseler
Heinz Jung
Georg Fülbert
Winfried Schwarz
Jürgen Reusch
Joachim Bischoff

Herausgegeben von
Institut für Marxistische Studien und Forschungen
Marxistische Blätter
Sozialismus
Z. – Zeitschrift Marxistische Erneuerung

Inhalt

Was uns mit Jupp verbindet	1
----------------------------	---

Ein Leben in der Arbeiterbewegung

Ernst Engelberg: Mein Freund Jupp Schleifstein	2
Kurt Bachmann: Ein bedeutender Marxist	3
Jürgen Kuczynski: Ein Freund	3
Frank Deppe: Authentisch im Widerspruch	4
Wolfgang Fritz Haug: Erinnerung an Josef Schleifstein	6
Josef Schleifstein: Wie wurde so einer Kommunist	8
Josef Schleifstein und seine Zeit. Biographische Angaben	9

Widerstand und Emigration

Peter Gingold: Der antifaschistische Widerstandskämpfer	13
Bertolt Brecht: An den Schwankenden	14
Josef Schleifstein: Die Prager Emigration. Auskünfte über Elli Schliesser	15
Josef Schleifstein: Kraftquellen des Widerstandes	16
Max Oppenheimer: London 1940. Meine ersten Begegnungen mit Jupp Schleifstein	17
Kurt Hager: Jahre der Emigration	18
André Leisewitz: Londoner Lektüre – Haldane und Prenant	20
Josef Schleifstein: Die Moskauer Prozesse	20

Der Neubeginn

Gedanken am Neubeginn. Nach dem Exil (Peter Weiss)	23
Elvira Högemann-Ledwohn: Tagesarbeit und Übersicht – Josef Schleifstein als Redakteur der Kölner »Volksstimme«	24
Fritz Rische: Wegzeichen für die Zukunft	26
Josef Schleifstein: Der Beginn des Kalten Krieges	27

Leipziger Jahre

Hans-Jürgen Friederici: Als Hochschullehrer und Mehring-Forscher in Leipzig	28
Wolfgang Heinke/Fritz Krause: »... wir müssen noch unendlich viel lernen!«	29
Helmut Warmbier: Disziplin, Mut, Toleranz	31
Lars Lambrecht: Zur Rezeption Franz Mehrings	32
Josef Schleifstein: Franz Mehring	34

Der Parteifunktionär

Robert Steigerwald: Zusammenarbeit in der KPD-Parteiführung	35
Der Leninist (Martin Walser)	37
Willi Gerns: Zwei Jahrzehnte in der DKP	37
Günter Judick: Vom Versuch, Parteigeschichte zu schreiben	40
Josef Schleifstein: Wie die Partei retten?	41
Heike Fleßner: Ein Brief von Jupp Schleifstein	42
Josef Schleifstein: Linkssozialistische Option 1990	43

Leiter des IMSF

Elisabeth Bessau: Erfahrungen der Kölner SDS-Studentin 1968	44
Johannes Henrich von Heiseler: Erster Auftritt in Westdeutschland 1968	44
Heinz Jung: Leiter des IMSF und marxistischer Intellektueller	46
Josef Schleifstein: IMSF – Intentionen und Ergebnisse	48
Georg Fülberth: Bibliographische Notiz	49
Winfried Schwarz: Die Wahrheit ist immer historisch-konkret	50

Krise und sozialistische Option

Josef Schleifstein: Krise des Sozialismus und die eigene Identität (1989)	52
Jürgen Reusch: Intellektueller in der Partei	53
Josef Schleifstein: Lenin und die Parteifrage	54
Josef Schleifstein: In der Niederlage an sozialistischen Zielen festhalten	55
Joachim Bischoff: Schließlich auf dem Dritten-Weg	56
Josef Schleifstein: ... ein neues Sozialismusverständnis erarbeiten	58
Josef Schleifstein: Aktualität radikaler Reformen	59
Josef Schleifstein: Revolutionstheorie und heutige Welt	59

Bibliographie	60
---------------	----

Impressum

Reale Geschichte als Lehrmeister.
Josef Schleifstein 1915-1992.

Herausgeber: IMSF e.V., Frankfurt/Main;
Marxistische Blätter, Essen; Sozialismus,
Hamburg; Z. Zeitschrift Marxistische Er-
neuerung, Frankfurt/Main.

Redaktion: Joachim Bischoff, Willi Gerns,
Heinz Jung, André Leisewitz;
Layout: Gerd Siebecke.

© 1993, IMSF e.V., Kölner Str.66, D-6000
Frankfurt/Main 1 (Tel. 069/739 29 34)

Alle Rechte vorbehalten
Druck: Druckladen Bonn

Einzelpreis: 7,-

ISBN 3-88807-097-X

CIP-Kurztitelaufnahme
der Deutschen Bibliothek
Reale Geschichte als Lehrmeister. Josef
Schleifstein 1915-1992. Hrsg.: IMSF e.V.
u.a., Frankfurt/Main, IMSF e.V. 1993.
ISBN 3-88807-097-X

NE: IMSF e.V. (Hrsg.), Reale Geschichte
als Lehrmeister, Frankfurt/Main 1993, Josef
Schleifstein

Was uns mit Jupp verbindet

Diese Veröffentlichung ist Josef Schleifstein gewidmet. Er war nach Wolfgang Abendroths Tod in der BRD der herausragendste Vertreter jenes klassischen Marxismus, der seinen praktischen Bezugspunkt in der realen Arbeiterbewegung suchte und im Realsozialismus die Impulse Lenins und der Oktoberrevolution noch nicht für erschöpft hielt – eine bittere Selbsttäuschung, wie die Jahre seit 1989 zeigten.

Jupp, wie er vertraulich und respektvoll zugleich von uns genannt wurde, war seit seiner Jugend organisierter Kommunist. Aber bei aller Verbundenheit und Loyalität sah er in der Partei in erster Linie ein Instrument sozialer und politischer Veränderung; und an diesem Kriterium maß er sie und sein eigenes Engagement. Seine parteipolitische Option stand immer in einem größeren Zusammenhang und hieraus resultierte in seinen letzten Jahren nochmals der Einsatz für eine marxistische Linke ohne Ausgrenzungen.

Für den Titel haben wir einen Satz von Josef Schleifstein zusammengezogen, in dem er von den Lehren schrieb, die uns »die

reale historische Entwicklung – der gründlichste Lehrmeister, den Menschen haben«, aufzwingt. Sie zu begreifen und daraus neue Perspektiven und Hoffnungen zu gewinnen, darin sah er den Inhalt seines letzten Lebensabschnitts.

Wäre er vor 1989 gestorben, wir alle hätten sein Leben und Wirken gewiß in eine alles in allem positive Bilanz der sozialistischen Bewegung gestellt. Das ist heute nicht mehr möglich. Der geschichtliche »Lehrmeister« macht jegliche Selbstberuhigung hinfällig und muß uns in Unruhe halten. Aber wer heute nach Neuansätzen für das sozialistische Projekt sucht, dem wird das moralische, theoretische und politische Vermächtnis von Jupp als Marschgepäck unverzichtbar sein.

Sicher sind die einzelnen Herausgeber und Beteiligten an dieser Publikation Jupp aus unterschiedlichen Gründen und Lebensphasen verbunden. Daraus mögen sich divergierende Blickwinkel auf sein politisches Leben ergeben. Sie alle eint jedoch das Bemühen, in der erinnernden und urteilenden Sicht seiner Freunde, Genossen und Wegge-

fährten etwas von seinem Leben zu bewahren und mitzuteilen. Darüber hinaus soll er mit seinen letzten Briefen und Äußerungen selbst zu Wort kommen. Ferner sind einige literarische Texte abgedruckt, die zu seinem Leben in enger Beziehung stehen.

Für Josef Schleifstein ist nicht nur die Nachsicht einzufordern, die Bertolt Brecht bei den Nachkommenden anmahnte. Vielmehr werden mit sozialistischem Engagement neu ins politische Leben eintretende Generationen in seinem politischen und theoretischen Denken, in seinen Bestrebungen und Hoffnungen Orientierungspunkte für ihr eigenes Handeln entdecken können. Wir hoffen vor allem, daß unsere Veröffentlichung dazu einen Zugang bietet.

Zu Dank sind wir allen Beteiligten an dieser Publikation verpflichtet, vor allem aber für ihre freundliche Hilfe Trude Schleifstein, Jupps Witwe, und Dr. Mary Beer, seiner Tochter.

Essen, Frankfurt/M., Hamburg
im März 1993
Die Herausgeber



Jupp Schleifstein auf einem Parteitag der DKP

Ernst Engelberg

Mein Freund Jupp Schleifstein



J.S., »der leidenschaftliche Debattierer«

Wenn ein guter Freund von einem geht, verliert man ein Stück Leben, und wenn man alt geworden ist, dann spürt man vielleicht sogar noch etwas mehr das Unerstetzliche des Verlustes. Mir ist weh ums Herz, wenn ich mir bewußt machen muß, Jupp Schleifstein nie wiedersehen zu können. Aber mir wird leicht zumute, wenn ich der vielen Jahre der Gemeinsamkeiten mit ihm gedenke.

Jupp und ich, wir fanden uns in Leipzig nicht in Zeiten der Entspannung, sondern in denen größter Anspannung; es war in den fünfziger Jahren. Jeder von uns hatte auf seine Weise Aufgaben im wissenschaftlichen wie im politischen Bereich zu erfüllen. Jupps Anliegen war es, mitzuwirken bei der Vermittlung marxistischer Grundlagen, gewissermaßen einem marxistischen Studium generale. Ich hatte den Aufbau eines Instituts für Deutsche Geschichte übernommen. Das war für uns beide Anlaß genug, immer wieder Erfahrungen auszutauschen. Aus der englischen Emigration kommend, verfügte Jupp über mehr westeuropäische Partei- und Personenkenntnisse als ich. Dabei war der temperamentvolle Mann in seinen Urteilen immer sachlich und wohlüberlegt; seine Ratschläge gab er freundlich, hilfsbereit, freimütig.

Natürlich faßten wir unsere wissenschaftliche Hochschullehrtätigkeit auch als eine politische auf und berieten als erfahrene Genossen mit, in welcher Weise dem Marxismus an der Leipziger Universität Heimatrecht verschafft werden konnte. Daß wir in dieser Hinsicht einen Neuanfang wagten, erwarteten auch die damaligen Studenten von uns, bei denen viele von unten auf, aus ganz neuen Gesellschaftsschichten kamen.

Jupps Autorität war nicht allein in seiner Vergangenheit als Widerstandskämpfer gegen den Faschismus begründet, er war auch beliebt als leidenschaftlich engagierter Hochschullehrer, der die Studenten durch

die Klarheit seiner Gedanken und das innere Feuer seines Vortrages gewann. Was er vermittelte, war kein tödendes Begriffsgeklapper, sondern erlebtes und dem Leben dienendes Wissen.

Jupps Wunsch, bei mir eine Dissertation über Franz Mehring zu schreiben, und zwar über seine marxistische Schaffensperiode, war mir hochwillkommen, nachdem bereits über Mehrings Werdegang ein Buch in der Leipziger Schriftenreihe veröffentlicht worden war. Was uns beide dabei bewegte, war die zwar widerspruchsvolle, aber letzten Endes doch folgerichtige Entwicklung Franz Mehrings vom radikalen Demokraten zum marxistischen Sozialisten. Überdies ging es uns auch darum, etwas nachzuholen, was jahrzehntelang vernachlässigt worden war: einem breiten Publikum Franz Mehrings Biographie zu vermitteln und seine Werke möglichst vollständig herauszubringen. Dazu fühlte sich Jupp nicht allein durch Pflicht gedrängt, sondern durch etwas ihm Verwandtes angezogen, nämlich durch die für Mehring charakteristische Verbindung von historischem Denken, musischem Gefühl und politischem Eingreifen.

Wie viele Emigranten, deren Leben nach 1933 unsicher, bisweilen fremdbestimmt und entbehrungsreich war, hatte er nicht die akademische Laufbahn im üblichen Rhythmus absolvieren können. Wer sich aufs Politische einließ, mußte mit Turbulenzen rechnen. Und schließlich gerieten wir ja auch in eine revolutionäre Umbruchzeit hinein und hatten sie sogar mitzugestalten. Um so höher ist es zu bewerten, daß Jupp in Leipzig zum anerkannten Ordinarius wurde, dem wissenschaftliche Ausstrahlung eigen war.

Wir wirkten schließlich an verschiedenen Orten, einige Zeit lebten wir gemeinsam in Berlin, dann fand er in Frankfurt am Main eine neue Wirkungsstätte. Wir trafen uns auch in regelmäßigen Abständen, je nach-

dem wie es die Zeitverhältnisse gestatteten. Immer aber blieben wir einander freundschaftlich verbunden, nie kam auch nur eine Spur einer möglichen Entfremdung selbst bei längeren Besuchspausen auf. Es war gut zu wissen, in ihm einen verlässlichen Freund zu haben. Ich habe ihm eine große Dankeschuld abzustatten, denn er trat von vornherein jenen Linken entgegen, die murrend meinten, ich hätte an einen Bismarck in meiner Biographie zu viel Zeit verschwendet. Als mich gar ein Rezensent in der »taz« des Antisemitismus beschuldigte, war es Jupp, der dies in einer öffentlichen Erklärung vehement als Infamie zurückwies. Man konnte sich schon auf ihn verlassen, auf so einen Freund.

Wenn es angesichts des schweren Verlustes, der uns alle trifft, einen schwachen Trost gibt, dann ist es der, daß ein Leben ohne Lektüre, ohne Diskussionen, ohne geistiges Dabeisein keines mehr für ihn gewesen wäre. War er doch ein geradezu leidenschaftlicher Debattierer, wenn er uns – meist frohgemut – in Berlin besuchen kam, in der knappen Zeit, die er der ihm so teuren Begegnung mit seinen Kindern und Enkeln abrang. Und immer hinterließ er Spuren. Tagelang diskutierten wir meistens noch im Nachhinein die Probleme, die aufgeworfen worden waren in einer wahren Flut drängender und bedrückender Zeitfragen.

Immer wieder kreisten die Gespräche um mögliche Veränderungen in zunehmend starrer werdenden Gesellschaftsstrukturen. Natürlich setzten wir Hoffnungen auf Gorbatschows Bemühungen um Demokratisierung des Lebens in der Sowjetunion, suchten wir nach Kräften innerhalb und außerhalb der KPdSU, die die bürokratischen Verkrustungen in Richtung eines demokratischen Sozialismus produktiv überwinden konnten. Wir litten an allem Banausischen und Bornierten in der Politik, an allem oberflächlichen Schwadronieren.

Den großen Dialektiker Lenin schätzten wir beide, wir setzten uns auseinander mit der für ihn charakteristischen Verbindung von theoretischer Denkkraft und praktischer Politik. Lenin war kein Götz für uns, sondern ein Politiker, dem schier Übermenschliches abverlangt wurde. Es scheint heute leicht geworden zu sein, ihn zu verkleinern und schwer, ihn zu verstehen. Jupp jedenfalls verstand ihn. Immer wieder strebte er danach, den Dingen auf den Grund zu gehen, die äußeren wie inneren Umstände politischen Handelns zu eruieren, auch die leisen Töne zu vernehmen, den erst angedachten Fragen behutsam nachzugehen.

Unser Freund und Genosse wird weiterleben in unserer Erinnerung als einer von denen, die nach Bertolt Brecht »mit dem Ernst des Studiums und der Heiterkeit des Wissens helfen, die Erfahrung des Kampfes zum Gemeingut zu machen und die Gerechtigkeit zur Leidenschaft.«

(Rede auf der Trauerfeier für Josef Schleifstein am 15. August 1992 in Frankfurt/M.)

Kurt Bachmann

Ein bedeutender Marxist

Fast sein ganzes Leben hat Jupp Schleifstein aktiv in der kommunistische Bewegung gewirkt. 1931, als 16-jähriger, trat er dem Kommunistischen Jugendverband Deutschlands bei, 1932 der KPD. Wegen antifaschistischen Widerstands wurde er 1934, obwohl ihm das mildere Jugendstrafrecht zustand, zu 20 Monaten Zuchthaus verurteilt. Ende 1935 gelang ihm die Emigration in die Tschechoslowakei.

Vier Tage vor der Besetzung Prags durch die faschistische deutsche Wehrmacht, konnte er am 11. März 1939 mit einer holländischen Maschine nach London fliegen. Nach einem Kurs als Elektroschweißer an einer polytechnischen Fachschule fand er durch Vermittlung eines kommunistischen Betriebsrats Arbeit im größten britischen Flugzeugmotorenwerk als Kontrolleur von Werkstücken. Er erwarb sich solches Ansehen bei seinen Arbeitskollegen, daß sie ihn – den deutschen Kommunisten – zu ihrem »Shop-Steward«, also zu ihrem Betriebsrat wählten.

Seit 1941 gehörte Jupp der Leitung der deutschen kommunistischen Emigranten-gruppe in England an. In der »Free German Youth« (FDJ) wurde er bald zweiter Vorsitzender. In deren Zeitschrift machte er seine ersten journalistischen Versuche. Fast zur gleichen Zeit war seine spätere Frau, Trude, als Flüchtling in England angelangt. Sie fand Haushaltsarbeit in einer konservativen britischen Familie und hatte sich ebenfalls der »Free German Youth« angeschlossen. Auf einer Konferenz dieser FDJ, zu der sie beide delegiert waren, lernten sie sich kennen. Im Sommer 1942 – mitten im 2. Weltkrieg – heirateten sie in London, der Stadt, die Hitlerdeutschland seit Ende 1939 bombardierte.

Nach der Rückkehr nach Deutschland 1946 wurde er stellvertretender Chefredakteur der KPD-Zeitung »Volksstimme« in Köln, seit 1948 Mitglied, seit 1949 Sekretär des Parteivorstands der KPD. Anfang der 50er Jahre traf ihn das Mißtrauen gegen Westemigranten, er verlor seine Funktionen in der KPD, konnte jedoch in der DDR weiter wissenschaftlich arbeiten. Seit 1960 arbeitete er in der Führung der verbotenen KPD. Ab 1968 engagierte er sich für den Aufbau der DKP, war viele Jahre in deren Parteivorstand und hat wesentliche Beiträge für Politik und Programmatik der DKP geleistet.

Jupp war ein großer Kenner der Werke von Marx, Engels und Lenin, ein begeisterter Anhänger ihrer Ideen. Seine große Sympathie galt Rosa Luxemburg und Franz Mehring, dessen umfangreiches Werk er mit erschloß und herausgab.

Jupp war ein unvergeßlicher Lehrer und Erzieher. Wir alle, die mit ihm enger zusammengearbeitet haben, wurden von ihm für unser weiteres Leben mitgeprägt.

Jupp war ein der Wissenschaft ergebener Forscher und Hochschullehrer, Anreger zahlreicher Studien, besonders als Direktor des Instituts für marxistische Studien und Forschungen, Autor wichtiger Werke zur Geschichte, zur Politik, zum Zeitgeschehen, zur Staatstheorie, zu philosophischen Fragen. Solange es seine Kraft noch zuließ, beteiligte sich Jupp Schleifstein aktiv im Herausgeberkreis und als Autor der Zeitschrift »Marxistische Blätter«.

Für ihn spielte das Problem historischer Konkretheit eine bedeutende Rolle. Die Untersuchung einer konkreten historischen Situation, die Erfassung der Konkretheit, der Wahrheit in jedem Entwicklungsstadium durchzog die Fülle seiner Arbeiten wie ein roter Faden.

Jupp Schleifstein war ein anregender Gesprächspartner. Besonders gern erinnere ich mich an Gespräche nach seiner Rückkehr aus der Emigration nach Köln im Oktober 1946, auf Eifelwanderungen nach Heimbach an der Ruhr und anderswohin in dieser prächtigen Landschaft. Obgleich wir den Befreiungskampf der Völker Europas vom faschistischen Joch unter gänzlich unterschiedlichen Bedingungen erlebten – Jupp in Großbritannien als Kontrolleur von Flugzeugmotoren für den Sieg der Antihitlerkoalition – ich unter bekannten Bedingungen in deutschen KZs, brachten wir in den Hauptproblemen fast übereinstimmende Auffassungen mit nach Hause, nach Köln.

Uns war klar – von deutschem Boden muß Frieden, darf nie wieder Krieg ausgehen. Wir hofften auf eine zutiefst antifaschistische, demokratische Umwälzung, damit endlich die Menschenrechte, die bürgerlichen Errungenschaften seit 1789, die der Hitlerfaschismus zerstört hatte, in ganz Deutschland zum Tragen kämen. Im Potsdamer Abkommen sahen wir die einzig mögliche konkrete Alternative, in ganz Deutschland den Weg zur demokratischen Erneuerung im antifaschistischen Sinn zu gehen. Entscheidende Voraussetzung war, Verbrechen gegen den Frieden, Kriegsverbrechen, Verbrechen gegen die Menschlichkeit wie die planmäßige Vernichtung der europäischen Juden, die Behandlung der polnischen und russischen Bevölkerung als Untermenschen, zu bestrafen und für alle Zukunft auszuschließen. Alle Wurzeln von Faschismus und Krieg, alle wirtschaftlichen, ideologischen, historischen und anderen Gründe sollten in einem allmählichen Prozeß der Herausbildung wahrhaft demokratischer

Verhältnisse ausgerottet werden. Gemeinsam haben wir das Potsdamer Abkommen als Chance verteidigt, auch dann noch, als sich die Lage längst verändert hatte.

Jupp war ein hervorragender marxistischer Wissenschaftler und überzeugter Kommunist. Vor allem aber war er ein großartiger Mensch: bei all seinen Kenntnissen und Fähigkeiten bescheiden, duldsam, zuallererst von der Güte seiner Mitmenschen überzeugt. Darum haben ihn auch die im Zusammenhang mit der Krise des Sozialismus und der kommunistischen Bewegung aufbrechenden scharfen Auseinandersetzungen in der DKP besonders betroffen gemacht. Er verließ die Partei, ohne seine marxistische Weltanschauung zu ändern.

Das Wort, jeder Mensch sei ersetzbar, stimmt nicht. Jupp Schleifstein wird uns fehlen. Er hat eine Lücke in unseren Reihen hinterlassen, die kaum auszufüllen sein wird. Aber seine außerordentlich schöpferische Arbeit als bedeutender marxistischer Autor, als Wissenschaftler von internationalem Rang und Ansehen, sein umfassendes wissenschaftliches Erbe wird in der Arbeiterbewegung weiterleben. Nach besten Kräften und bestem Wissen werden wir für die Sache weiterwirken, der er sein ganzes Leben gewidmet hat: für die Befreiung der Ausgebeuteten und Unterdrückten, für eine Welt der Gerechtigkeit und des wahrhaften Humanismus.

Jürgen Kuczynski

Ein Freund

Wahrscheinlich kenne ich unter seinen Freunden Jupp am längsten. Im Exil in England war er einer der Vielversprechenden in einer Reihe begabter junger Kommunisten, die später in der DDR oder in der BRD eine beachtliche Rolle spielten.

Daher ist er, wie so viele von uns, natürlich auch ich, durch sehr verschiedene Lebens- und Arbeitsphasen gegangen und war auch zeitweise begeisterter Stalinist wie Dogmatiker. Da ich früher als er – nämlich nach dem XX. Parteitag der KPdSU und der Chruschtschow-Rede – mich von der in der SED und KPD bzw. DKP vorherrschenden anti-leninistischen Linie befreite, gab es auch eine Situation (1957/58), in der Jupp heftig gegen mich auftrat.

Doch später wurde er ein wunderbarer Schüler Lenins und – klug war er auch zuvor – gütig-weise. Waren wir früher »alte Bekannte«, so wurden wir in den letzten Lebensjahrzehnten gute Freunde.

Großartig, wenn einer 30 Jahre alten Bekanntschaft als Genossen noch ein Vierteljahrhundert so guter Freundschaft folgt! Welch schöne Erinnerung an Jupp bleibt mir, bleibt uns allen!

Frank Deppe

Authentisch im Widerspruch

Ich habe von Prof. Josef Schleifstein zuerst im Jahre 1968 gehört. Ich las damals in einer Zeitung, daß bei einer großen Studentenversammlung unter freiem Himmel – in Frankfurt/M. – eben dieser Professor über Rosa Luxemburg gesprochen habe. Nur wenig später habe ich ihn persönlich kennengelernt. Unser erstes Gespräch in Marburg bezog sich – soweit ich mich erinnere – auf die bevorstehende Gründung des IMSF in Frankfurt.

Danach begann jene mehr als zwei Jahrzehnte andauernde Kooperation mit ihm. Diese habe ich nicht allein als eine Periode ertragreicher wissenschaftlicher und politischer Zusammenarbeit erfahren, in der der Respekt vor seinem historischen und theoretischen Wissen, aber auch vor der kritischen Methode seines Herangehens an – wie wir wissen – äußerst komplexe, krisen- und schmerzhaftes gesellschaftliche und politische Prozesse – zumal in den letzten Jahren – beständig zugenommen hat. Es war zugleich eine Erfahrung von Begegnungen und Gesprächen, in der mir dieser Mensch immer mehr ans Herz gewachsen ist. Um so schmerzlicher das Wissen, daß er seit einem Jahr furchtbar gelitten hat – und zwar nicht allein physisch, sondern auch deshalb, weil seine für diesen schwierigen gegenwärtigen Prozeß der Realitätsverarbeitung, der Neubestimmung und Erneuerung der sozialistischen Linken so außerordentlich wichtige Stimme verstummte.

Worauf gründet sich dieser Respekt, ja diese tiefe Wertschätzung für Jupp Schleifstein? Ich selbst hatte – mit anderen – das Glück, daß ich seit den frühen 60er Jahren über Wolfgang Abendroth in Marburg und über die Arbeit im SDS einige der Überlebenden – und damals in der Bundesrepublik der Adenauer-Ära politisch und sozial marginalisierten, auch neu Verfolgten – der sozialistischen und kommunistischen Arbeiterbewegung Deutschlands vor 1933 kennengelernt habe. Ich nenne nur Fritz Lamm, Heinrich Brandler, Willi Bleicher, Schorsch Jungclas – und von der damals illegalen KPD Peter Gingold, Kurt Bachmann, dann – etwas jünger – Josef Schleifstein. Sie verkörperten für uns eine Geschichte, die aus dem offiziellen Selbstverständnis dieser Republik in der Zeit des Kalten Krieges vollständig verdrängt und verbannt war: die Geschichte des großen geschichtlichen Impulses, der von der Oktoberrevolution des Jahres 1917 ausgegangen war, auch die Geschichte von Niederlagen, Fehlern, Versäumnissen bis zur großen Niederlage des Jahres 1933, die Geschichte des antifaschistischen Widerstandes, von Verfolgung,

grauenhafter Unterdrückung und Folter in den KZs und Zuchthäusern, die Geschichte der Emigration, und dann wiederum nach 1945 die kurze Periode der großen Hoffnungen, wie sie etwa im »Buchenwalder Manifest« zur Sprache gebracht worden waren.

Ich will die Differenzen und den Richtungsstreit, den es gab, gar nicht nachträglich herunterspielen. Jupp selbst hat dazu im Jahr 1990 geschrieben: »Die Trennungslinie zwischen Linkssozialisten und Kommunisten (bei uns, aber auch in anderen Ländern) verlief vor allem an der Stellung zu den sozialistischen Ländern, zur geschichtlichen Erbschaft der Stalinperiode, zur Geschichte der kommunistischen Bewegung, zum Problem der Demokratie im Sozialismus«. Dennoch – und darum geht es mir zunächst – es war die Kraft, die solche historischen Erfahrungen über die Persönlichkeit ausstrahlten, die auf neue Generationen gewirkt hat.

Für seine Entwicklung als Kommunist hat Jupp im Gespräch mit uns im Jahre 1986 auf die Frage, ob man nach all den historischen Rückschlägen seit den 20er Jahren überhaupt noch Kommunist bleiben konnte, folgendes geantwortet: »Da darf man auch nie das Grundmotiv vergessen, das Grundmotiv schon der alten Sozialisten, dann der Kommunisten, die der Meinung waren: Seit dem 4. August 1914 ist der Weg der Sozialdemokratie nicht mehr der Weg des Sozialismus. Der Anschauungsunterricht, den uns die Sozialdemokratie gibt, zwingt uns einen anderen Weg auf. Aber dem lag zugrunde: der Kapitalismus kann die Menschheitsprobleme nicht lösen. Unsere Probleme sind Krieg, Krisen, Arbeitslosigkeit und die Unmöglichkeit des Systems, den Menschen eine freie Entfaltung ihrer Fähigkeiten und Talente zu ermöglichen, allen gleichermaßen, Frauen und Männern. Das war ja der Grund, weshalb wir Kommunisten geworden waren«.

Und im gleichen Zusammenhang äußerte er sich über den »historischen Optimismus«. Auch das will ich zitieren, weil es mir – gerade im Zusammenhang des Vorangehenden – für die Charakterisierung dieser Persönlichkeit besonders symptomatisch scheint: »Wir sind sozusagen oft von der Wirklichkeit getäuschte Optimisten. Aber ohne diesen fundamentalen Optimismus ist heute kaum noch zu leben. Ich habe mich immer gewandt gegen jenen rosafarbenen Optimismus und ihn emotional nie vertrauen. Ich habe immer gern das Wort von Romain Rolland nach dem Ersten Weltkrieg – von dem durch Leiden, durch Krisen und Katastrophen hindurchgegangenen Opti-

mismus – zitiert ... Es ist ein Optimismus, der nicht schönfärbt, der die Gefahren nicht verniedlicht, ein Optimismus des »Trotz alledem!<.... Das ist der einzige wirklich revolutionäre Optimismus.«

Ich habe lange darüber nachgedacht, wie wohl aus meiner persönlichen Erfahrung, aber durchaus auch im Sinne von Objektivierung, diese Persönlichkeit am treffendsten zu charakterisieren sei. Jupp war – so will es ich formulieren – authentisch, glaubwürdig im Widerspruch.

– Er war als führender Funktionär der KPD und der DKP in prinzipiellen Fragen fest und sehr diszipliniert. Er ließ aber auch erkennen, daß diese Disziplin gegenüber der Organisation – vor allem in ihren internationalen Verpflichtungen – auch ein Zeichen einer – so glaubte er, historisch zu überwindenden – Schwäche sein konnte. So forderte er uns jüngere Historiker immer wieder – vor allem im letzten Jahrzehnt – auf, in der Forschung und Darstellung rücksichtslos – in bezug auf die Wahrheit – zu sein. Stets hat er wissen lassen, daß die Biographie eines Kommunisten seiner Generation nicht frei von Widersprüchen, Illusionen und auch schwerwiegenden Fehleinschätzungen sein konnte.

– Sein Interesse für theoretische und philosophische Grundsatzfragen des Marxismus war stets begleitet von der Mahnung, die Fragen der Theorie und der Politik historisch-konkret zu formulieren und zu erforschen. Immer wieder hat er an Lenins Postulat von der notwendigen »konkreten Untersuchung einer konkreten historischen Situation« erinnert. Er war wohl davon überzeugt, daß nur so der immer wiederkehrenden Gefahr einer Dogmatisierung des Marxismus und vor allem des Leninismus entgegengewirkt werden könne. Das Aufspüren der konkreten geschichtlichen Dialektik der Kräfteverhältnisse und der gesellschaftlichen und politischen Kämpfe – gleich unter welchen Bedingungen – das hat ihn stets in seiner Arbeit und im Gespräch ausgezeichnet. So konnte er andere Positionen, Kritik an der eigenen Position ernst nehmen. Es war seine Stärke, daß er mit solchen Positionen und den Personen, die sie vertraten, nicht taktisch umging.

– Authentisch im Widerspruch, das war auch und vor allem die Biographie eines Menschen, der als Jude polnischer Herkunft, als junger Kommunist von jenen Deutschen gefoltert, inhaftiert und als Staatenloser vertrieben wurde, die im Namen des Faschismus die Ausrottung gerade dieser Menschengruppen zum Programm erhoben hatten – und der 1946 nach Deutschland mit dem Willen zurückkehrte, am Aufbau eines neuen Deutschland – eines antifaschistischen, demokratischen und sozialistischen Deutschland – mitzuwirken. Ich denke, daß es in erster Linie seine Frau ist, die mit ihm zusammen erfahren hat, welche Kraft nicht allein aus weltanschaulicher Überzeugung, sondern auch aus gemeinschaftlicher Le-



IMSF-Konferenz anlässlich des 70. Geburtstages von J.S. am 16./17. März 1985

benserfahrung geschöpft werden muß, um sich dieser Herausforderung (die ja mit neuen Unsicherheiten und Gefahren verbunden war) zu stellen.

– Ein Autodidakt, der erst spät – dazu noch aufgrund für ihn selbst und seine Familie äußerst harter und gefährlicher politischer Umstände – die Gelegenheit zum systematischen wissenschaftlichen Arbeiten erhielt; einer, der mit Leib und Seele Wissenschaftler, Professor und Institutsdirektor war, der jedoch auf der anderen Seite vor Stolz errötete, wenn er daran erinnert wurde, daß er in der britischen Emigration von den Arbeitern seines Betriebes zum Shop Steward gewählt worden war, und der Jüngere stets ermahnte, ihre wissenschaftliche Arbeit mit der wirklichen Arbeiterbewegung zu verbinden.

– Wir haben ihn – und tun es auch heute – ganz selbstverständlich und fast zärtlich »Jupp« genannt, obwohl doch dieser bescheidene und hochsensible, sich selbst immer zurücknehmende Mensch, der nur zögernd zugeben wollte, daß er ein großartiger Pianist war und Mozart über alles liebte, so wenig jenem heroischen Bilde entsprechen wollte, das in der kommunistischen Arbeiterbewegung z.B. dem Bergarbeiter aus dem Ruhrgebiet mit dem Namen »Jupp« vorbehalten schien.

Wir haben Jupp Schleifstein zu danken! Er verfügte über die großartige Fähigkeit, Nüchternheit und Illusionslosigkeit in der

Analyse der konkreten Situation einzufordern, aber gleichzeitig andere zum theoretischen und praktischen Arbeiten, zur Wissenschaft und zur Politik zu motivieren. Ich denke, daß es gerade im letzten Jahr für ihn sehr wichtig war zu wissen, daß ein bedeutender Teil der Arbeiten, den er mit angeregt hat, weitergeht – entsprechend den heutigen geschichtlichen Bedingungen, entsprechend den verschiedenen Fähigkeiten, Möglichkeiten und auch Bedürfnissen derjenigen Menschen, die sich für diese Arbeit engagieren. Aber sie geht weiter! So kann ein Teil dessen fortgeführt werden, woran er selbst gearbeitet hat.

Jupp selbst war gerade in den letzten Jahren wie kaum ein anderer darum bemüht, sich der Realität des – wie er sagte – »Scheiterns des stalinistischen Sozialismusmodells und des mit ihm verbundenen Typs kommunistischer Parteien« in der Perspektive einer Neubegründung des Projektes »Sozialismus« zu stellen. Was mag es wohl für ihn bedeutet haben, im Gespräch mit mir und anderen zu betonen, daß der Weg der russischen Oktoberrevolution des Jahres 1917 erschöpft sei, daß es nunmehr darauf ankomme, neu zu beginnen?

Was bleibt? Es ist gewiß zu früh, die Frage eindeutig zu beantworten; die Geschichte dieses Jahrhunderts und seiner Resultate ist – obwohl die Resultate so brutal eindeutig erscheinen – noch längst nicht abgeschlossen. Aber es bleibt die Erinnerung an diesen

INTELLIGENZ, INTELLEKTUELLE & ARBEITERBEWE IN WESTEUROPA

Menschen, an seine vorbildliche Kraft, an das, wofür er gelebt hat und deshalb auch an das, was er an uns Jüngere weiterzugeben vermochte. Und dabei bleibt uns Nachgeborenen auch die Pflicht, nicht nur ihm, sondern auch seinen Genossinnen und Genossen zu sagen: Ihr gehörtet zu den Besten Eurer Generation!

Die Bescheidenheit, zu der uns die Realität zwingt, ist Euch aufgrund Eurer Lebenserfahrungen nicht fremd. Deshalb sollten wir dabei zwei »Botschaften« von Jupp mit auf den Weg nehmen. Die erste lautet: »Sozialistische Ideen und Bewegungen sind aus den realen gesellschaftlichen Bedingungen der kapitalistischen Gesellschaft hervorgegangen, kapitalistische Not, soziale Ungerechtigkeit, Ausbeutung, Ressourcenvergeudung, Zerstörung der natürlichen Lebensbasis, Frauenunterdrückung, moralische Entwürdigung werden sie auch in Zukunft erzeugen«. Die zweite Botschaft lautet: »Laßt uns ohne Vorbedingungen, ohne Anspruch auf Wahrheitsbesitz, ohne durch geheiligte Etiketts tabuisierte Richtungsvorgaben zusammenkommen, um gemeinsam über Voraussetzungen und Grundlagen eines Neubeginns zu beraten«.

Jupp Schleifstein wird uns dabei sehr fehlen!

(Rede auf der Trauerfeier für Josef Schleifstein am 15. August 1992 in Frankfurt/M.)

Wolfgang Fritz Haug

Erinnerung an Josef Schleifstein

Ich sehe diesen zierlichen Mann vor mir, den Kopf zur Seite geneigt, ich weiß nicht, ob es eine Haltung des Zuhörens oder eine der Müdigkeit ist. Ich höre seine klar artikulierte, helle, musikalische Stimme, die eindringliche Bedächtigkeit, in der er die Worte setzt, so ganz anders als die üblichen Funktionsverlautbarungen.

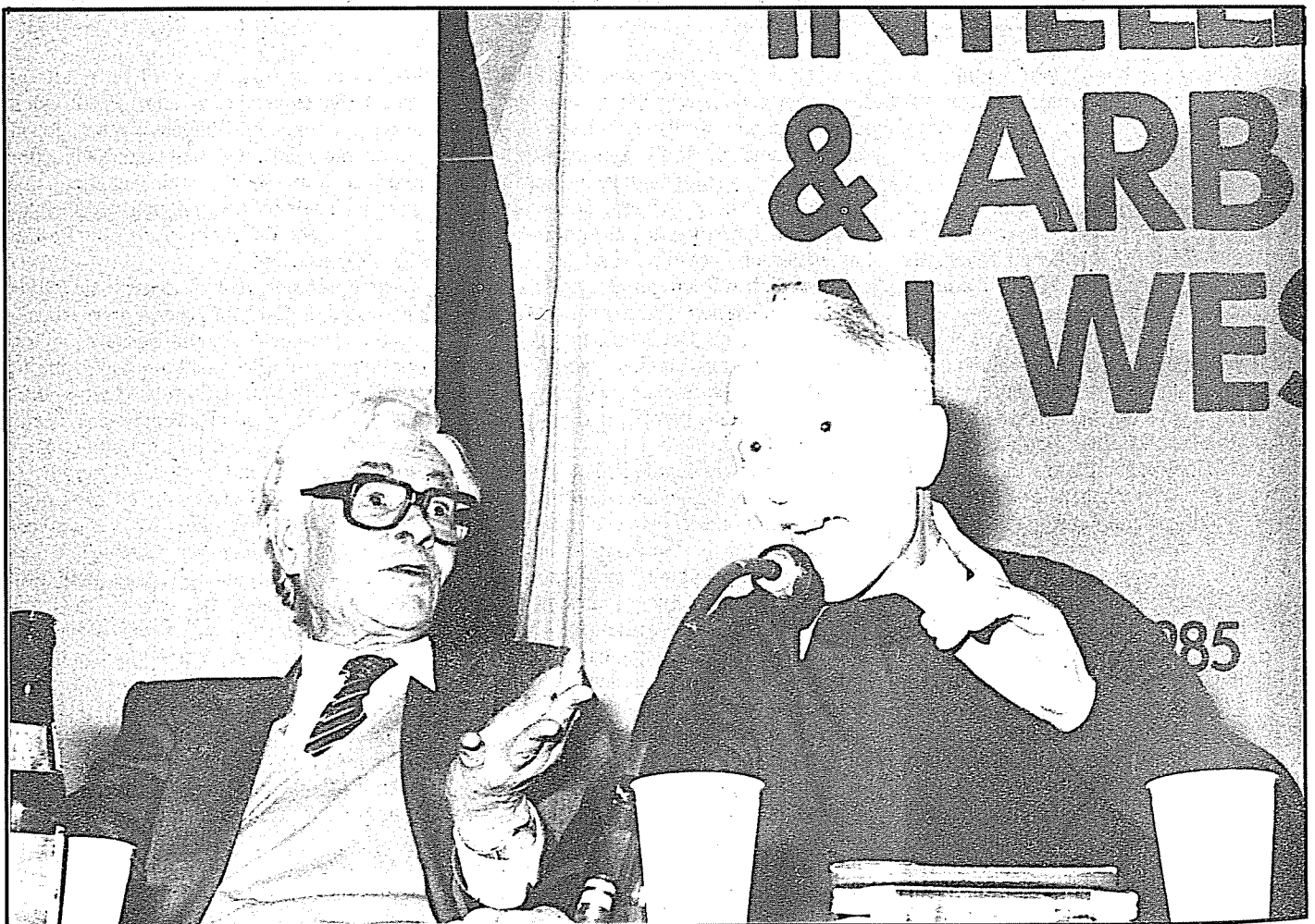
Sein Leben ist eingeschrieben in die Jahrhunderttragödie der kommunistischen Arbeiterbewegung. Jüdischer Herkunft, Westemigrant, und doch in der von Stalin verkörperten Linie, die sich des Erbes Lenins in einer noch immer kaum gedachten Mutation bemächtigt hatte. Daß er sich besonders zu Franz Mehring und Rosa Luxemburg hingezogen fühlte, deutet auf die Widersprüche, in die er sich und die er in sich zu integrieren hatte. Seine Bestimmtheit in Fragen historischer Erfahrung verband er mit großer persönlicher Bescheidenheit.

Als Leiter des IMSF verstand es Josef (»Jupp«) Schleifstein, diesem Theorie-Institut der DKP eine weit über deren Grenzen hinausstrahlende Bedeutung im intellektuellen Feld zu verleihen. So waren auch die Beziehungen zwischen einer unabhängigen Theoriezeitschrift wie dem Argument und dem durch Schleifstein personifizierten IMSF über lange Jahre gut. Sie blieben es ein knappes Jahrzehnt, während dessen wir vom Argument uns immer schlimmerer Ketzerereien schuldig machten, Unterschriften gegen Biermanns Ausbürgerung sammelten, Bahros Verurteilung verurteilten, den militärisch-industriellen Komplex der Sowjetunion kritisch unter die Lupe nahmen, von den theoretischen Arbeiten und der feministischen »Abweichung« zu schweigen.

In den sich zuspitzenden Konflikten war er stets auf der Gegenseite; aber er war es auf eine Weise, die eine Fortsetzung der

Debatte im Geiste wechselseitigen Respekts nie ausschloß. Diese kluge und menschlich ansprechende Flexibilität hatte durchaus Züge eines idealen »Jesuiten der Revolution«. Wenn das Argument lange Jahre im Ruch der DKP-Nähe stand, so war dies auch ein Erfolg Schleifsteins, der im Unterschied – und es war wohl kein Gegensatz – zu den meisten seiner führenden Genossen den Bruch zu vermeiden verstand. Wo er das Sagen hatte, wurden vorbereitete Verurteilungsartikel, die auf die bekannte Art geschrieben waren, zurückgehalten, während in West-Berlin, wo man allerdings näher aufeinander saß, unflätige Entlarvungsartikel erschienen.

Zwei intensive Momente in unserer eher sporadischen Beziehung haben mir unauslöschlichen Eindruck gemacht. Als wir einmal über intellektuelle Kontroversen sprachen – es könnte zur Zeit der Widerspiegelungs-Diskussion im Argument gewesen sein –, öffnete er mir die Augen über die Bedeutung von Intellektuellenfeindschaften als einem Faktor in der Geschichte der Arbeiterbewegung, der die Tendenz zur unkontrollierbaren Verselbständigung hat. Ein andermal – es könnte zu Beginn der siebziger Jahre gewesen sein, als ich wie viele andere die Illusion hegte, der östliche Sozialismus und die ihm verbundenen Institutionen und Parteien seien reformfähig – fragte



Im Gespräch mit Wolfgang Abendroth

ich ihn unter vier Augen, ob er meine, Frigga und ich sollten »in die Partei eintreten«. Denkwürdigerweise riet er ab. »Weißt Du«, sagte er sinngemäß, »außerhalb der Partei könnt Ihr das, was Ihr tut, besser machen«. Ich weiß nicht, ob er uns als eine Art Einflußagenten betrachtete oder ob er – und ich möchte es gerne glauben – begriff, daß es unter allen Umständen unabhängiger theoretischer Arbeit und entsprechender Theorieorgane bedarf. Dafür sprach auch, daß er sich, was mich anging, Kritik gefallen ließ und seine Hand über riskante Erneuerungsversuche hielt. Mitte der siebziger Jahre rezensierte ich seine »Einführung in das Studium von Marx, Engels und Lenin«. Für die westliche Nachkriegsgeneration war das Buch wichtig, weil es nicht etwa die schwer erträgliche Handbuchideologie verbreitete, sondern das Interesse auf die Originalschriften lenkte, deren Unvereinbarkeit mit der Ideologie ich in der Rezension zu nutzen versuchte. Ich warf Schleifstein drei Entstellungen des Marxschen Denkens vor: die Verkehrung eines offenklaaren dialektischen Denkens in eine quasi-metaphysische Philosophie, die Verwandlung der Kritik der politischen Ökonomie in eine Politische Ökonomie plus Parteilichkeit und die Ersetzung von Vergesellschaftung durch Verstaatlichung. Kurz, ich griff das Stalinsche Muster an, indem ich mich auf das bei Schleifstein reichlich zitierte, jenem Muster frontal Widersprechende des Marxschen Denkens stützte. Dieser Widerspruch muß ja auch in Schleifstein gewirkt haben. Obwohl das von mir angegriffene Muster bei ihm bewußt dominierte, war es, als ob da ein Gegenwille am Werk wäre, der die Emanzipation der gefangenen Impulse wünschte. Jedenfalls erhielt ich fünf Jahre später, 1980, die Einladung, etwas zur Festschrift anlässlich seines 65. Geburtstags zu schreiben. Ich entschied mich für ein Thema, das mir schon seit einem Jahrzehnt im Kopf herumspukete: Bertolt Brecht als Philosophen ernstzunehmen und seine Denkimpulse mit den gleichermaßen fragmentarischen von Antonio Gramsci zu vergleichen. Die Herausgeber erhoben Einwände, die ich mit immer neuen Verdeutlichungen im Text beantwortete. Irgendwann hat man dann grünes Licht gegeben, und ich male mir gern aus, daß Jupp dahinter stand. Drei Jahre später durfte ich ein letztes Mal in einer »offiziellen« Veröffentlichung schreiben, in einem Band, der unter Mitwirkung von Schleifstein zum hundertsten Todestag von Marx herausgegeben wurde. Aber kein selbständiger Text wurde zugestanden, nur eine Antwort auf eine Umfrage. Obwohl sie im Inhaltsverzeichnis nicht eigens ausgewiesen ist, entging sie nicht den Zensurorganen in der DDR, sondern überschattete die dortige offizielle Rezeption des gesamten Buches: man wolle sich nicht einmischen in Belange einer Bruderpartei, hieß es in einem Artikel in der Deutschen Zeitschrift für Philosophie, aber Sätze wie die folgenden seien jenseits des Hin-



J.S. Ende der 60er Jahre

nehmbaren: »Den Marxismus gibt es nicht, wir müssen ihn uns nehmen. Den Marxismus gibt es nicht, es gibt Marxismen. ... Der Marxismus kann nicht nur Sache einer Partei, auch nicht von Parteien sein. ... Was die christlichen Kirchen in langer und blutiger Geschichte bitter gelernt haben, steht den Marxisten noch bevor: eine ökumenische Haltung, ein marxistischer Zusammenhalt im Widerspruch.« Jupp Schleifstein verkörperte auch Haltungen und Einsichten, die an sich dieser Vorstellung entsprachen.

Als freilich im Parteiverlag der DKP 1984 die umfassende Abrechnung Krise des Marxismus oder Krise des »Argument«? erschien, die als Lehrstück unglaublicher Verblendung erinnert zu werden verdient,¹ da war er nun doch unter den Herausgebern. Daß wir die deutsche Fassung des Kritischen Wörterbuchs des Marxismus veröffentlichten, hatte das Faß zum Überlaufen gebracht. Unsere Theoriezeitschrift wurde als eine Art Konkurrenzpartei wahrgenommen. In jenem Abrechnungsband polemisierte Schleifstein gegen einen Versuch von Michael Jäger, Anknüpfungspunkte für alternative dezentrale Politikmuster bei Marx zu finden. Wo unsere Versuche der Aktualisierung Marx', so der Titel des hundertsten Argument-Sonderbands, zweifellos Schwächen hatten, sah er nurmehr Irrtümer, die sich, wie er meinte, mit einem unverständenen Marx tarnten. In einem offenen Brief, der ans Argument gerichtet war, warf er uns vor, einem von Praxis unbefleckten Marx-Idealismus zu huldigen. Er sah nicht, daß

wir uns als Intellektuelle bis an die Grenze des Lebbaren den Kopf zerbrachen auf der Suche nach innersozialistischen politischen Alternativen. Statt mit einer Verteidigung auf jene Anklagen zu antworten, brachte ich 1985 unter dem Titel Pluraler Marxismus die Gründe auf den Begriff.

Im Perestrojka-Journal² erzähle ich (sehr kurz und vieles im Unausgesprochenen lassend) von unserer letzten Begegnung am 18. November 1989, also ein paar Tage nach Öffnung der »Mauer«. Der Gang der Dinge im Osten hatte uns bei Jupp ins historische Recht gesetzt. Daß er sagte, sich geirrt zu haben, und uns nachträglich recht gab, flößte mir ein Gefühl der Beschämung ein, die sich in die Bedrückung mischte, daß dies alles zu spät kam. Zu den vielen unfaßbaren Nachrichten der Umbruchszeit kam ein Jahr später die von seinem DKP-Austritt.

Für uns einzelne ist der Tod das letztendliche Zu-spät. Die Nachricht vom Tode des Siebenundsiebzigjährigen traf uns »unerwartet«, wie man, um Worte verlegen, sagt, wenn sich alles in einem gegen eine Nachricht wehrt, welche die Schatten ungeliebten Lebens heraufbeschwört.

¹ Hans Heinz Holz, Thomas Metscher, Josef Schleifstein u. Robert Steigerwald (Hg.), *Marxismus - Ideologie - Politik. Krise des Marxismus oder Krise des »Arguments«?* Frankfurt/M 1984.

² Vgl. W. F. Haug, *Versuch, beim täglichen Verlieren des Bodens unter den Füßen neuen Grund zu gewinnen* - Das Perestrojka-Journal, Hamburg 1990, S. 134.

Josef Schleifstein

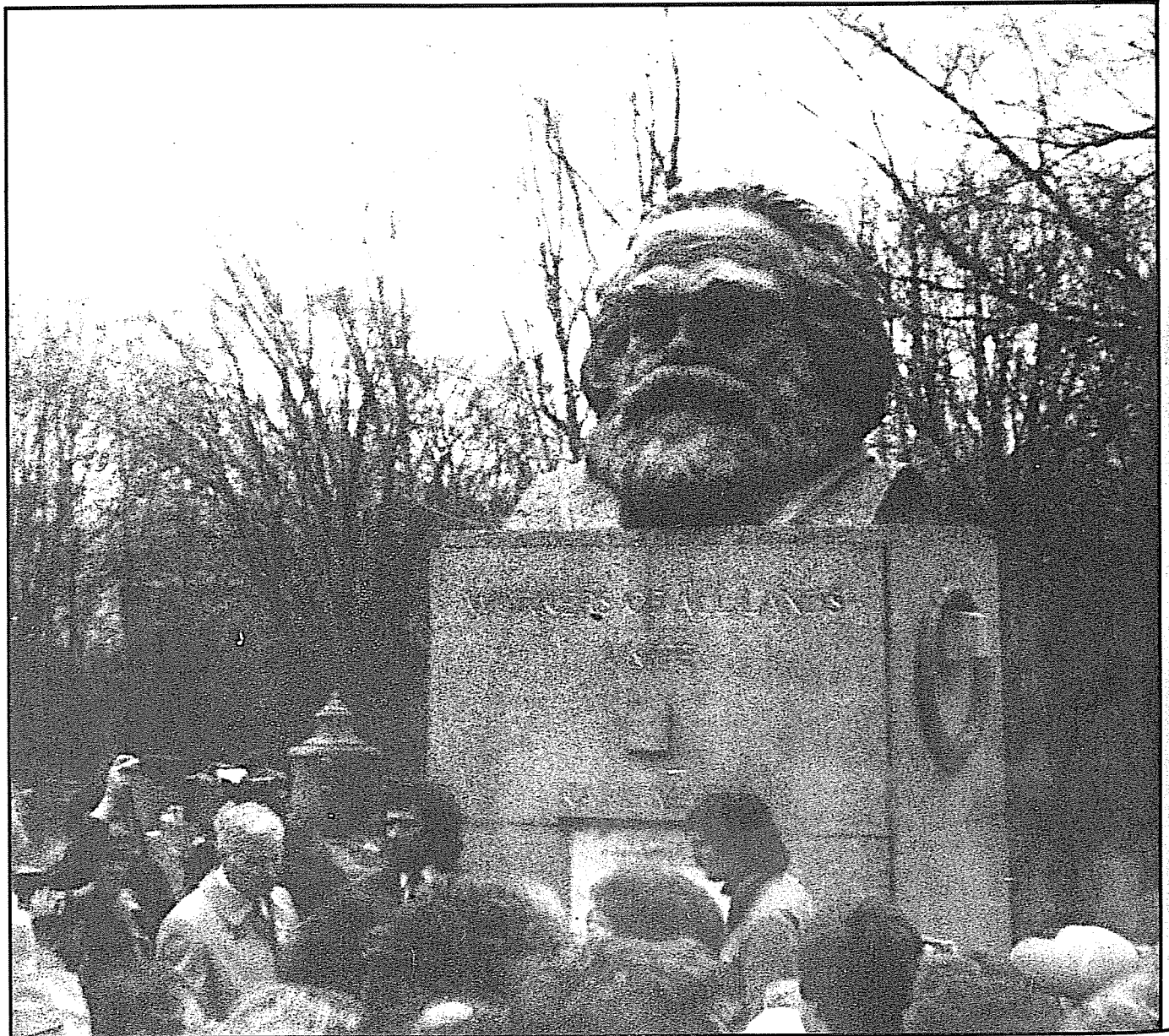
Wie wurde so einer Kommunist

Mein Vater sympathisierte mit den Kommunisten, meine Mutter wurde 1928 Mitglied der KPD. Ich war zunächst als Gymnasiast der einzige Sozialdemokrat in unserer Familie. Ich nahm die Auffassung meiner Eltern erst nach dem 1. Mai 1929 an, als ich 14 Jahre alt war und als in Berlin 33 Arbeiter auf dem Pflaster lagen, erschossen auf Befehl des sozialdemokratischen Polizeipräsidenten Zörglebel. Das konnte ich mit meinen 14 Jahren in der Familie nicht verteidigen. Natürlich gibt es allgemeine Ursachen: Infolge meiner kleinbürgerlichen Herkunft kannte ich keinen Hunger, keine extreme Not. Aber

da war ein Überfluß an Waren, an Gütern, doch die Menschen konnten sie nicht kaufen. Ein unerhörter Reichtum, aber 6 bis 7 Millionen Arbeitslose und die Menschen hungerten, bekamen eine Hungerunterstützung. Und wenn man dann gewisse moralische, ethische Antriebe hatte, dann war es im Grunde unvermeidlich, sich der Arbeiterbewegung anzuschließen. Wobei man sagen muß, daß dies damals ja viel leichter war, als für euch heute. Denn die kommunistische Bewegung in Deutschland war eben damals eine Massenbewegung mit 6 Millionen Wählern im November 1932. Man isolierte sich zwar auf

dem Gymnasium, man isolierte sich dann auch noch im Studium, wo alles bürgerlich-konservativ, reaktionär, ja sogar nazistisch war. Aber man isolierte sich ja nicht in der Gesellschaft, in der Bevölkerung.

(MSB Spartakus (Hrsg.), Intellektuelle in der Arbeiterbewegung. Eine Diskussion mit Wolfgang Abendroth, Hans Brender und Josef Schleifstein am 16.3.1985, Dortmund 1986, S.8)



Meeting des IMSF am 14. März 1983 zum 100. Todestag von Karl Marx auf dem Highgate-Friedhof in London

Josef Schleifstein und seine Zeit

Biographische Daten



Mai-Demonstration in Köln Ende der 60er Jahre. 2. Reihe Mitte Kurt Bachmann, links Heinz Humbach

1. August 1914

Kriegserklärung des Deutschen Reiches an Rußland. Beginn des 1. Weltkrieges.

15. März 1915

Josef Schleifstein wird in Lodz, Russisch-Polen, während eines Besuches seiner Mutter, Miriam, geboren. Seine Eltern sind jüdisch-polnischer Herkunft ohne religiöse Bindungen. Der Vater, Hermann Schleifstein, Lehrer und Sozialist, emigriert schon vor dem ersten Weltkrieg wegen politischer Betätigung zuerst in die Schweiz und dann nach Deutschland. 1913 wohnten die Eltern mit dem erstgeborenen Sohn Max in Leipzig. Die Rückkehr der Mutter ist wegen der Kriegsergebnisse nicht möglich.

25. Oktober 1917

Beginn der Oktoberrevolution in Petrograd unter Führung von Lenin und Trotzki.

9. November 1918

Beginn der Novemberrevolution in Berlin.

Ende 1918

Rückkehr der Mutter mit Josef nach Leipzig, wo der Vater nach dem Krieg als Lehrer beschäftigt ist. Die Mutter betreibt ein kleines Kurzwarengeschäft. Der Vater sympathisiert in den 20er Jahren mit der KPD, die Mutter tritt 1928 der KPD bei. Besuch der Volksschule.

30. Dezember 1918

Gründung der KPD in Berlin unter Führung von Karl Liebknecht (geb. 13. August 1871) und Rosa Luxemburg (geb. 5. März 1871).

15. Januar 1919

Ermordung von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg durch konterrevolutionäre Offiziere in Berlin.

29. Januar 1919

Franz Mehring (geb. 27. Februar 1846) gestorben.

1925

Eintritt ins Realgymnasium; zeigte schon als 6jähriger Talent zum Pianisten. Ausbildung bei befreundetem Musikprofessor, Auftritte bei Schulfesten, im Rundfunk u.a.

1. Mai 1929

Blutmai in Berlin: Ermordung von über 30 trotz Verbots zum 1. Mai demonstrierender Berliner Arbeiter durch die Polizei.

1931

Tod des Vaters. Eintritt in den Kommunistischen Jugendverband (KJVD), Mitarbeit in Kultur- und Agit-Prop-Gruppen.

1932

Eintritt in die KPD, Freundschaft mit Herbert Bochow.

30. Januar 1933

Ernennung Hitlers durch Reichspräsident von Hindenburg zum Reichskanzler. Beginn der Herrschaft der Faschisten in Deutschland.

1933

Aufnahme eines Musikstudiums an der Musikhochschule Leipzig; Freundschaft mit dem Musiker Otto Goldhammer.

März 1933

Beginn der illegalen Arbeit für die KPD als Kurier und Mitarbeiter der Bezirksleitung Westsachsen der KPD, Zusammenarbeit mit Rudolf Lindau.

1. November 1933

Verhaftung in Leipzig, Gestapohaft, Folter; Begegnung mit Georgi Dimitroff im Gefängnis, der in Leipzig im »Reichstagsbrandprozeß« angeklagt ist.

Juni 1934

Prozeß, Verurteilung wegen »Vorbereitung zum Hochverrat« zu 1 Jahr und 10 Monaten Zuchthaus; Haft in der Jugendabteilung des Zuchthauses Waldheim; Selbstbildung, u.a. Auseinandersetzung mit der nazistischen Rassentheorie (ein später auf dieser Grundlage in der Prager Emigration entstandenes, 70 Seiten umfassendes Manuskript ging verloren).

September 1935

»Nürnberger Rassengesetze« durch den Parteitag der Nazi-Partei proklamiert.

Ende 1935

Entlassung aus dem Zuchthaus und Abschiebung als Staatenloser nach Polen ohne Papiere und Unterhaltsmittel; kurzzeitiger (illegaler) Aufenthalt bei Verwandten; von dort illegaler Grenzübertritt und Emigration in die CSR.

ab Dezember 1935

Anschluß an die deutsche politische Emigration in Prag; Einsatz als politischer Kurier des ZK der KPD; Verhaftung als »Komininternagent« und zeitweise Verbannung nach Südmähren; erwirbt den Lebensunterhalt durch Stundengeben; Unterstützung der Mutter in Leipzig; Selbstbildung in der Universitätsbibliothek und in Bildungsgruppen der Emigration (vor allem Philosophie und Geschichte); Freundschaft mit dem 1945 in Auschwitz ermordeten Musiker Gideon Klein, der im KZ später berühmt gewordene Musik schuf und erst postum weltweite Anerkennung fand; Mitarbeit in der kommunistischen Exilpresse und Parteiorganisation; ab 1936 Freundschaft mit der kommunistischen Illegalen und Schauspielerin Elli Schliesser.

1. Oktober 1938

Einmarsch der faschistischen Deutschen Wehrmacht in das Sudetengebiet.

9. November 1938

Reichsweite Judenpogrome in Deutschland (»Reichskristallnacht«).

11. März 1939

Ausreise mit dem letzten offiziellen KLM-Flug nach London; Beginn des 7 1/2-jährigen Exils in England.

15. März 1939

Einmarsch der Hitlertruppen in Prag.

23. August 1939

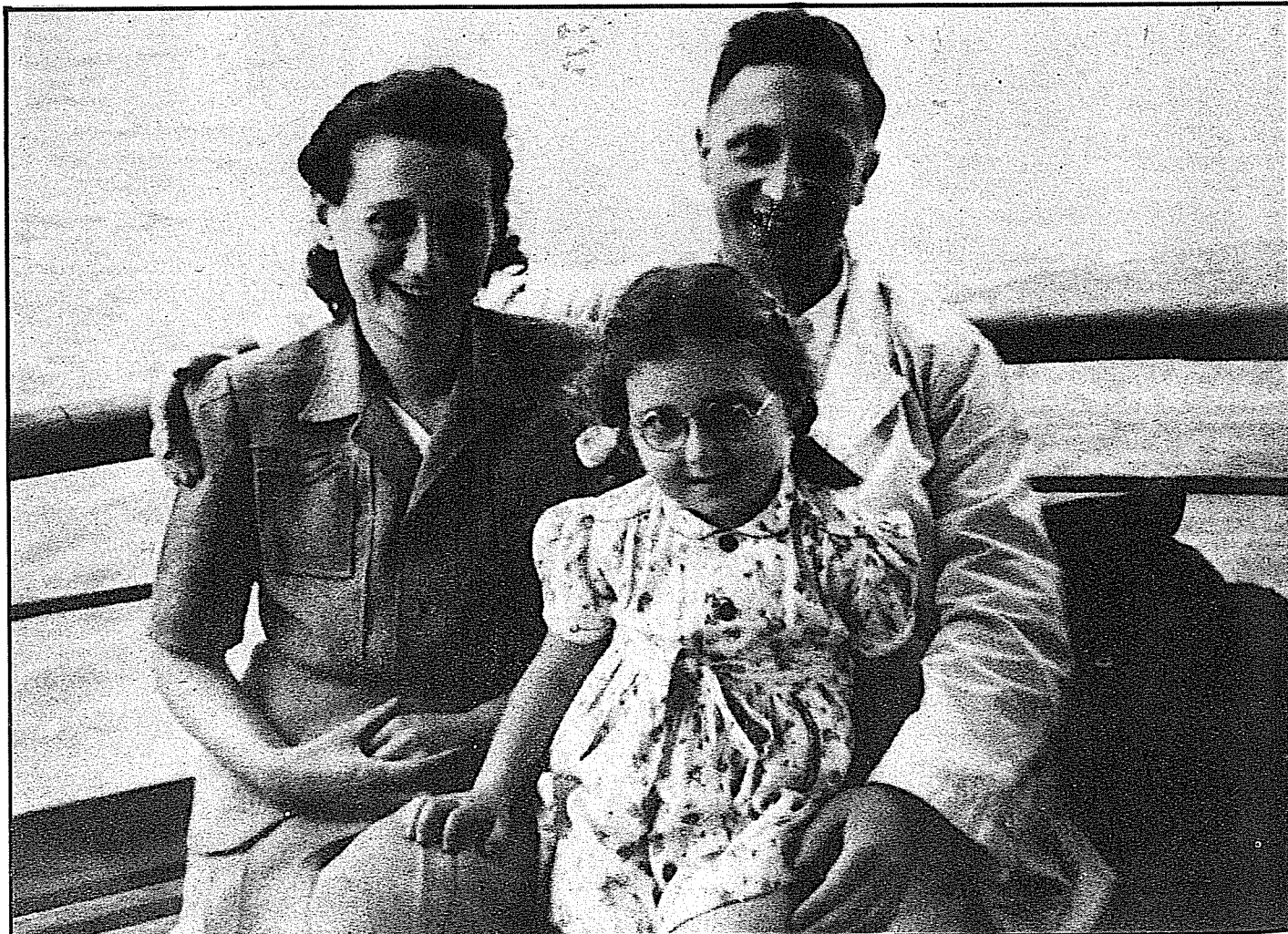
Nichtangriffspakt zwischen Hitlerdeutschland und der UdSSR.

1. September 1939

Überfall der Hitlerwehrmacht auf Polen; Kriegseintritt Englands und Frankreichs; Beginn des 2. Weltkrieges.

ab 1939

Mitarbeit in kommunistischen Flüchtlings- und Jugendorganisationen in England; entgeht nach Kriegsausbruch der Internierung infolge seines polnischen Geburtsorts und der Einstufung als »friendly alien«; stellvertretender Vorsitzender der Freien Deutschen Jugend (FDJ) in England; nach Kriegsausbruch zuerst E-Schweißer, dann nach Ausbildungskurs Arbeitserlaubnis als Motoren-



Nach der Rückkehr aus der englischen Emigration mit Frau und Tochter

prüfer in einem Flugzeugmotorenwerk, gewählter shop steward, Kontakt mit der britischen Arbeiterbewegung; Bekanntschaft und lebenslange Freundschaft mit zahlreichen britischen Kommunisten; Studium der theoretischen Arbeiten der britischen Marxisten, darunter vor allem der Philosophen, Historiker und Naturwissenschaftler (J.D. Bernal u.a.).

22. Juni 1941

Überfall Hitlerdeutschlands auf die UdSSR.

ab 1941

»Überführung« aus der kommunistischen Jugendarbeit in die Parteiarbeit; Mitglied in der Leitung der Emigrantengruppe der KPD, Bekanntschaft mit Kurt Hager u.a.; Arbeit in der Schulungskommission der KPD in England gemeinsam mit Jürgen Kuczynski und Alfred Meusel; Mitarbeit in den Kulturorganisationen der Emigranten, so auch im Kulturbund, Bekanntschaft mit dessen Sekretär Hans Fladung.

25. Juli 1942

Eheschließung mit Trude Löwenstein, Emigrantin aus Köln; Bekanntschaft seit 1940 aus der gemeinsamen Arbeit in der FDJ; sie ist zuerst in Bournemouth und dann in London als Hausgehilfin, Näherin u.a. tätig. 1943 wird ihre Tochter Mary geboren (heute promovierte Physikerin in Ost-Berlin; Ehe mit Roland Beer, Kinder Susanne und Matthias).

31. Januar 1943

Kapitulation der 6. Armee der Deutschen Wehrmacht in Stalingrad, Wende des 2. Weltkrieges.

8. Mai 1945

Bedingungslose Kapitulation Hitlerdeutschlands vor der Anti-Hitler-Koalition.- Mutter, Bruder und alle Verwandten von Josef Schleifstein wurden in den Massenvernichtungslagern der deutschen Faschisten ermordet. Die Schwiegereltern (»Mischehe«) überleben in verschiedenen Verstecken in Köln.

2. August 1945

Potsdamer Konferenz der Alliierten der Anti-Hitler-Koalition. Z. Zt. der Konferenz Abwahl der Konservativen und Churchills in Großbritannien; Labour-Kabinet unter Attlee.

6. und 9. August 1945

US-Atombombenabwurf auf die japanischen Städte Hiroshima und Nagasaki.

5. März 1946

Antisowjetische Konfrontationsrede des früheren britischen Premiers Winston Churchill unter Anwesenheit des US-Präsidenten Harry Truman in Fulton, Missouri. Eröffnung des »Kalten Krieges«.

Ende Oktober 1946

Erst zu diesem Zeitpunkt gestattet die britische Regierung die Ausreise der kommunistischen Emigranten, die sich in den Besatzungszonen der Westmächte niederlassen wollten. Rückkehr gemeinsam mit Hans Fladung. Niederlassung in Köln, britische Zone, am Wohnort der Schwiegereltern. Wird stellvertretender Chefredakteur der KPD-Bezirkszeitung »Volksstimme«, die damals in der Druckerei Dumont gedruckt wird.

Juli 1947

Marshallplan für die westeuropäischen Staaten.

November/Dezember 1947

Teilnahme als Journalist an der Außenministerkonferenz in London. Kommentare und Berichte zur Außenpolitik in der kommunistischen Presse.

Juni 1948

Übernahme der Leitung der Presse- und Schulungsabteilung beim PV der KPD in Frankfurt/M., Mitglied des PV, Mitarbeiter und Redakteur der Theoriezeitschrift der KPD »Wissen und Tat« (Pseudonym J. Schopp).

20. Juni 1948

Separate Währungsreform in den drei Westzonen Deutschlands.

23. Mai 1949

Ratifizierung des GG der Deutschen Bundesrepublik durch die Mehrheit der Länderparlamente der drei Westzonen, Bildung der BRD als Separatstaat der drei Westzonen.

August 1949

Wahlen zum Bundestag.

7. Oktober 1949

Proklamierung der Deutschen Demokratischen Republik in Berlin als deutscher Staat auf dem Territorium der sowjetischen Besatzungszone.

Dezember 1949

Zustimmung des KPD-PV zur Verurteilung Jugoslawiens und Titos durch das Kommunistische Informations-Büro (Kominform) und Beschluß zur Überprüfung aller Parteimitglieder, die Westemigranten oder Kriegsgefangene der westlichen Alliierten waren.

Ende 1949

Umzug des PV der KPD nach Düsseldorf, Sekretär des PV.

März 1951

Wird auf dem Münchner KPD-Parteitag wegen ungenügender Bekämpfung des Titoismus kritisiert. Veranlassung des Umzugs in die DDR und Abberufung als KPD-Funktionär wegen »Westmigration«.

Sommer bis November 1951

Lehrstätigkeit an der Landespartei- schule der SED Sachsen-Anhalt in Ballenstedt; Vorlesungen an der Universität Halle.

Dezember 1951

Beginn der Lehrstätigkeit am Franz-Mehring-Institut (FMI) der philosophischen Fakultät der Universität Leipzig, an dem Lehrer für Gesellschaftswissenschaften ausgebildet werden; Vorlesungen über Geschichte der deutsche Arbeiterbewegung und Geschichte der KPdSU.

1. Februar 1952

Direktor des FMI (bis 31. Januar 1954); Mitglied der Universitätsparteileitung der SED 1952/54 und 1957/59.

17. Juni 1953

Massenstreiks und Massendemonstrationen mit antisozialistischer und Anti-DDR-Tendenz. Nach den Ereignissen Einleitung eines Parteiausschlußverfahrens durch die SED-Bezirksleitung, das zur Suspendierung der Mitgliedschaft und von allen Partei- und Staatsfunktionen führte. Aufhebung durch die Zentrale Parteikontrollkommission und Verwandlung in eine strenge Rüge.

1. Februar 1954

Professur und Leiter der Abteilung Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung des FMI (bis zum 28. Februar 1958).

Februar 1956

20. Parteitag der KPdSU mit antistalinistischen Enthüllungen und Weichenstellungen.

17. August 1956

Verbot der KPD in der BRD nach einem entsprechenden Urteil des Bundesverfassungsgerichtes.

15. November 1956

Promotion bei Ernst Engelberg über das marxistische Schaffen von Franz Mehring. In der Folge neben Thomas Höhle, Hans Koch u.a. Mitherausgeber, Verfasser von Vorworten und Einleitungen der Gesammelten Schriften Franz Mehrings in 15 Bänden.

1. November 1957

Prorektor für Gesellschaftswissenschaften der Karl-Marx-Universität Leipzig (bis 15. Oktober 1959).

1. März 1958

Ausscheiden aus dem FMI; Direktor des Instituts für Philosophie der philosophischen Fakultät der KMU (bis Oktober 1959). Diese Funktion war bis zu seiner »Kaltstellung« zur Jahreswende 1956/57 von Ernst Bloch wahrgenommen worden. (Nach dem 13. August 1961, der ihn bei einem Aufenthalt in der BRD überraschte, kehrte Bloch nicht mehr nach Leipzig zurück.) In die 50er Jahre fällt auch die Wahrnehmung eines Mandates

als Mitglied der Volkskammer der DDR für den Kulturbund.

Oktober 1959

Organisierung des ersten Kongresses über »Naturwissenschaften und Philosophie« in der DDR anlässlich der 550-Jahrfeier der Karl-Marx-Universität Leipzig zusammen mit dem Wissenschaftshistoriker Gerhard Harig.

1959/60

Reaktivierung für die Führung der illegalen KPD, die in Ost-Berlin residiert. Umzug nach Berlin, Sekretär des Sekretariats des PV für Bildung/Theorie/Propaganda, Kandidat des Politbüros, Mitarbeiter von »Wissen und Tat« (Pseudonym Peter Pfeil).

1960

Gemeinsam mit Willi Mohn als Vertreter der KPD Teilnahme an der Moskauer Konferenz der kommunistischen und Arbeiterparteien, Mitarbeit in der Redaktionskommission der teilnehmenden 26 Parteien.

13. August 1961

Bau der Mauer in Berlin durch die Regierung der DDR nach einem entsprechenden Beschluß des Warschauer Paktes.

1963

»Geburtshelfer«, Berater und Mitarbeiter (Pseudonym Egon Schreiner) der Zeitschrift »Marxistische Blätter«, Frankfurt/Main, deren erste Ausgabe im Dezember 1963 erscheint. In den 60er Jahren als Vertreter der KPD-Führung Kontakte mit Schriftstellern wie Peter Weiss u.a.

1. Dezember 1966

In Bonn Regierung der »Großen Koalition« von CDU/CSU und SPD.

1967/68

Prägende Mitarbeit am Programmwurf der KPD (veröffentlicht im Februar 1968).

Mai 1968

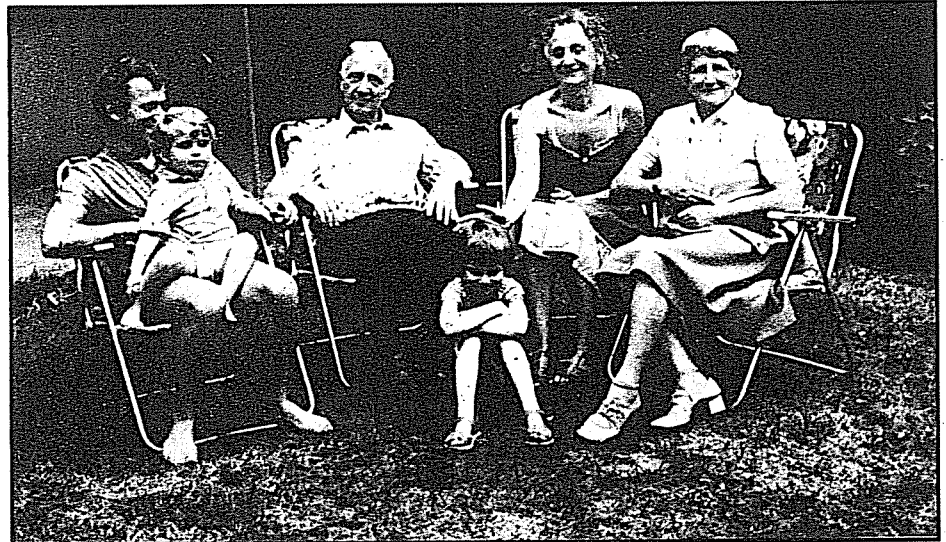
Rückkehr und erster legaler Auftritt in der BRD als Referent einer internationalen Konferenz der Zeitschrift »Marxistische Blätter« im Frankfurter Volksbildungsheim. Wohnsitz in den ersten Jahren in Köln und dann in Frankfurt/Main und Bad Homburg v.d.H. Höhepunkt der APO- und Anti-Notstandsgesetze-Bewegung. Studentische Massenproteste und Generalstreik der Arbeiter und Angestellten in Frankreich.

21. August 1968

Intervention der Truppen des Warschauer Pakts in der CSSR.

22. September 1968

Konstituierung der Deutschen Kommunistischen Partei als legale KP in der Bundesrepublik. Mitglied des PV der DKP seit dessen Bildung bis zum Ausscheiden auf eigenen



Im Kreis der Familie Mitte der 80er Jahre

Wunsch auf dem DKP-Parteitag im März 1990. Anerkanntester Theoretiker und marxistischer Publizist der DKP. In den 70er und 80er Jahren vielseitige wissenschaftliche, theoretische, publizistische und politische Arbeit.

5. Dezember 1968

Gründung des Instituts für Marxistische Studien und Forschungen (IMSF) e.V., Frankfurt/Main; Sitz des Instituts in der Liebigstr. 6, später in der Oberlindau 15; Wahl zum Leiter des IMSF, Ausübung der Funktion bis März 1981, danach assoziierte Mitarbeit bis zur Einstellung der Tätigkeit als wissenschaftliches Forschungsinstitut 1990.

1. Oktober 1976

Ehrendoktor der philosophischen Fakultät der Karl-Marx-Universität Leipzig.

April 1979

Ehrendoktor der Universität Wrocław.

11. März 1985

Nominierung von M.S. Gorbatschow durch das Politbüro des ZK der KPdSU für die Funktion des 1. Sekretärs.

16./17. März 1985

Internationale Konferenz des IMSF »Intelligenz, Intellektuelle und Arbeiterbewegung in Westeuropa« in der Frankfurter Universität mit über 1000 Teilnehmern anlässlich seines 70. Geburtstages. Verleihung des Karl-Marx-Ordens der DDR. In den 80er und 90er Jahren bis zu seiner Erkrankung rege publizistische und Vortragstätigkeit. Leiter der Geschichtskommission beim PV der DKP; Arbeit an der Geschichte der kommunistischen Bewegung in Westdeutschland nach 1945.

ab September 1988

Vermittelnde Position in den aufgebrochenen Parteikämpfen der DKP.

26. August 1989

Konstatiert als Vorsitzender der »Kommission zur Klärung strittiger Fragen« auf der Tagung des PV der DKP das Scheitern der Vermittlungsbemühungen.

10. Oktober 1989

Massendemonstrationen in Leipzig und in der Folge in der ganzen DDR. Destabilisierung und fortschreitender Machtzerfall in der DDR.

3. Oktober 1990

Formelles Ende der DDR. Angliederung der DDR an die BRD und die NATO.

Februar 1991

Übertritt in die PDS, nachdem Versuche zum Zusammenschluß der marxistischen Linken in Deutschland gescheitert sind.

ab Frühsommer 1991

Mitherausgeber von »Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung«, Frankfurt/Main. Bis zu seinem Tode Mitglied der VVN, der Marx-Engels-Stiftung, Wuppertal, des IMSF e.V. und des Herausgeberkreises von »Marxistische Blätter«, Essen.

19.-21. August 1991

Scheitern eines Notstandsregimes in Moskau. Machtergreifung durch den Präsidenten Rußlands, Jelzin, und seine antisozialistische und nationalistische Richtung.

31. August 1991

Schlaganfall mit rechtsseitiger Lähmung, Zungenkrebs; Klinikaufenthalt bis Mai 1992.

Dezember 1991

Auflösung der UdSSR.

24. Juli 1992

12.40 Uhr Herzstillstand in seiner Wohnung in Bad Homburg v.d.H.; Beisetzung auf dem Jüdischen Friedhof Köln-Bocklemünd am 30. Juli 1992.

Peter Gingold

Der antifaschistische Widerstandskämpfer

Am Widerstand gegen den Faschismus, der ja nicht erst 1933 begann, hat Jupp schon teilgenommen, bevor Hitler an die Macht kam. Als er 1931 mit 16 Jahren dem Kommunistischen Jugendverband beitrug, war der Faschismus zu einer mehr und mehr anschwellenden drohenden Gefahr geworden. Ein Jahr zuvor hatte die NSDAP bereits 17 Prozent Stimmen, 1928 war sie noch eine Splittergruppe mit 2,6 Prozent und 1932 ist sie mit 36 Prozent – 11 Millionen Wähler – zur stärksten Partei geworden. Dieser Aufstieg der Nazipartei war begleitet von zunehmendem Straßenterror der SA und Hitlerjugend gegen die »Roten« und gegen jüdische Bürger. Die Justiz und Polizei machten kaum Anstalten, den Terror der Nazibanden zu unterbinden, die sich eher von diesen ermuntert fühlten. Bis auf die Arbeiterbewegung, in der die Kommunisten die entschiedensten waren, und einige aus dem liberalen Bürgertum, gab es keine Kräfte, die den Umtrieben der Nazis ernsthaft entgegentraten.

Als aktives Mitglied des Kommunistischen Jugendverbandes stand Jupp in seinen jungen Jahren in Auseinandersetzungen mit der »Deutschland erwache, Juda verrecke, Rotfront verrecke« und »Wenn das Judenblut vom Messer spritzt« brüllenden und gröhrenden SA und Hitlerjugend und half mit aufzuklären über den Nationalchauvinismus, Rassismus und die Kriegspolitik der NSDAP. Er hat sicherlich die Flugblätter mitverteilt, die warnten: »Hitler bedeutet Krieg! Wer Hitler wählt, wählt den Krieg!« und mitgeholfen, diese Warnung, die nur wenige Jahre später zur schrecklichen Wahrheit geworden ist, mit großen Lettern an die Fabrikmauern und Häuserwände zu bringen. Die Millionen, die Hitler wählten, die meisten wohl sogenannte Protestwähler, wollten sicherlich nicht den Krieg; denn es gab ja kaum jemand, der nicht sagte, »Nie wieder Krieg!« Noch war der grauenhafte Weltkrieg von 1914-18, in dem sich 10 Millionen Menschen gegenseitig abschlachten, in lebendiger Erinnerung. Aber sie betrachteten diese Warnung der Kommunisten nur als eine gegen Hitler gerichtete Wahlpropaganda.

Diese emotionalen Erfahrungen, schließlich seine rationalen Erkenntnisse durch die Aneignung des Marxismus, machten Jupp zeit seines Lebens zu einem leidenschaftlichen antifaschistischen Widerstandskämpfer, so daß der Antifaschismus zum zentralen entscheidenden Punkt in seiner gesamten zukünftigen politischen Tätigkeit und ideo-

logischen Arbeit geworden ist.

Noch keine 18 Jahre war Jupp alt, als auf Drängen von Vertretern der Großindustrie und Banken am 30. Januar 1933 Hindenburg Hitler zum Reichskanzler ernannte, der Faschismus an die Macht kam. Welch eine Erschütterung für Jupp wie für alle Antifaschisten. Doch noch gab es Illusionen, daß sich der Faschismus nicht lange an der Macht halten kann. Unter den Sozialdemokraten, den Gewerkschaftsfunktionären wohl mehr verbreitet als bei den Kommunisten, gab es die Vorstellung, daß es doch noch einen gewissen Spielraum unter der Naziherrschaft geben könnte. Dabei spielte die Erinnerung an die Sozialistengesetze unter Bismarck, als trotz Unterdrückung der Sozialdemokratie eine legale Opposition zugelassen wurde, sicher eine gewisse Rolle. Auch in der jüdischen Bevölkerung war es unvorstellbar, daß die von Hitler in »Mein Kampf« angekündigte Vernichtung des Judentums von ihm je verwirklicht werden könnte. Selbst die Boykottaktion gegen die jüdischen Geschäfte am 1. April 1933 hatte diese Zuversicht bei den meisten Juden nicht umstoßen können. Noch lief der Wahlkampf für die Reichstagswahlen im März 1933, an dem auch noch die KPD teilnehmen konnte.

Mit dem Reichstagsbrand am 27. Februar 1933 hat sich die Naziführung das Fanal zum Losschlagen geschaffen. In dieser Nacht wurden 11.000 kommunistische Funktionäre verhaftet. Es begann die Verfolgung und der staatlich organisierte bestialische Terror gegen alle Hitlergegner, deren erste Opfer die Kommunisten waren. In der Folgezeit wurde von 300.000 Mitgliedern der KPD die Hälfte, etwa 150.000, verhaftet, gefoltert und viele Jahre in Gefängnisse, Zuchthäuser und Konzentrationslager geworfen. Zehntausende wurden ermordet.

Nicht ganz unvorbereitet begann nun nach dem 27. Februar die Umstellung auf den illegalen Widerstand. Jupp reihte sich sofort ein in den illegalen antifaschistischen Kampf und gehörte zu denen, die wußten, was sie riskierten, und nicht erst gegen Hitler und den Krieg kämpften, als offenkundig war, daß Hitler den Krieg verloren hatte. Meist waren es einfache Frauen und Männer aus der Arbeiterbewegung, die der Anpassung, der Versuchung widerstanden, einen leichteren Weg zu gehen, die ihrem Gewissen folgten, sich trotz Terror zur Menschlichkeit bekannten. Anders wäre es für sie Untreue, Verleugnung gewesen.

»Ich habe einfach angefangen, illegal zu

arbeiten« sagte Jupp in den aufgezeichneten Gesprächen (Josef Schleifstein: Der Intellektuelle in der Partei, Gespräche, Verlag Arbeiterbewegung und Gesellschaftswissenschaft, Marburg 1987), »und dann wurde ich gewissermaßen »angeheuert«. Ein Genosse, der mich kannte, sprach mich daraufhin an, ob ich mit einigen älteren Genossen zusammenarbeiten würde. Wie ich in die Kurierarbeit bei der Bezirksleitung hineinkam – man nannte vieles damals Kurierarbeit –, das war so: Ich wurde gefragt, ob ich nicht die Wohnung meiner Mutter (mein Vater war Ende 1931 eines natürlichen Todes gestorben) für Beratungen von Genossen zur Verfügung stellen wollte. Ich sagte zu. Dann arbeitete bei uns in der Wohnung – wie ich später erst erfahren habe – die thüringische Bezirksleitung der KPD.« Jupp schildert, wie er für die Presse- und Agitationsarbeit von dem erfahrenen Genossen Rudolf Lindau, Publizist und Historiker, angeleitet worden ist, und er lernte bei ihm alles über illegale Methoden. Redaktionell und technisch half er, Flugblätter herzustellen. Bei der Übergabe eines Manuskript wurde er am 1. November 1933 verhaftet, von der Gestapo gefoltert, gab nichts preis. 30 schlimme Tage war er in den Händen der Gestapo, bis er in den sogenannten normalen juristischen Strafvollzug gelangte, war dann zu zwei Jahren Zuchthaus wegen »Vorbereitung zum Hochverrat« verurteilt, die er in der Jugendabteilung im Zuchthaus Waldheim bis 1935 absaß.

Nun hatte Jupp irgendwie auch Glück, daß er bei seiner Entlassung nicht sofort in ein KZ verschleppt wurde. Er konnte sich in die Emigration retten, seine Mutter und sein Bruder, alle Verwandten fanden später ein schreckliches Ende im Vernichtungslager. Die Emigration hatte für Jupp nur den Sinn, die antifaschistische Arbeit fortzusetzen. Die Zeit in der ČSR, seinem ersten Asylort, und später in England, hat Jupp zutiefst geprägt.

Die ČSR war für viele eine erste Station des Exils. Im Unterschied zu den anderen Nachbarländern war kein Visum erforderlich, sogar ohne gültige Papiere war es leicht, dorthin zu gelangen. Zu den Vorteilen gehörte auch, dort zahlreiche persönliche, berufliche und politische Kontakte vorzufinden, viele deutschsprachige Zeitungen, Bücher, Schulen, Theater und Kinos, deutschsprachige Literaten von Weltgeltung wie Rilke, Max Brod, Franz Kafka, Ernst Weis, Egon Erwin Kisch, Franz Werfel, so daß es gar kein Schritt in die Fremde war. Unter Masaryk und Benesch war die ČSR ein hochentwickeltes demokratisches Land, in dem die Arbeiterorganisationen einen starken Einfluß besaßen. Also nicht zufällig hatten in der ČSR die SPD und KPD ihre Auslandsleitungen, die nach Deutschland hineinwirkten, Jupp war mit vielen Arbeiten einbezogen.

Vier Tage vor dem Einmarsch der Hitlerarmee am 15. März 1939 konnte Jupp nach

England gelangen. Ein Visum von der fortschrittlichen britischen Studentenbewegung hat ihm dazu verholfen. Durch die Insellage war es schier unmöglich, illegal nach England zu emigrieren. Aussicht auf ein Visum gab es nur mit dem Nachweis finanzieller Mittel. Ohnehin war die Einwanderung von deutschen Emigranten wegen der Apaesement-Politik der britischen Regierung äußerst erschwert. Jupp nun in England antifaschistisch aktiv, in der KPD, der FDJ, wo er Trude, seine künftige Lebensgefährtin kennenlernte, in der »Freien deutschen Bewegung«, im »Freien deutschen Kulturbund« unter der Leitung von Hans Fladung, dem auch Oskar Kokoschka, John Heartfield, Max Zimmering, Kurt Barthel, als Kuba bekannt, und sonstige bekannte Schriftsteller und Künstler angehörten.

Jupp hat, wie alle im Widerstand, von der Selbstbefreiung der Deutschen geträumt, insbesondere nach dem 20. Juli 1944 – daß eines Tages vielleicht so etwas ähnliches wie der 9. November 1918 gelingen wird und daran Millionen Zwangsarbeiter teilnehmen werden. Die Tragik des deutschen antifaschistischen Widerstandes bestand darin, daß sich dieser Traum nicht erfüllte, daß er das deutsche Volk nicht zum Aufstand, zur Selbstbefreiung führen konnte, trotz der so unübersehbaren Zahl von tapferen Menschen, die hierfür alles hingegeben haben. Die Befreiung, das mußten die anderen Völker tun, mit unermesslichen Opfern. Der Sowjetunion haben der Krieg und die Befreiung der Völker 25 Millionen Menschen gekostet.

Zur Rückkehr nach Deutschland 1946, in die Trümmerlandschaft Köln, eine Bemerkung: Im Unterschied zu Ostdeutschland hat es von westdeutscher Seite nie einen Aufruf an die Exilierten gegeben, zurückzukehren. Sie waren unwillkommen, unerwünscht wie alle Befreiten aus den KZs und Zuchthäusern. Witterten doch die, die schon 1945 ihren »Schlußstrich unter die Vergangenheit« zogen und sich daran machten, die alten Besitz- und Machtverhältnisse, die den Faschismus hervorgebracht hatten, zu restaurieren, in den aus dem Exil Zurückgekehrten, in den Überlebenden des Widerstandes den belästigenden Ankläger, den Störenfried in ihrem Verdrängungsprozeß.

»Das einzige, woran ich interessiert war, war, am Bau eines antifaschistischen Deutschland mitzuarbeiten« sagte Jupp in dem aufgezeichneten Gespräch. Er erinnert an das Konzept der antifaschistisch-demokratischen Erneuerung und glaubte, daß es getragen sei von einem breiten Konsensus gesellschaftlicher Kräfte. Welche Entwicklung wäre in Europa und in der Welt möglich gewesen, wenn sich dieses durchgesetzt hätte, gibt er zu bedenken, und er erblickte in der Einheit der antifaschistischen Kräfte das entscheidende damalige Problem.

Durch die Geschichte bestätigt sah Jupp in der kommunistischen Bewegung, in dem ersten sozialistischen Land, der Sowjetuni-

on, die Hauptkraft des antifaschistischen Kampfes. Unauslöschlich in seinem Gedächtnis eingegraben, wie in das aller Antifaschisten seiner Generation, blieb, daß die Menschheit ihre Rettung von der Hitlerbarbarei der Widerstandsfähigkeit des sowjetischen Volkes unter der Führung der Kommunisten verdankt. Hatte denn nicht die Hitlerarmee das modern hochgerüstete Frankreich in 38 Tagen besiegt, und brauchte sie nicht 38 Tage um eine Straße in Stalingrad zu erobern? Und schließlich die DDR, ja die DDR. Für Jupp (für welche Antifaschisten nicht?) war die DDR der zum Staat

gewordene Antifaschismus in Deutschland.

Gerade heute, angesichts des erschreckenden Anwachsens des Rechtsextremismus und Neofaschismus, des Rassismus, der Ausländerfeindlichkeit, die manche Parallelen zu den letzten Jahren der Weimarer Republik aufwerfen, bleibt das Ringen um die Einheit der antifaschistischen Kräfte, um eine antifaschistisch-demokratische Erneuerung zu einem humanistischen Deutschland, das nach Auschwitz nur noch als antifaschistisch denkbar ist, der Auftrag Josef Schleifsteins an uns alle, insbesondere an die nachwachsende Generation.

An den Schwankenden

Du sagst:

Es steht schlecht um unsere Sache.
Die Finsternis nimmt zu. Die Kräfte
nehmen ab.
Jetzt, nachdem wir so viele Jahre
gearbeitet haben
Sind wir in schwierigerer Lage als
am Anfang.

Der Feind aber steht stärker da
denn jemals.
Seine Kräfte scheinen gewachsen.
Er hat ein unbesiegliches
Aussehen angenommen.
Wir aber haben Fehler gemacht, es ist
nicht zu leugnen.
Unsere Zahl schwindet hin.
Unsere Parolen sind in Unordnung.
Einen Teil unserer Wörter
Hat der Feind verdreht bis zur Unkennt-
lichkeit.

Was ist jetzt falsch von dem, was wir
gesagt haben
Einiges oder alles?
Auf wen rechnen wir noch? Sind wir übrig
gebliebene, herausgeschleudert
Aus dem lebendigen Fluß? Werden wir
zurückbleiben
Keinen mehr verstehend und von
keinem verstanden?

Müssen wir Glück haben?

So fragst Du. Erwarte
Keine andere Antwort als die deine!

(Bertolt Brecht,
Svendborger Gedichte, 1935)

Josef Schleifstein

Die Prager Emigration

Auskünfte über Elli Schliesser



In der Prager Emigration mit Elli Schliesser

Vorbemerkung: Die britische Schriftstellerin Kathleen McCreery bat Jupp Schleifstein Ende Mai 1992 um Auskünfte über Elli Schliesser, eine Schauspielerin aus der Agitproptruppe »Das Rote Sprachrohr«. Es ist Elli Schliesser, die im Brecht-Dudow Film »Kuhle Wampe« die Singenden anführt, gefolgt von einer Schar von viertausend Arbeitersportlern und Mitgliedern der Arbeiterchöre. Jupp kannte sie aus der Prager Emigration. Elli Schliesser war gegen den Willen ihrer Eltern zum Theater gegangen, trat der kommunistischen Jugend bei und wurde in Berlin Mitglied des »Roten Sprachrohrs«, einer der besten Agitproptruppen im damaligen Deutschland. Als Herausgeberin der gleichnamigen Zeitung wurde sie in die Leitung der Deutschen Arbeitertheater-Vereinigung und, 1932, in das Präsidium der Internationalen Revolutionären Theaterbewegung gewählt, zusammen mit Piscator, Wangenheim, Wolf, Pieck und Hiller. Sie war damals 24 Jahre alt. In der Prager Emigration half sie den Hans-Ot-

to-Klub zu gründen, im Gedenken an den von den Faschisten ermordeten Schauspielers. Der Klub sollte eine Verbindung herstellen zwischen den tschechischen Theaterkreisen und den immer zahlreicher ankommenden Flüchtlingen. Aus Prag ging sie nach Frankreich, wurde von den Nazis gefaßt und nach Auschwitz deportiert. Sie überlebte das Lager und konnte im April 1945 von einem der Evakuierungsmärsche fliehen, wurde durch die Rote Armee befreit. Sie blieb nach dem Krieg in Dresden. Zusammen mit Hermann Matern erhielt sie den Auftrag, die erste große antifaschistische Tagung nach dem Kriege zu organisieren. Elli Schliesser nahm sich nach einem Schlaganfall 1947 das Leben.

Der Brief Jupp Schleifsteins ist aus dem Englischen übersetzt und um einige persönliche Passagen gekürzt.

6.6.92

Liebe Mrs. McCreery,

(...) Die noch lebenden Freunde und Genossen von Elli Schliesser schulden Ihnen Dank dafür, ein Stück über Elli geschrieben zu haben.

Unter den deutschen emigrierten Genossen war sie in den Jahren 1936 bis 1937 meine beste Freundin, und vielleicht, obwohl sie niemals darüber sprach, war ich dasselbe für sie. Es war eine rein intellektuelle Freundschaft. Wir wußten beide, daß wir viele Themen der Politik, Literatur, Ästhetik und allgemeine Probleme der »Weltanschauung« diskutieren konnten. Ich lernte von ihr, und ich hoffe und nehme es sogar an, sie lernte auch von mir.

Da ich zu dieser Zeit in der illegalen Gruppe unmittelbar in Verbindung mit Deutschland arbeitete, verstieß mein Kontakt zu ihr als einem Mitglied der Emigrantengruppe gegen die Disziplin. Wir beide gaben ihn nicht auf, bis ich als »Komintern-Agent« festgenommen und von der Polizei aus Prag in ein winziges mährisches Städtchen verbannt wurde.

Was die reine Intelligenz angeht, die Fähigkeit zu einem tiefen analytischen Verständnis theoretischer Probleme, die unabhängige, undogmatische, wirklich kreative Art (marxistischen) Denkens, so habe ich niemals eine andere Frau – in unserer Generation und zu dieser Zeit – getroffen mit vergleichbaren Gaben und intellektuellen Fähigkeiten.

Was weiß ich über ihre Arbeit zu dieser Zeit? Ich weiß, daß sie die »Seele« des Hans-Otto-Klubs war. Sie hatte ein tiefes Verständnis für die Notwendigkeit, antifaschistische Künstler aller Berufe und verschiedener politischer Meinungen zu vereinigen. Viele, nein, fast alle Schauspieler und anderen Theater-Leute des Klubs verehrten sie. Ich glaube, am meisten bewunderten sie ihre Fähigkeit, politische und allgemeine kulturelle Probleme auf einem hohen, nicht oberflächlichen Niveau, aber in verständlicher Weise zu erklären, nicht in einer engen Partei-Phraseologie. Ich bin sicher, daß der Klub, der alle linksgerichteten Schauspieler deutscher Nationalität (oder Sprache) anzog, nicht ohne sie hätte existieren können.

Tagsüber arbeitete sie zu dieser Zeit für Wilhelm Koenen, der die Gruppe der kommunistischen deutschen Flüchtlinge leitete. Ihr Job war die Sekretariatsarbeit, es war auch eine vertrauensvolle Tätigkeit, aber alle kommunistischen deutschen Flüchtlinge mußten vorsichtig sein, um nicht in Konflikt mit der Polizei zu geraten. Da ich sicher bin, daß die Arbeit mit Wilhelm Koenen kein Vollzeit-Job war, blieb genug Zeit für ihre Arbeit mit den Theater-Leuten.

Sie stellen einige Fragen, die ich nur sehr vage oder überhaupt nicht beantworten kann. Der Klub organisierte keine tschechischen Künstler, aber Elli und die anderen versuchten natürlich, Kontakt zu aktiven antifaschistischen tschechischen Künstlern herzustellen, die die Aktivitäten der deutschen Flüchtlinge stärken konnten. Helen und Len Crome haben vielleicht ein Beispiel mißverstanden, von dem ich ihnen berichtete: ein Dirigent an der Deutschen Oper in Prag, übrigens der Assistent von George Szell (der später weltbekannte Chef des Cleveland-Orchesters). Sein Name war Fritz Rieger, und er dirigierte manchmal tschechische Orchester im Radio Prag. Aber er war ein Deutscher, und Elli stand auf solch freundschaftlichem Fuß mit ihm, daß er mich auf Ellis Bitten vierzehn Tage lang vor meiner Festnahme versteckte.
(...) Elli war hauptsächlich an Dramen

und an Literatur interessiert, sie liebte Musik, und ich erinnere mich daran, daß ich zwar nicht häufig, aber immer wieder versuchte, sie zu einem Konzert mitzunehmen; so hörten wir den bekannten französischen Pianisten Alfred Cortot mit einer Chopin-Aufführung, die sie außerordentlich genöß. (Wir konnten damals noch nicht vorhersehen, daß Cortot einige Jahre später mit den Nazis kollaborieren würde.) (...)

Das ist es, was ich Ihnen berichten kann. Daß Sie jede Hilfe von uns verdienen, beweist Ihr kurzes Essay, das, wie ich meine, zeigt, daß Sie Ellis Persönlichkeit gründlich verstanden haben. (...)

Ihr
J. Schleifstein

(Auszüge aus einem Brief an Kathleen McCreery vom 6. Juni 1992)

ihnen über etwas klar wirst –, das scheint ganz und gar ausgeschlossen. Liegt das nun an den Zeitumständen?

Antwort von Josef Schleifstein: Da muß man unterscheiden zwischen der ersten Zeit des Faschismus und später. Bevor ich verhaftet und im Zuchthaus war, gab es noch sehr viel Kontakt unter den Genossen, die illegal arbeiteten. Der Faschismus hatte noch keine großen Siege; die Hoffnung, er würde nicht lange dauern, war noch stark. Der Widerstand, vor allem der kommunistische, war sehr breit. Bestätigung kam sogar noch aus der faschistischen »Öffentlichkeit«: Zeitungen meldeten hier kommunistische Flugblätter, das Radio dort Kommunisten bei der illegalen Arbeit. Es war eine ständige Bestätigung da. In den vierziger Jahren war das nicht so, in der Emigration war es nicht so. Die schwierigste Periode war wohl die zwischen 1939 und 1942, bis Stalingrad, solange es schien, daß der Faschismus unaufhaltsam sei. Das Wichtigste aber: für den Kommunisten kam die Bestätigung aus einer tiefen Überzeugung und weiten geschichtlichen Perspektiven. Insofern ist die psychologisierende Auffassung, man müsse täglich einen Erfolg haben, um an einer großen Sache festzuhalten, an uns ganz und gar vorbeigegangen. Es mag vielleicht nach religiösem Glauben klingen, aber die Überzeugung, daß im historischen Sinne das, was wir tun, die Zukunft ist, und selbst wenn es in einer kürzeren oder längeren Periode gegen den Strom geht – diese Überzeugung war doch sehr tief bei uns. Erklärbar ist dies sicher nur vor dem langen historischen Hintergrund der Arbeiterbewegung, aus der dort erhaltenen Erziehung, die Erfolge in historischen Dimensionen und nicht nach Augenblicksmaßstäben zu beurteilen. Daran waren wir gewöhnt, auch durch die ganze Entwicklung in der Weimarer Republik. In Weiss' Roman merkst du, daß der Autor von Erfahrungen her urteilt, die das nicht ganz aufnehmen konnten. Dabei war es gerade so: daß einer unter diesem Terror, in der Vereinzelung des illegalen Kämpfers dennoch etwas tat, und wenn es nur ein Zettelchen war, das er an die Wand klebte: Hitler wird nicht siegen..., darin allein lag schon die Bestätigung. Noch fähig zu sein, individuell das zu tun, die Kraft zu haben dazu – schon das ist Bestätigung.

(Gespräch von Josef Schleifstein mit Elvira Högemann-Ledwohn, in: »die tat«, antifaschistische Wochenzeitung, Frankfurt/Main, Nr. 4 vom 28.1.1983, S. 9, und Nr. 5 vom 4.2.1983, S. 11)

Josef Schleifstein

Kraftquellen des Widerstandes

Frage: Du sagst, die Grundüberzeugung war: man arbeitet an einer gemeinsamen Sache. Aber auch diese Überzeugung muß sich wohl in der Praxis irgendwie bestätigen. Woher holte man sich diese Bestätigung, die Sicherheit, daß man an einer gemeinsamen Sache arbeitet? Im dritten Band der Ästhetik des Wider-

stands von Peter Weiss gibt es so etwas gar nicht: die Kommunisten sitzen einsam wie Spinnen in ihren kleinen Kammern, weben an ihrem Netz und mißtrauen oder hassen sich gegenseitig. Das Allernormalste, daß du mit deinen Genossen reden kannst, besonders dann wenn's schwierig wird, daß du dir zusammen mit

AMALGAMATED ENGINEERING UNION
ESTABLISHED 1920

SECTION 5 MEMBERS

This is to Certify that

Josef Schleifstein

by Trade a *industrial* was admitted a Member of

Section 5 of the 1st Branch,

on the 2nd day of June 1941

at the age of 25 years and 1 months.

In Witness whereof we have subscribed our Names,
and have affixed the Seal of our Branch.

Henry P. ... President.
... Secretary.

BRANCH SEAL

Total Entrance Fee to be paid	£	s.
Paid when proposed	£	s. d.
Paid when admitted		
Balance due		
Balance paid		
Signed	<i>J. Schleifstein</i>	
Date	<u>2-5-41</u>	

TABLE OF ENTRANCE FEES

- * Sections 1 and 2, under 30 years of age.....
- * Sections 1 and 2, over 30 years of age.....
- * Sections 5 (all ages from 15 to 50).....
- Section 5a
- Section 4

* These payments must be made before any tributions are accepted and include the initial cost of the Rule Book.

Sections 4 and 5a pay 6d. for copy of Rules on night of Proposition.

Max Oppenheimer

London 1940

Meine ersten Begegnungen mit Jupp Schleifstein

Vorbemerkung: Max Oppenheimer kam als junger, damals politisch noch unorganisierter Antifaschist 1939 über die Schweiz und Frankreich nach London ins Exil. Familiäre Kontakte erleichterten es ihm, Einreise- und Arbeitserlaubnis für England zu bekommen. In einem Metallbetrieb beschäftigt, kam er dort bald in Kontakt mit Genossen der britischen KP; durch sie wurde er im November 1939, 22 Jahre alt, deren Mitglied. Über seine Bekanntschaft mit den deutschen Exilierten in London und die ersten Begegnungen mit Jupp Schleifstein berichtet Max Oppenheimer folgendermaßen:

Irgendwann im Frühjahr 1940 las ich im (damals noch nicht verbotenen) »Daily Worker«, den ich mir jeden Morgen in einem Geschäft abholte, die Ankündigung einer Veranstaltung der »Free German Youth« (Freie Deutsche Jugend). In deutscher und englischer Sprache wurde auf das politische

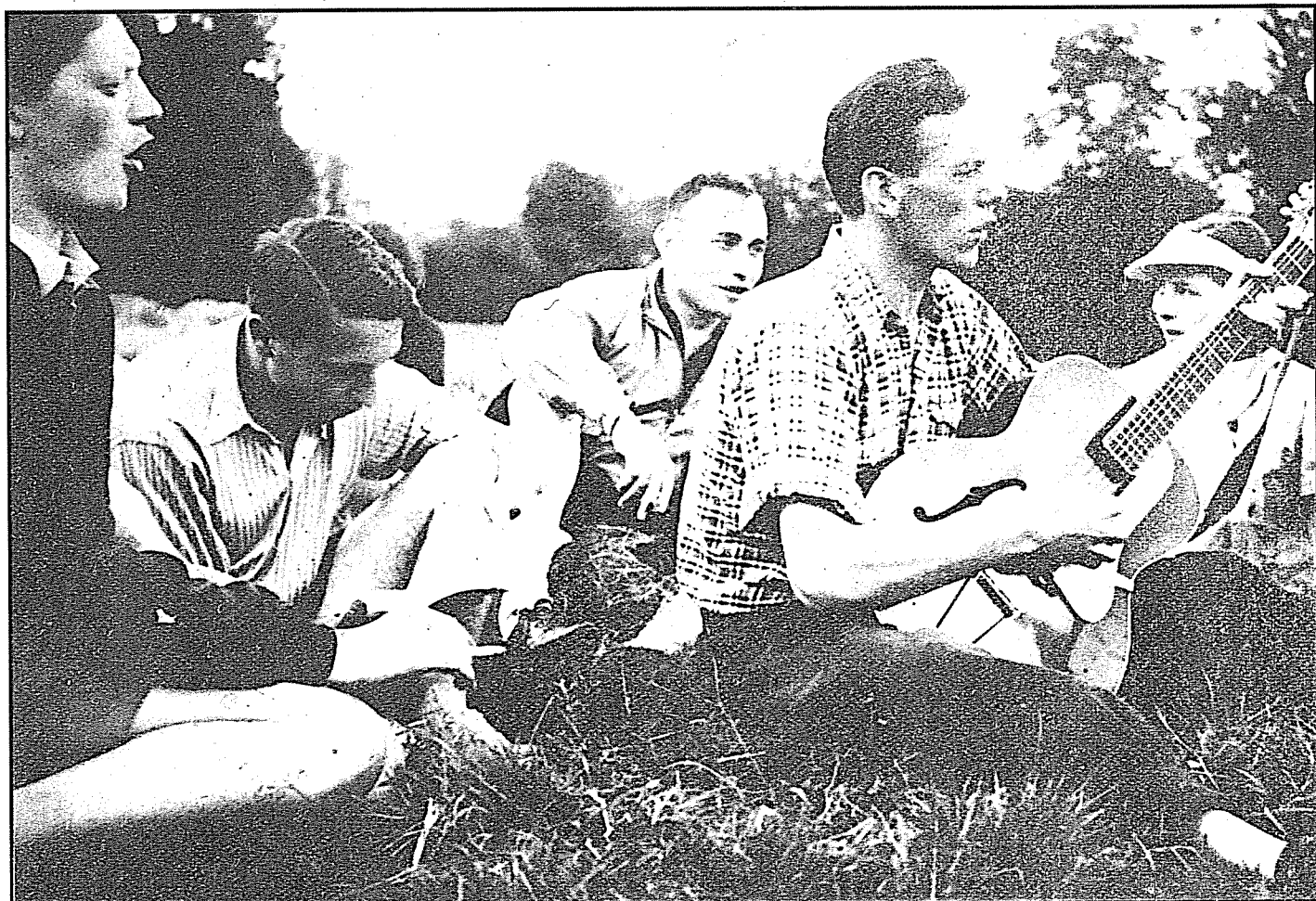
und kulturelle Programm hingewiesen. Mich interessierte natürlich die Haltung der deutschen Emigration zum deutsch-sowjetischen Pakt, der zu heftigen Debatten in der internationalen Arbeiterbewegung geführt hatte. In einer Erklärung des ZK der KPD vom 25. August 1939 heißt es: »Das deutsche Volk begrüßt den Nichtangriffspakt zwischen der Sowjetunion und Deutschland, weil es den Frieden will und in diesem Pakt eine erfolgreiche Friedenstat von Seiten der Sowjetunion sieht.«

Die Einschätzung des Krieges als »imperialistische Auseinandersetzung« wurde erst korrigiert nach dem Überfall der faschistischen Armee auf die Sowjetunion und der Bildung der Anti-Hitler-Koalition.

Für uns deutsche Emigranten war der Hauptfeind der Faschismus; unser Ziel – einen Beitrag zur Befreiung der Völker Europas zu leisten, was natürlich auch die Bildung eines freien, demokratischen und friedliebenden deutschen Staates einschloß.

Doch zurück zu der Versammlung in der Conway-Hall. Sie war mit 200-300 Besuchern nicht schlecht besucht. Zuerst sprach ein Vertreter der Friedensbewegung. Dann wurde darauf hingewiesen, daß in diesem Stadtteil deutsche Emigranten lebten, die zum größten Teil an einem schnellen Ende des Krieges interessiert waren. Danach gab es Volkstanz und Volkslieder und zum Abschluß ein knappes Referat, in dem die Aufgaben der Antifaschisten im Exil dargelegt wurden. Mir fiel damals auf, daß der Referent in sehr sachlicher und interessanter Weise den Zuhörern klar machte, daß es nicht genug ist, gegen Faschismus und Krieg zu sein; man müsse den Menschen – auch im faschistischen Deutschland – klar machen, daß es sich lohnt, für eine gute Sache einzutreten, daß es wert ist, die ganze Kraft für Freiheit und Demokratie einzusetzen. Das Kernstück des Referats war: schnelle Beendigung des Krieges durch Aktionen der werktätigen Bevölkerung.

Als der allgemeine Tanz begann, kam der Referent auf mich zu und fragte mich, ob es mir gefallen hätte. Wir unterhielten uns vor allem über die Frage, ob die FDJ eine politische Kampforganisation oder ein Flüchtlingsverband werden sollte. Auf die Frage, ob ich in der FDJ mitarbeiten wollte, war meine Antwort: »Ich bin Sozialist und das hier ist mir zu wenig.« Jupp – denn er war der Referent – sah mich ein wenig über-



Zelllager der FDJ im August 1939 bei London. I.S. 2. von links, linksaußen Kurt Bartel (Kuba)

REGISTRATION CERTIFICATE No. 215433
 ISSUED AT *11/13/39*
 ON *11/13/39*
 NAME (Surname first in Roman Capitals) *SCHLEIFSTEIN, Josef*
 ALIAS
 Left Thumb Print (If unable to sign name in English Characters)
 PHOTOGRAPH
 Signature of Holder *J. Schleifstein*
 Nationality *Polish*
 Date of Birth *11/11/1909*
 Present Nationality (if any)
 Profession or Occupation
 Single or Married
 Address of Residence *20, Leicester Rd. London*
 Address of last Residence outside U.K.
 Arrival in United Kingdom *11/13/39*
 Address of last Residence outside U.K.
 Attachment Serial
 Pass, passport, other papers, visas, etc. held by

Britischer Personalausweis

rascht an und verabschiedete sich mit den Worten: »Nun, wir werden uns sicher nicht das letzte Mal getroffen haben.«

Die Linie, die Jupp vertrat, entsprach der Auffassung fast aller kommunistischer Parteien: Konzentration aller Kräfte – sowohl politisch als auch militärisch – im Kampf gegen den Faschismus.

Ich ging von der Versammlung nach Hause und war froh, daß ich in der britischen Partei und im britischen Jugendverband eine Heimat gefunden hatte. Aber deren politische Linie hat sich nicht lange gehalten; etwa ein halbes Jahr später schwenkten sie auch auf den neuen Kurs ein.

Danach habe ich Jupp erst wiedergetroffen und überhaupt erst richtig kennengelernt in der Internierungszeit. Die Masseninternierungen begannen im Mai 1940. Ich wurde von einem Polizisten abgeholt, der mich auf die Polizeiwache mitnahm. Wir wurden in London zuerst in einer Pferderennbahn interniert und kamen dann in Lager (wo auch, von den Emigranten getrennt, die Nazis interniert waren). Besonders Jenny Lee, eine britische Labour-Abgeordnete, engagierte sich zusammen mit Gewerkschaftern, linken Labour-Leuten und den Kommunisten für die Freilassung der Antifaschisten. Kurz vor Weihnachten 1940 wurde ich selbst nach London entlassen. Die Werkzeugmaschinenfabrik, in der ich ein knappes Jahr gearbeitet hatte, forderte mich als Facharbeiter an.

Durch die Internierung kam ich erstmals mit deutschen politischen Emigranten, zu meist KPD-Funktionären, zusammen. Im Lager wurde ich in die »Arbeitsgemeinschaft der jungen Internierten« einbezogen. Die »Prager« – die aus der Tschechoslowakei nach England gekommenen kommunistischen Emigranten – kümmerten sich sehr um die Jugendarbeit und versuchten, die Jugendlichen für diverse Zirkel zu gewinnen. Sie kannten sich z.T. auch schon aus der illegalen Arbeit, bevor sie nach Prag emi-

griert waren. Im Lager waren u.a. die Kommunisten Kurt Hager, Horst Brie, Heinz Schmitt, Adolf Buchholz (der später über Berlin mit dem Fallschirm absprang) und Karl Becker sowie die Sozialdemokraten Schoettle und Jahn.

In London, nach der Entlassung aus der Internierung, traf ich dann wieder auf Jupp. Er war für die Zeitung »Freie Deutsche Jugend/Free German Youth« verantwortlich.

Zu den »Pragern« gehörten eine ganze Reihe ehemaliger Funktionäre der KPD und des KJVD, die sich schon in Prag zu einem sozialistischen Jugendkartell – der Freien Deutschen Jugend – zusammengeschlossen hatten. Sie begründeten im Juni 1939 in der Nähe von London die FDJ neu und beschloßen, eine Jugendzeitschrift herauszubringen. Die Zeitung wurde hektographiert; von 1939 bis 1943 waren Adolf Buchholz, Jupp Schleifstein, Georg Friedlaender und Kurt Bartel (der Schriftsteller Kuba) für sie verantwortlich. Jupp selbst schrieb viel für die Zeitung, aber meist anonym. Man findet seinen Namen unter Artikeln fast garnicht. Er

Kurt Hager

Jahre der Emigration

Im März 1939 befahl Hitler, unter Bruch des mit den »Beschwichtigungspolitikern« Chamberlain und Daladier abgeschlossenen Münchener Abkommens, die Besetzung der gesamten Tschechoslowakei. Damit begann für das tschechische und das slowakische Volk ein langer Weg des Leidens und des Kampfes. Zehntausende deutscher Antifaschisten und russisch Verfolgter, die in der

mochte das irgendwie nicht. Zu den Ausnahmen gehört der Aufruf, der die »Linie« der Zeitung und damit der FDJ bestimmte. Jupp schrieb diesen Artikel, der in der »Sondernummer« im November 1939 erschien. Das wirft ein Licht auf die Rolle, die er damals in der FDJ und der britischen Emigration spielte.

England war inzwischen zu einem wichtigen Emigrationsland geworden. Anfang 1939 wurden rund 20.000 jüdische und politische Flüchtlinge aus Deutschland, Österreich und den Sudetengebieten in Großbritannien registriert, Ende des Jahres schon etwa 70.000. Unter ihnen waren viele jüdische Jugendliche, die nach den USA, Palästina oder Südamerika auswandern wollten, aber nach Ausbruch des Krieges in England, Australien und Kanada interniert wurden. Das war das »Milieu« der Emigration, an das sich die Zeitung wandte. Die Auflage stieg relativ rasch – Ende 1939 lag sie bei vielleicht 200, 1943 bei 1.500 Stück.

Jupp übernahm auch die Redaktion der letzten, 1946 erschienenen Ausgaben. In der Schlußnummer vom 27. Juli 1946 heißt es: »Die »Freie Deutsche Jugend« spiegelt nicht nur das wechselvolle Schicksal deutscher Flüchtlinge in Großbritannien wieder, die Zeitschrift entwickelte sich auch mit ihnen. Eine Beilage »Freie Tribüne« erschien, aus der eine breite Plattform für die Diskussion der Probleme des antifaschistischen Krieges gegen Hitlerdeutschland wurde, wie sie jungen Deutschen in England entgegen traten. Bald wurde die Beilage zum Hauptteil und schließlich zum Namen der Zeitung.« Später rückten stärker die Probleme des demokratischen Neuaufbaus in Deutschland in den Mittelpunkt der dann auch öfters (wöchentlich) erscheinenden Zeitung.

Jupp brachte, als er nach Deutschland zurückkehrte, eine Menge politischer und journalistischer Erfahrungen aus dem Londoner Exil mit. Das hat sicher in seinen späteren Beiträgen, auch auf wissenschaftlichem Gebiet, seinen Niederschlag gefunden, Beiträgen, die auch heute für uns von Nutzen sind.

ČSR Zuflucht gefunden hatten, gerieten un mittelbar in Lebensgefahr. Viele, darunter führende Kommunisten, wie Max Reimann und Walter Bartel, fielen in die Hände der Gestapo. Mit Hilfe britischer Organisationen gelang es in einer dramatischen Rettungsaktion, etwa 360 deutsche Kommunisten nach Großbritannien zu bringen. Unter ihnen war auch der junge Kommunist Josef

Schleifstein.

Wir lernten uns im Juni 1939 kennen, als ich nach dem Ende des Krieges gegen den Faschismus in Spanien Asyl in England fand. Zu meiner Verwunderung nannten ihn seine Freunde nicht einfach Josef oder Jupp, sondern Schopenhauer oder Schopp. Doch mit einer Philosophie, die »die Welt als meine Vorstellung« betrachtet, hatte er nichts gemein, war er doch Marxist, d.h. Anhänger und Verfechter des dialektischen und historischen Materialismus. Die Bezeichnung Schopenhauer war offensichtlich eine Würdigung seiner wissenschaftlichen, literarischen und künstlerischen Fähigkeiten, die er in seinem späteren Wirken so vielfach unter Beweis gestellt hat.

In Prag war Jupp in der im Mai 1938 gegründeten »Freien Deutschen Jugend« aktiv gewesen, einer überparteilichen antifaschistischen Gruppe von Jugendlichen, die der KPD, sozialistischen Jugendverbänden sowie der jüdischen und bündischen Jugendbewegung angehörten. Auch im britischen Asyl setzte er sich für den Zusammenschluß aller antifaschistischen Jugendlichen in einer freien deutschen Jugendbewegung ein. Die Gründung der FDJ in Großbritannien erfolgte im Sommer 1939 in Hoddeston bei London. Jupp wurde zum stellvertretenden Vorsitzenden gewählt. Die FDJ stellte sich die Aufgabe, zum Sturz des Hitlerfaschismus und zum Aufbau eines freiheitlichen, friedliebenden Deutschlands beizutragen. Dies hieß konkret: den antifaschistischen Kampf in Deutschland materiell und moralisch zu unterstützen; weitere Mitstreiter aus den Reihen der jungen Flüchtlinge zu gewinnen; Kontakte mit britischen Jugendorganisationen aufzunehmen sowie mit Jugendorganisationen anderer Länder zusammenzuarbeiten. Natürlich gehörten Sport, Spiel und kulturelle Veranstaltungen fest zu den Aktivitäten der FDJ.

Als Mitglied der Parteiorganisation der KPD nahm Jupp an den oft leidenschaftlichen und kontroversen Debatten über den sowjetisch-deutschen Nichtangriffspakt, den Charakter des Krieges, die Lage in Hitlerdeutschland und über das zukünftige Deutschland teil. Als Kommunisten sahen wir immer, unsere Hauptaufgabe darin, zu erreichen, daß das deutsche Volk selbst das Hitlerregime stürzte und den Krieg beendete. Wie das künftige Deutschland aussehen würde, hing wesentlich von dem gemeinsamen Wirken der antifaschistischen Kräfte, vor allem von der Einheit der Arbeiterbewegung ab. Unter den gegebenen Bedingungen bestand eine Übereinstimmung dieser Zielstellung mit den Zielen der Antihitlerkoalition und daher war es richtig, für deren Sieg einzutreten.

Von diesem Standpunkt ließ sich auch die »Freie Deutsche Bewegung« in Großbritannien leiten, die am 25. September 1943 gegründet wurde und sich mit dem in der Sowjetunion bestehenden Nationalkomitee »Freies Deutschland« sowie den Bewegun-

gen freier Deutscher in zahlreichen anderen Ländern verbunden fühlte. In ihr wirkten Kommunisten und Sozialdemokraten, bürgerliche Politiker und Parteilose zusammen. Es gelang jedoch zu keiner Zeit, die Mitarbeit der Vertretung des Parteivorstands der SPD, der Landesgruppe deutscher Gewerkschafter und anderer sozialistischer Organisationen zu erreichen. Sie hielten stur an antikommunistischen Vorurteilen fest und traten nach der Konferenz von Teheran offen (wie Friedrich Stampfer in New York) oder verdeckt (wie Ollenhauer und Vogel in London) gegen die Sowjetunion und damit gegen die Fortdauer der Antihitlerkoalition auf.

Mit dieser Haltung befaßte sich Josef Schleifstein in seinem Diskussionsbeitrag auf der 3. Delegiertenkonferenz der Freien Deutschen Bewegung am 17. und 18. Februar 1945 in London. Zu diesem Zeitpunkt war schon vorauszusehen, daß es in Deutschland nicht zu einer Erhebung des Volkes kommen, sondern der Krieg bis zur bedingungslosen Kapitulation Hitlerdeutschlands fortgesetzt werden würde. Josef Schleifstein brandmarkte die antisowjetischen Äußerungen Stampfers als Versuch der Spaltung der Antihitlerkoalition. Er bezeichnete die Ablehnung der gemeinsamen Beschlüsse der Alliierten über die Abtretung deutscher Gebiete an Polen als Stoff und Nahrung des Revanchegedankens und warnte die rechten Sozialdemokraten vor der Mißachtung der Realität, der unvermeidlichen Folgen des Hitlerkrieges. Er sagte: »Die ganze Welt betrachtet heute aufmerksam jedes Wort, das wir Freien Deutschen sagen, wie wir uns zur Politik der Alliierten verhalten, welche Lehren wir aus der tiefen Schmach unseres Volkes ziehen. Wir müs-

sen lernen, Deutschland so zu sehen, wie es die anderen Völker sehen, dann werden wir uns wirklich selbst erkennen.« Und er endete seinen Beitrag mit dem eindringlichen Hinweis: »Unser Weg ist der Weg der nationalen Erneuerung und wahrhaften Säuberung des deutschen Lebens, beruhend auf der nationalen Selbstkritik unserer Geschichte und Kultur, der Weg der uneingeschränkten Unterstützung der Alliierten bei der Vernichtung des Nazismus und Militarismus, der Weg der vollen und freiwilligen Wiedergutmachung. Es ist der einzige Weg, der es einem Deutschen wieder gestatten wird, den Kopf hoch zu tragen.«

Nicht alle Hoffnungen und Träume der Emigration sind in Erfüllung gegangen und vieles ist durch die Niederlage des Sozialismus und die Restauration des Kapitalismus in der Sowjetunion, der DDR und den anderen ehemals sozialistischen Ländern wieder zerbrochen. Josef Schleifstein hat in der Bundesrepublik aktiv am Kampf der KPD und der DKP für ein vom Nazismus und Militarismus freies, wahrhaft demokratisches Deutschland teilgenommen. Er hat in der Deutschen Demokratischen Republik einen wichtigen Beitrag für die Herausbildung der sozialistischen Gesellschaft und die Wahrung der revolutionären Traditionen geleistet. Immer, wenn wir uns trafen, war ich beeindruckt von seinem Drang nach Wahrheit, seinem großen Interesse an der Weiterentwicklung der marxistischen Theorie und nicht zuletzt von seiner Bescheidenheit und ruhigen, sachlichen Art. Unser Freund und Kampfgefährte »Schopenhauer, Schopp, Jupp« Schleifstein konnte in allen Wechselfällen der Geschichte den Kopf stets hoch tragen.

Artikel von J.S. (Schop.) in der FDJ-Zeitung

Freie Deutsche Jugend

Wochli. Erscheint wochentlich

Sondernummer FREE GERMAN YOUTH November 1939.

JUGEND VORAN

ES IST EIN FEIND, VOR DEM ALLE ZITTERN UND ZIHN PRELLEN. MIT WACHT UNS ALLES FREI! DEM HALTET FEST ZUSAMMEN - FEST UND STIG, SO SIND WIR KLINER DURCH DEN ANDEREN STARK.

S C H I L L E R.

Bruch haben wir jungen Flüchtlinge die harten Seiten des Lebens kennengelernt. Vertrieben aus der Heimat, das uns Teuerste zurückgelassen, haben wir in dieser Lande eine Zuflucht gefunden. Mancher hofft, von neuen Vorsein schlagen zu können, eine zweite Heimat zu finden. Viele andere sind von der Sehnsucht erfüllt, in die Heimat, um die sie gerungen haben und ringen, zurückzukehren, einst wenn die Schande des Nazitriches zuende sein wird.

Gemeinsam ist uns nicht nur Heimat und Sprache. Gemeinsam ist unser Schicksal. Hoogen es auch unsonstlich verschiedene Anlaesse sein, die uns zur Flucht zwangen: mögen die einen Opfer der rassistischen, die anderen der politischen oder religiösen Verfolgungen geworden sein; Urheber, Ursache unseres Schicksals ist der Nazifaschismus, der Deutschland zum Schauplatz mittelalterlicher Barbarei gemacht hat.

Unser gemeinsames Schicksal schliesst die Verpflichtung in sich, den Kampf gegen unseren Feind gemeinsam zu führen. Man sagt, Jugend sei unerfahren, sie habe kein Urteil. Dafür kennt sie jedoch auch weniger Verrät und weniger Zaudern, sich zusammenzuschließen, sobald sie ihre Aufgabe einmal erkannt hat.

Für vermochte unser Schicksal von den unsrem Volkes, unsrer Heimat zu trennen. Des Nazitriches - dessen Verfolgungen wir ertrinnen konnten - versichert es nicht unsere Eltern, unsere Brüder und Schwestern, mordet es nicht Monachen, die ihren Glauben hochhalten, unschuldige Juden, Protestanten- und Friedenskämpfer und wirft sie in die Höhlen der Konzentrationslager?

Hier, wo unser Einzelschicksal mit dem des ganzen Volkes zusammenfällt, da wird die Verpflichtung zur Pflicht jedes Einzelnen.

Tir sind einzig in den Tunesche, unsere Heimat von Herzlich befreit zu sehen. Tir wollen sie freies, demokratisches Deutschland. Hier liegt unsere Aufgabe, zum Kampf um dieses Ziel müssen wir uns einmeln. Dazu rufen wir Dich in die F.D.J.

#schop.

André Leisewitz

Londoner Lektüre: Haldane und Prenant

Josef Schleifsteins naturwissenschaftliche Interessen

»A Marxist must not be too afraid of making mistakes«

J.B.S. Haldane, 1938

I.

Die Empfehlung des britischen Genetikern J.B.S. Haldane, Marxisten sollten keine zu große Angst davor haben, Fehler zu machen, steht im Vorwort zu seinem 1938 erschienenen Buch »The Marxist Philosophy and the Sciences«. Ein mit vielen Anstreichungen versehenes Exemplar findet sich in Jupp Schleifstein Bibliothek. Vom gleichen Autor las er u.a. »Science and Everyday Life« (1939), »Fact and Faith« (2.A. 1936), »Peace and War« (1940) und »New Paths in Genetics« (1941). Von dem Physiker J.D. Bernal stammen u.a. »The Social Function of Science« (2. A. 1940; für Jupp »eine echte Offenbarung«) und »Freedom and Necessity« (1949). Der Verfasser von »The Universe of Science« (1932), »The Web of Thought and Action« (1937), »Philosophy for a Modern Man« (1938) und »Social Thinking« (1945) war ein Mathematiker: Hyman Levy. Und in den gleichen Zusammenhang gehört die von dem Biochemiker (und China-Spezialisten) Joseph Needham 1938 herausgegebene englische Übersetzung von Marcel Prenants »Biologie et marxisme« (Paris 1935).

Es handelt sich bei all diesen Schriften um die Bücher bedeutender, z.T. weltberühmter Naturwissenschaftler, die in den dreißiger Jahren den Marxismus entdeckten und sich mit dem Verhältnis von Naturwissenschaften, Philosophie, Wissenschaftstheorie und Gesellschaft befaßten. Sie repräsentieren eine in vieler Hinsicht eigenständige Richtung marxistischen Denkens »im Westen«, die in den 30er und 40er Jahren in Frankreich bzw. England ihren Höhepunkt erlebte und die in der intellektuellen und wissenschaftspolitischen Szenerie ihrer Zeit eine wichtige Rolle zu spielen vermochte. Die Beschäftigung mit dem intellektuellen Milieu dieser »radicals«, wie sie in England genannt wurden, war für Jupp, wie er später bekannte, »eine Leidenschaft in den englischen Emigrationsjahren«, eine seiner »jugendlichen Lieblingsbeschäftigungen«. Sie schloß dabei auch Erfahrungen ein, die sein Verhältnis zu den »Fehlern«, von denen Haldane schrieb, nachhaltig bestimmt haben dürfte.

II.

Jupp kam nach Prag mit zwanzig; als er London verließ, war er über dreißig Jahre alt. Die Einflüsse des Exils prägten also für seine intellektuelle Biografie wichtige Jahre. In der mährischen Verbannung hatte er

eigenem Bericht zufolge seinen ersten wissenschaftlichen Versuch unternommen: das dort entstandene Manuskript über nazistische Rassentheorie ging bei der Flucht nach London verloren. Durch diese Kritik faschistischer Ideologie war er zwangsläufig zur Auseinandersetzung mit der rassistischen Genetik und einer in Deutschland weitgehend nazistisch verseuchten Biologie gezwungen. Sein Interesse für Naturwissenschaft, Ideologie und Gesellschaft hatte also einen starken politischen (und angesichts des von den Nazis offen angekündigten Holocaust auch unmittelbar subjektiven) Hintergrund. Es stieß im Londoner Exil auf eine lebhaft literarisch-politische Diskussion. Paul Brohmer z.B., um dessen zoologisches Bestimmungsbuch auch heute kein Erstsemester herumkommt, war der Verfasser von »Grundlinien einer nationalsozialistischen Biologie« (Mensch – Natur – Staat, 1935), die Needham im Vorwort zu Prenants »Biology and Marxism« einer sarkastischen Kritik unterzog.

Die Biologie und speziell die Genetik und Evolutionstheorie zogen seit Mitte der dreißiger Jahre aber nicht nur deswegen zunehmendes Interesse auf sich, weil sie ideologisch umkämpft und durch die faschistische Ideologie gesellschaftstheoretisch aufgeladen waren. Interessant wurde die Biologie besonders dadurch, daß sie nach dem Umsturz in der Physik zur neuen »Frontwissenschaft« aufrückte. In der Hinwendung vieler Physiker und Mathematiker zur Biologie kündigten sich die moderne synthetische Evolutionstheorie und der Einstieg in die Molekularbiologie an. Haldane, Needham, Bernal – sie alle waren in diesen Komplex der plötzlichen Geburt einer neuen Wissenschaftsrichtung verwickelt. Dieser Umbruch zwang auch zur theoretischen Diskussion: jahrzehntelang abstrakt gehandelte Größen wie das »Gen«, miteinander nicht zu vereinbarende Tatsachen in der Entwicklung der Organismen wie Konstanz und Veränderlichkeit, schroff einander gegenüberstehende Arbeitshypothesen, die teils präformistisch-mechanistischem Denken, teils lamarckistischen Milieuvorstellungen verhaftet waren, mußten über Bord geworfen oder konkretisiert und materialisiert werden. Die Krise in der Wissenschaft korrespondierte mit den durch die sozialen und politischen Konvulsionen (Weltwirtschaftskrise, Aufstieg des Faschismus, drohender Krieg) ausgelösten Krisen im gesellschaftstheoretischen Weltbild: genauso wie in Frankreich geriet in England der mit seiner nachholenden Modernisierung imponierende Sozialismus ins Blickfeld vieler durch die Umbrüche der Zeit sensibilisierter Intellektueller. Dies galt auch für sein theoretisches Angebot. Das Bedürfnis, die modernen Naturwissenschaften im Blick auf ihren philosophischen und gesellschaftlichen Kontext zu interpretieren, fand im wissenschaftshistorischen Denken, das aus der SU kam (Bucharin, Hessen u.a. 1931 auf dem 2. Int. Kongreß für Wissen-



1. Mai 1945 in den Reihen der Kolleginnen und Kollegen der Firma Napier in London

schaftsgeschichte in London) ebenso wie in Engels' 1925 bzw. 1935 aus dem Nachlaß in Moskau veröffentlichter »Dialektik der Natur« elektrisierende Anregung. Haldanes »Marxist Philosophy« und Prenants »Biologie et marxisme« entstanden in diesem Kontext. Haldane brachte 1940 eine englische Ausgabe der »Dialektik der Natur« heraus, kommentiert auf dem Stand der damaligen Naturwissenschaften. Sie gehörte wie die anderen genannten Publikationen zu Jupps Londoner Lektüre.

III.

Wer waren diese Autoren, die einen Teil des intellektuellen Milieus prägten, in dem sich Jupp in London bewegte? Die Biographie Prenants ist, soweit ich weiß, Jupp im einzelnen nicht bekannt gewesen; etwas besser dürfte es im Falle Haldanes gewesen sein.

Als Jupp in London war, führte der Zoologieprofessor Marcel Prenant an der Sorbonne eine Doppelexistenz als Hochschullehrer und Generalstabschef der französischen Resistance (FTP). Er hatte die Gefangenschaft in einem deutschen Offizierslager hinter sich. Von der Gestapo im Januar 1944 verhaftet und gefoltert, überlebte er die Deportation nach Neuengamme. Prenant stammte aus einer sozialistischen Intellektuellenfamilie. Seinen »marxistischen Anschlag« bekam er durch den 1928 gegründeten »Cercle de la Russie Neuve« in Paris, eine Gruppe marxistisch orientierter Intellektueller, aus der 1939 die Zeitschrift »La Pensée« hervorging. Wie für die britischen »radicals« so spielten auch für den »Cercle« in Paris theoretische Impulse aus der UdSSR eine wichtige Rolle. Seit 1931 hielt Prenant Vorlesungen an der von der FKP organisierten »Université ouvrière«; sie waren die Grundlage für »Biologie et marxisme«. 1948 stürzte der Aufstieg Lyssenkos das ZK-Mitglied Prenant in einen scharfen Konflikt mit seiner Parteiführung, der 1950 zum Ausschluß aus dem ZK, dann zu seinem Engagement für die zuerst verdeckte innerparteiliche Fraktion »Unir pour le socialisme«, schließlich zum Ausscheiden aus der FKP 1958 führte.

Haldanes Biographie weist manche Parallele auf. Während Jupps Londoner Zeit war Haldane, damals der neben Huxley bekannteste britische Biologe, Mitherausgeber des kommunistischen »Daily Worker«, für den er wöchentlich einen naturwissenschaftlichen Artikel schrieb. Insgesamt lieferte, wie die Biographical Memoirs der Royal Society in ihrem Nachruf 1966 feststellten, ihr »Fellow« Haldane 345 solcher Beiträge an seine Parteizeitung ab. Seine populärwissenschaftlichen Fähigkeiten waren geradezu sprichwörtlich; Jupp hat sie sehr bewundert, vermutlich ein heimliches Vorbild. Haldane war einer der Begründer der mathematischen Genetik und trug wesentlich zur Herausbildung der synthetischen Evolutionstheorie bei. Zusammen mit Bernal, Levy, Needham u.a. gehörte er zum Kern der »radicals«

Josef Schleifstein

Die Moskauer Prozesse

Sie haben uns – ich habe es schon mehrfach in Diskussionen gesagt – alle erschüttert. Aber wir haben natürlich an die Existenz von Spionage und Sabotage von seiten der Nazis und des deutschen Generalstabs geglaubt. Und wir haben vor allem daran geglaubt, daß die faschistische Führung – da sie wußte, daß die Sowjetunion das stärkste antifaschistische Bollwerk war – versuchen mußte, die stärksten Unterminierungsversuche in der Sowjetunion zu unternehmen. Und auch wenn wir uns nicht erklären konnten, wie aus alten Kommunisten Verräter geworden sein sollten – das konnten wir uns nicht erklären –, war uns doch eines klar: vielleicht sind sie, ohne daß sie es wußten, durch ihre oppositionelle Haltung in die Netze der faschistischen Geheimdienste gegangen. Das ist schwer zu glauben heute. Aber wenn Ihr Euch einmal anseht, wie bürgerliche Antifaschisten jener Jahre reagiert haben – nehmt britische Diplomaten, die damals in Moskau in der Botschaft stationiert waren, vielleicht als junge Diplomaten, die keine ausgesprochenen Sowjetfeinde und in gewissem Sinne sogar Antifaschisten waren –, die reagierten genau wie wir, das heißt: sie glaubten daran. Und in dem Briefwechsel der beiden vielleicht größten damaligen deutschen Physiker, beide Emigranten, Albert Einstein und Max Born, schreibt dieser an Albert Einstein

in Amerika und fragt, wie er denn diese furchtbaren Prozesse einschätzt (Vgl. Albert Einstein/Max Born, Briefwechsel 1916 – 1955. Kommentiert von Max Born, München 1969, S. 179). Und Einstein antwortet ihm genau wie wir geantwortet haben: Ich bin fest davon überzeugt, daß die Nazis alles versuchen, um dort einzubrechen, denn sie wissen genau: das ist das Bollwerk des Antifaschismus. (Ich habe hier nur sinngemäß zitiert.) Oder die britische liberale Presse, der führende außenpolitische Korrespondent des liberalen »News Chronicle«, der als Berichterstatter an den Moskauer Prozessen teilnahm. Unabhängig von den furchtbaren Einzelheiten, auch wenn man sie im Detail nicht glauben mochte; mußte man annehmen: irgendwie versucht der Nazi-Spionageapparat dort eine gewaltige Unterminierung. Wir wissen heute, daß es anders war: Nur: daß man in der Situation des Naziterrors, des Antikomintern-Paktes von 1936, der Nürnberger Parteitage, des wütenden, massiven Antikommunismus und Antisowjetismus daran glauben konnte, das werfe ich mir bis heute nicht vor.

(Josef Schleifstein, *Der Intellektuelle in der Partei. Gespräche, Marburg/L. 1987, S. 47*)

in der britischen wissenschaftspolitischen Szene. Seit seinem Studium Sozialist, war er 1928 zum ersten Mal in der UdSSR gewesen und, wie die anderen radicals, von deren Wissenschafts- und Modernisierungsdynamik tief beeindruckt. Auch Haldane geriet später wegen des Umgangs mit der Lyssenko-Affäre in Konflikt zur Führung seiner Partei, die er dann in den Fünfzigern verließ.

Die Bindung an die Prinzipien der Fachwissenschaft war stärker und sie stand dem Marxismus näher als das, was seinerzeit unter den Auspizien marxistisch-leninistischer Philosophie von Present, Mitin, Shdanow und anderen aus Lyssenko als Repräsentanten »proletarischer Wissenschaft« gemacht wurde.

IV.

Jupp als Mann der Partei und der Praxis schrieb 1949 einen Artikel »Lyssenko und die Retter der Biologie« (Wissen und Tat, H. 3/1949), in dem er sicher nicht nur der Parteiräson, sondern auch eigener Überzeugung folgte, wenn er davon ausging, daß es

sich bei der Genetik-Auseinandersetzung in der SU um eine echte Diskussion handelte. Er mobilisierte alle für Lyssenko sprechenden Argumente aus der Diskussion im Westen, derer er habhaft werden konnte, und versuchte, die höchst dunklen Formulierungen Lyssenkos in möglichst rationaler Weise auszulegen. Von »proletarischer Wissenschaft« war nicht die Rede.

Allerdings war die Sache mit Lyssenko 1948/49, als die ersten Wogen des Kalten Krieges hochschlugen, nicht so einfach, wie sie sich im Rückblick ausnimmt – weder für Prenant, Haldane, Bernal, Needham und für viele andere bedeutende nichtmarxistische Biologen, noch für Jupp Schleifstein. Prenant weigerte sich, den Lyssenko-Kult mitzumachen, weil er keinerlei Beweise für dessen im einzelnen kaum greifbare Thesen sah und das Konzept der »proletarischen Wissenschaft« für Unfug hielt. Aber er konnte sich bei aller Ablehnung eine Vermittlung zwischen klassischer Genetik und einem neolamarckistischen Ansatz vorstellen. Needham hielt im Vorwort zu Prenants

Buch die Kritik an der klassischen Genetik in der SU für schlecht begründet, schrieb aber 1941 in »Nature«, nur die Zeit werde zeigen, ob bei den Experimenten über die Vererbung erworbener Eigenschaften vielleicht doch etwas Positives herauskomme. Haldane, Bernal u.a. erklärten Lyssenkos Ablehnung der Chromosomentheorie der Vererbung für absolut falsch, ihnen waren aber die Defizite der klassischen Genetik bewußt. Haldane hielt unbeschadet seiner Skepsis einige Punkte bei Lyssenko für durchaus vertretbar (Jupp stützte sich z.B. auf ein entsprechendes BBC-Interview). Bernal veröffentlichte 1949 eine Stellungnahme, in der Lyssenkos Konzept weitgehend verteidigt wurde. Nur wenige Genetiker im Westen hatten aus eigenem Erleben mitbekommen, mit welchen ideologischen und administrativ-terroristischen Maßnahmen die Lyssenko-Richtung durchgesetzt wurde und daß sie, wo es um harte Wissenschaft ging, nichts als Scharlatanerie war. Zu diesen wenigen gehörte der amerikanische Sozialist und Genetiker H.J. Muller, der in den 30er Jahren in Moskau arbeitete und dort selbst zur Zielscheibe der Angriffe wurde. Prenant zog ihn 1948 zu Rate.

Natürlich hat Jupp Schleifstein auch seinen eigenen Artikel gemeint, wenn er später im Zusammenhang mit Lyssenko über die stalinistische Fehldeologisierung der Naturwissenschaften und die Fesseln, die sich daraus für deren Entwicklung ergaben, gesprochen hat.

V.

Jupp kam später des öfteren auf Bernal und Haldane, Prenant und Needham und all die anderen aus der Londoner Zeit zu sprechen. Die Faszination, die sie auf ihn ausübten, war ungeboren. Seine uns manchmal verwundernde Vorliebe für diese Naturwissenschaftler aus dem britischen Milieu der »radicals« hatte offenkundig verschiedene Gründe. Sie spielten für seinen Zugang zu marxistischer Philosophie eine große Rolle; unter ihnen fanden sich einige echte Genies; sie waren Universalisten und exzellente Fachwissenschaftler; beeindruckt hat Jupp ihr Mut, mit dem sie sich mit offenem Visier politisch als Sozialisten und Kommunisten einmischten. Besonders bemerkenswert war, daß sie sich um einen Zugang zum Marxismus von ihrer eigenen Fachdisziplin her bemühten. Dieser Zugang verschaffte ihnen wenigstens zum Teil ein Rationalitäts- und Wahrheitskriterium, das sie gegen Fehldeologisierungen skeptisch sein ließ. Vielleicht war es dies, was sie für Jupp so anziehend machte. In Haldanes »Science and Everyday Life« hatte Jupp Schleifstein sich jedenfalls wie eine Lebensdevise folgende Schlußpassage angestrichen: »Laßt euch also nicht beunruhigen, wenn wir Wissenschaftler unsere Theorien wechseln. Das ist ein gesundes Zeichen. »Einen Fehler offen zugeben,« sagt Lenin, »seine Ursachen aufdecken, die Umstände, die ihn hervorgeru-

fen haben, analysieren, die Mittel zur Behebung des Fehlers sorgfältig prüfen – das ist das Merkmal einer ernsten Partei.« Das ist auch das Merkmal eines ernsthaften Wissen-

schaftlers.« Wie schwer der Umgang mit einer solchen Devise ist, das gehört auch zu den Erfahrungen aus Jupp Schleifsteins Leben.

FREE GERMAN LEAGUE OF CULTURE IN GREAT BRITAIN

36 UPPER PARK ROAD, N.W.3 Tube Station: Belsize Park
Buses 24, 187 Tel: PRI 0151

Programme for June, 1943

Tuesday, June 1st.

7.30 p.m. SOCIAL & DANCE, arranged by the War Aid Committee of German Refugee Women. The Youth Choir sings German Folk Songs. Coffee and Cake. Contribution: 1/6, Members 1/-.

Wednesday, June 2nd.

8 p.m. Mittwochklub der Frauen. Grete Fischer: Die Frau in der englischen Literatur. Gedeck" 1/6.

Programm-Prospekt der Kulturorganisation der deutschen Emigranten in England

“Und sie bewegt sich doch!”

Freie deutsche Dichtung

VORWORT: Professor Oskar Kokoschka
UMSCHLAG: John Heartfield

1. HEFT

Deutsche Stimmen aus Grossbritannien

Rolf Anders
Max Herrmann-Neisse
Werner Ilberg
Freimut Schwarz

Deutsche Stimmen aus Amerika

Bertolt Brecht
Wieland Herzfelde
Hans Marchwitza

Deutsche Stimmen aus der Sowjetunion

Johannes R. Becher
Klara Blum
Erich Weinert

2. HEFT

Gedichte von Max Zimmering

Herausgeber: Verlag "Freie Deutsche Jugend"
Published by "Free German Youth", 12, Belsize Park, N.W.3
London 1943 Preis 2/-

Inhaltsverzeichnis einer von der FDJ herausgegebenen Broschüre

Gedanken am Neubeginn

– Nach dem Exil

Das Exil war zu Ende, und jetzt war es, als habe es uns doch einen Halt gegeben, und als ginge uns der Boden erst verloren, als es darauf ankam, irgendwo Fuß zu fassen. Noch wollten wir festhalten an unsern Hoffnungen, denn ohne sie hätten wir nicht weitergehen können, und ich würde sehn, wie wir danach immer wieder zu diesen Hoffnungen griffen, sie nie wahnwitzig nannten, obgleich alle Zeichen stets gegen sie sprachen, so wie die Hoffnungen jedes Mal stärker war als das Scheitern, denn nichts anderes war diese Hoffnung ja, als die Lebenskraft selbst. Manchmal war es, als zermürbe die Politik unser Denken, unsre Ausdrucksfähigkeit, als müßten wir uns, wollten wir uns mit der Politik befassen, uns ihren Verstrickungen ausliefern...

Doch weil wir uns nun einmal für Auseinandersetzungen zur Verfügung gestellt hatten und auch nicht davon loskommen konnten, weil unsere Existenz davon abhing, würgten wir weiter an den Erklärungen, die wir als unsre eignen ansah, in Wirklichkeit aber die der andren waren. Selbst wenn wir meinten, mit freiem Kopf auf selbständige Weise zu den Ansichten gekommen zu sein, stießen wir gleich wieder auf die Leitsätze, alles lag uns vor, fertig formuliert...

Wie wir zu dem Ziel, dem Ziel der Befreiungsbewegungen in einer verwandelten Welt, gelangen sollten, das wußten wir noch nicht. Das Ausbleiben einer sozialistischen Einheit hatte uns in Unsicherheit versetzt. Grundlegende Veränderungen, gänzlich neue Organisationsformen hatten wir vor uns gesehn. Im Mai, als der Damm geborsten war und alles zerrann, verstand ich, wie utopisch, politisch unrealistisch ich gedacht hatte. Die Politiker hingegen, in ihrer Beherrschtheit, ihrer Disziplin, befaßten sich mit dem Erreichbaren, dem Möglichen. Für sie wurde jeder Tag, an dem sie noch auf ihre Rückkehr zu warten hatten, zur Unendlichkeit. Noch einmal wurden sie gezwungen, in die Illegalität zu gehn, nach Schleichwegen zu suchen, um in ihr Land zu kommen, das die westlichen Überwacher nun für die Antifaschisten sperrten. Der neue, schwelende Krieg hatte begonnen. Das Gelächter, die Friedensgesänge waren noch nicht verklungen, als Kapitalismus und Sozialismus einander gegenübertraten. Was folgte, würde im Rückblick zusammenschumpfen, von

unsern zersplitterten, von Illusionen und Beängstigungen durchsetzten Tagen würde nur das Gefühl des stockenden Atems, der Machtlosigkeit übrigbleiben...

Nicht von unten, vom Willen der geprüften Menschen her, sondern von oben, von den Zentralen der mächtigen Sieger, würde die Entwicklung bestimmt werden. Wir würden sehn, wie der Sozialismus erbaut wurde dort, wo es keine Bereitschaft dafür gab, wo finstre politische Rückständigkeit herrschte, während in den Ländern, in denen die Kommunistischen Parteien erstarkt waren und die Bevölkerung auf Seiten der antifaschistischen Kräfte stand, der Boden für den Einzug der Streber und Spekulanten bereitet wurde. Die verhaßten Begriffe eines Westens und eines Ostens würden uns aufgezwungen werden, wir würden lernen müssen, uns nach ihnen zu richten, mit ihnen zu leben. Mehr denn je würden wir einzustehn haben für die Seite unsrer Wahl, und schwerer denn je würde uns, in der Bedrängnis der Teilung, die Reinerhaltung unsrer Überzeugung fallen. Mit dem Anbruch der neuen Epoche würden unsre ethischen und moralischen Richtlinien ständigen Prüfungen ausgesetzt werden, indem wir, als Einzelne, in Widerspruch gerieten zu den Auswüchsen der Machtvollkommenheit, die unsre Welt prägten. Was wir überwunden glaubten, würde uns noch einmal entsetzen, die Entmündigung, deren Exzesse über viele von uns hingegangen waren, würde aufs neue triumphieren und den Geist des Märtyrertums beschwören, der nie mehr hätte in Verbindung gebracht werden dürfen mit unsern politischen Vorstellungen. Die Zerstörungswut aber speicherte sich dort auf, wo sich Amerika unter demokratischem Schein etabliert hatte. Damals, noch im Schwung der Vorwärtsbewegung waren einige der faschistischen Führer vor Gericht gestellt worden, als sollte gezeigt werden, daß der Frieden ihrer Bestrafung galt. Bleich standen sie an der Schranke. Ihrer Funktionen entkleidet, glichen sie zusammengefügtem Gewürm. Wenn ein Dutzend von ihnen gehenkt wurde, so war damit von ihren Mordtaten nichts gesühnt. Unerklärt blieben ihre Grausamkeiten. Zu matt, zu staubig, zu gleichgültig war alles, als daß noch danach gefragt worden wäre, was der Faschismus hinterlassen hatte. Und eine solche Frage wollten die Demokraten im Westen auch gar

nicht erst aufkommen lassen. Mit den Faschisten wurde Nachsicht geübt. Sie wurden als Verbündete gebraucht. Ihr Ziel war das gleiche gewesen, das der Westen jetzt verfolgte. Gemeinsam würden sie antreten können zum Kampf gegen den Kommunismus. Das Hinterland war gesäubert worden von denen, die gegen den Faschismus gekämpft hatten. Sie, die den neuen Herren den Weg geebnet hatten, waren verhöhnt, abgeschlachtet worden. Noch würden die Arbeitersoldaten des Westens nicht gegen die sowjetischen Soldaten geschickt werden, die, wie sie, den Krieg zur Befreiung Europas geführt hatten. Noch würden sie an der neugezogenen Grenzlinie stehn, wartend auf den Befehl. Vorläufig genügte der gewaltige Knall. Es tat nichts, daß dabei Hunderttausende von Gelben, die schon besiegt waren, im Bruchteil einer Sekunde ausgelöscht wurden, denn diese Detonation war als Warnung gemeint an den ausgebluteten Giganten im Osten, daß er wisse, mit wem er es zu tun habe, sollte es ihm einfallen, sich über die ihm zugehörigen Einflußgebiete ausstrecken zu wollen. Mit diesem Urknall errichteten die Vereinigten Staaten von Amerika ihr Weltreich. Unendliche Entbehrungen würde es den Sozialismus kosten, den militärischen Vorsprung des Kapitals einzuholen. Obwohl er den Frieden benötigte, um die lange Zeit der Leiden zu überwinden, würde er doch daran gehn müssen, seine Anstrengungen auf die Hervorbringung der gleichen, irrsinnigen Explosionen zu richten. Gegenüber der Herrschaft des Geldes würde die Arbeit ihre Kärglichkeit zeigen. Die gekaufte Presse des Westens würde die Armut des Ostens den Mängeln der sozialistischen Planwirtschaft zuschreiben. Der Sozialismus würde arm bleiben, während die Länder des Gelds hektisch aufblühten. Der künstliche Überfluß, die spekulative Betriebsamkeit würde die ideologischen Mühen verächtlich machen. Die unbegrenzten Möglichkeiten auf den Märkten würden die politische Strenge menschenfeindlich erscheinen lassen. Eine Armee von Agenten würde jeden entstehenden sozialistischen Fortschritt unterminieren. Nirgendwo durfte der Sozialismus sich erfolgreich zeigen. Der Selbstschutz, den der Sozialismus errichtete, würde ein Vorhang genannt werden, hinter dem er seine Schande verberge...

Immer wieder, wenn ich versuchen würde, etwas von der Zeit, die mit dem Mai Fünfundvierzig beendet wurde, zu schildern, würden sich mir die Folgen aufdrängen. Über die Erfahrungen, die durchgesetzt waren von Tod, würde sich die grell kolorierte, längst wieder von Folter, Brandschatzung und Mord gefüllte Zukunft legen. Immer wieder würde es sein,

als sollten alle früheren Hoffnungen zu nichts gemacht werden von den später verlorengegangenen Vorsätzen. Und wenn es auch nicht so werden würde, wie wir es erhofft hatten, so änderte dies doch an den Hoffnungen nichts. Die Hoffnungen würden bleiben. Die Utopie würde notwendig sein. Auch später würden die Hoffnungen unzählige Male aufflammen, vom überlegenen Feind erstickt und wieder neu erweckt werden. Und der Bereich der

Hoffnungen würde größer werden, als er es zu unsrer Zeit war, er würde sich über alle Kontinente erstrecken. Der Drang zum Widerspruch, zur Gegenwehr würde nicht erlahmen. Wie das Vergangene unabänderlich war, würden die Hoffnungen unabänderlich bleiben, und sie, die einmal, als wir jung waren, solch glühende Hoffnungen gehegt hatten, würden sich, indem wir diese wieder wachriefen, damit ehren lassen.

(Peter Weiss, *Die Ästhetik des Widerstands*, Dritter Band, Suhrkamp, Frankfurt/Main 1981, S. 261-265. Wir danken dem Verlag für die freundliche Nachdruckgenehmigung.)



Als Journalist auf der Londoner Außenministerkonferenz im Dezember 1947. Von l.: Wesemann (SPD), Schleifstein (KPD), Noé (CDU), Dr. Frankenfeld (FDP)

Elvira Högemann-Ledwohn

Tagesarbeit und Übersicht

Jupp Schleifstein als Redakteur der Kölner »Volksstimme«

Die »Volksstimme. Zeitung für Einheit und Demokratie« erscheint seit dem Rosenmontag (4.3.) 1946, zunächst mit einer Auflage von 151.000. Im Laufe des Jahres 1947 wird sie von der Militärregierung auf 62.000, dann auf 46.000 Exemplare herabgesetzt. Nach der für die KPD sehr erfolgreichen Kommunalwahl im Herbst 1948 steigt die Auflage auf 100.000.

Im Impressum steht für die Redaktion nur der Chefredakteur Ismar Heilborn, ab 11.7.1946 Willy Deuer, ab 1947 wieder Ismar Heilborn. Abgesehen von nicht allzu häufigen Beiträgen von externen Autoren sind die Artikel in der Regel nicht gezeichnet; einzig der große politische Artikel auf Seite 2 trägt Initialen.

Wann die Arbeit Jupp Schleifsteins bei

der »Volksstimme« genau begonnen hat, ist in der Zeitung selbst nicht auszumachen. Er hat das Datum seiner Rückkehr aus England mit »Ende Oktober 46« angegeben, demnach wären weder der Gedenkartikel zum 288. (sic!) Todestag von Oliver Cromwell (5.9.1946) noch die Serie über drei Wirtschaftssysteme (USA, Sowjetunion, Großbritannien), erschienen von Anfang bis Ende Juli 1946, von ihm, obwohl sie von Themenstellung und persönlicher Qualifikation nicht schlecht zu ihm passen würden. In seinem Arbeitspaß ist ab 1.12.1946 »Redakteur. Colonia Verlag GmbH. Volksstimme« eingetragen.

In dem Marburger Gespräch (»Der Intellektuelle in der Partei«, Marburg 1987) hat Jupp erzählt, sie hätten zuweilen bei der »Volksstimme« die Politik der Besatzungs

macht durch Nachdrucke aus Labour-Zeitungen kritisiert – eine entsprechende wöchentliche Rubrik aus internationalen Pressestimmen («Der Querschnitt») erscheint in der Zeitung am 28.11.1946 zum ersten Mal.

Am 23.12.1946 erscheint der erste mit »J. Sch.« gezeichnete Artikel, wie später üblich, als der große politische Leitartikel der Ausgabe. Unter der Überschrift »Der Friede der Welt« liefert er eine außenpolitische Analyse zur Jahreswende. Nacheinander werden die amerikanische, die sowjetische und die britische Politik abgehandelt. Das Fazit des Artikels: »Es erübrigt sich, darauf hinzuweisen, daß für uns, für die Zukunft unseres Volkes, alles vom Frieden – und deshalb von der Zusammenarbeit der Großmächte abhängt. ... Nur Deutsche, die aus den beiden Katastrophen der letzten 30 Jahre nichts gelernt haben ..., können heute versuchen, die deutsche Politik auf Gegensätzen zwischen den alliierten Großmächten – oder was dasselbe ist – auf einer »Westorientierung« aufzubauen.«

Es entspricht nicht den publizistischen Bräuchen der Zeit, den Lesern einen neuen Redakteur vorzustellen. Als »stellvertretenden Chefredakteur und außenpolitischen Redakteur« hat er selbst seine Stellung in der Zeitung später beschrieben. Die Themen der unter »J. Sch.« erschienenen Artikel sind aber nur zum kleineren Teil außenpolitisch. Von den rund 70 Texten sind zehn aktuelle außenpolitische Kommentare: von der Konferenz der Labour-Party (29.5.1947) über das niederländische Bombardement von Java («Indonesien will frei sein», 24.7.1947), den Fünfjahresplan Jugoslawiens (7.8.1947) bis zur Einschätzung der Lage in Palästina (16.1.1948) reichen hier die Themen. Regelmäßiger und systematischer wird die innerdeutsche Lage, allerdings oft im Kontext der Politik der Großmächte, kommentiert. Im Februar 1947 wendet er sich gegen den Föderalismus, hauptsächlich vertreten von der CDU, mit der 1848er Losung von Marx und Engels für die »einige, unteilbare demokratische Republik«. Im März geht es mehrfach um die Eigentumsfrage bei den Großkonzernen: Volkseigentum als eine Frage der Demokratie; dabei wird die Entwicklung in der Ostzone als Vorbild herausgestellt. Im April/Mai handeln einige Leitartikel von der Notwendigkeit der Gründung der SED auch in den Westzonen. Typisch der Kerngedanke, der in der Überschrift am 12.5.1947 zum Ausdruck kommt: »Die SED pflanzt die Fahne der Sammlung«. Hier bleibt es nicht aus, daß sich Jupp mit der Politik der SPD auseinandersetzt, wobei er seine Kritik hauptsächlich gegen die politische Rolle und die Ziele des Vorsitzenden Kurt Schumacher zuspitzt. Die Einschätzung des SPD-Parteitag in Nürnberg 1947 ist überschrieben: »Statt eines Programms – ein Führer«. Daran schließt sich in den folgenden Wochen eine fünfteilige Serie über Schumacher selbst an, zum Teil in der Form reiner Dokumentation. Die Überschriften machen klar,

worum es dem Verfasser geht: »Vom Sozialismus zum Marshallplan« und »Drei Tage genügt für die Kehrtwendung«. Der Übergang des SPD-Vorsitzenden vom Propagandisten des »Sozialismus als Tagesaufgabe« zum Protagonisten der Westintegration unter US-amerikanischer Federführung wird sachlich und argumentativ, die Sache selbst ohne alle Nachsicht behandelt.

Die Kritik am Marshallplan bildet seit dem Ende der Pariser Außenministerkonferenz (Juli 1947) zunehmend ein Thema für den Leitartikel J. Sch., der schon am 19.5. die Alternative für die (west)deutsche Wirtschaft in der Frage »Industrieexport oder Kolonisierung« sah und am 3.11.1947 befindet: »West-Deutschland« wäre das Ende«. Er geht am 19.1.1948 dazu ins Detail: »Viel amerikanischer Tabak, aber wenig Stahl«. Eine strategische Alternative wird in der darauffolgenden Ausgabe behandelt, deren Leitartikel »Wohin soll Deutschland ausführen?« auf den osteuropäischen Markt verweist. Auf dieser Linie liegt auch der Messebericht aus Leipzig (6.3.1948). »Der lange Rock auf Leipzigs Modenschau« (der in der Tat auch eine einschätzende Bemerkung zum nun dort angekommenen New Look enthält). Die globale These der KPD in dieser Zeit, daß die kapitalistische (Welt-)Wirtschaft auf eine Krise zusteueere, während sich das sozialistische System im Aufschwung befinde, geht auch an den Leitartikeln von J. Sch. nicht vorbei. In »Wie eine Wirtschaftskrise geboren wird« sieht er die Krise eben in den USA beginnen; holzschnittartig gegenübergestellt werden die angenommenen Trends in kapitalistischer und sozialistischer Wirtschaftsentwicklung in »Zwei Welten – zwei Systeme« (19.3.1948).

Der zeitgeschichtlich bedeutendste Beitrag zur Zeitung sind die Berichte aus Lon-

don von der – gescheiterten – Außenministerkonferenz im Dezember 1947. Die zweite Folge dieser Berichte »Großbritannien verhandelt in Moskau« (10.12.) ist noch sehr optimistisch, was die Perspektive der Ost-West-Zusammenarbeit angeht, und auch nach der »Vertagung«, über die am 17.12. berichtet wird, findet am 24.12. der Korrespondent »Nach der Londoner Konferenz« noch positive Ansätze im Gegensatz zwischen den Haltungen der USA und Großbritanniens resp. Labours. Der abschließende Artikel zu diesem Gegenstand am 31.12. spitzt die Argumentation über die US-Kontrolle über Westdeutschland zu.

Die großen Qualitäten des Redakteurs J. Sch. kommen besonders da zum Ausdruck, wo er aktuelle Argumentation und historisch-theoretische Kenntnisse miteinander verbindet. Ob das nun im Eintreten für die »einige, unteilbare demokratische Republik« zum Ausdruck kommt oder in einem Abriß der Geschichte des 1. Mai (1947), in den »Lehren des 30. Januars 1933« (30.1.1948), im Erinnern an die Rolle Friedrich Stampfers in der Sozialdemokratie oder an Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht (auf einer ganzen, nicht gezeichneten Seite, mit einem längeren Luxemburg-Zitat zur Demokratie) – es ist nach 12 Jahren Faschismus notwendig und nicht genug zu rühmen, wie hier versucht wird, die besten geistigen Traditionen und auch die bitteren Erfahrungen der Geschichte der Arbeiterbewegung einem breiten Publikum vertraut zu machen. Einen besonderen Schwerpunkt setzt die vierteilige Serie zur sowjetischen Außenpolitik, beginnend mit Rapallo und endend mit den letzten Monaten vor dem 2. Weltkrieg (6.11.-17.11.1947). Speziell zum deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakt 1939 ein Artikel am 16.2.1948, der sich direkt mit einem Leitartikel der CDU-nahen »Kölnischen Rundschau« auseinandersetzt – was für den Stil der »Volksstimme« dieser Zeit übrigens nicht ungewöhnlich ist.

Singulär, mindestens aber äußerst selten für die kommunistische Presse jener Zeit dürfte der Leitartikel zur Osterausgabe 1947 sein, wenn auch durch die Bündnispolitik seit dem 7. Weltkongreß der Kommunistischen Internationale gewissermaßen abgedeckt: »Christentum und Kommunismus«. Im heiligen tiefschwarzen Köln ist dieses Thema durchaus nicht von rein theoretischem Interesse, und man muß es nicht von weit herholen. J. Sch. stellt fest, die Kommunisten kämpfen gegen den »Mißbrauch der Religion für reaktionäre Zwecke« und kommt zu dem Schluß, der Grundsatz »jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen« sei »durch und durch christlich«. Solche Sätze im Jahr 1992 nachlesend, wird mir der Mensch Josef Schleifstein sofort gegenwärtig: Er gleicht demjenigen aufs Haar, den ich, zwanzig Jahre, nachdem er solche Artikel schrieb, kennengelernt habe und seitdem wegen dieser Geisteshaltung unwandelbar schätze.



Auf einer Friedensdemonstration im Mai 1950 in Köln

Fritz Rische

Wegzeichen für die Zukunft

Jeder hat seine besonderen Gedanken, wenn ein Freund und Genosse nicht mehr in unserer Gemeinschaft lebt und kämpft. Mit Josef Schleifstein ist auch ein großer Teil meines eigenen Lebens, eine lange Wegstrecke gemeinsamen Wirkens in der kommunistischen Bewegung verbunden. Die Gedanken daran sind lebendig geblieben. Und so mein Versuch, diese aufzuschreiben.

Als junger Journalist und Abgeordneter der KPD lernte ich Josef Schleifstein nach 1945 in der praktischen Arbeit kennen und schätzen. Die Jahre nach Faschismus und Krieg waren für die kommunistische Arbeiterbewegung eine große Herausforderung. Viele Erfahrungen legaler Arbeit waren fast verlorengegangen. Die Siegermächte hatten die Macht in Deutschland übernommen und prägten in ihren Besetzungszonen sehr bald auch ihren Entscheidungen ihre gesellschaftlichen Vorstellungen auf. Immer mehr ging es weg von den gemeinsamen Abmachungen, wie den Beschlüssen der Potsdamer Konferenz. Jetzt galt es die Lehren aus Faschismus und Krieg zu beachten. Dafür waren die Erfahrungen von Genossen wie Josef Schleifstein für uns Hilfe und Ansporn. Es ging darum, unter diesen wahrhaft neuen Bedingungen die Chancen eines neuen Beginns in Deutschland nicht zu verspielen, und dies in allen Besetzungszonen.

Im direkten Kontakt wurde ich mit »Jupp« – wie wir ihn nach rheinischer

Mundart nannten – in Frankfurt verbunden. Über seine journalistischen Arbeiten und theoretischen Aktivitäten in Bonn und Köln war Genosse Jupp schon bis weit ins Ruhrgebiet bekannt geworden. Nun hatte ich für meine Arbeit als KPD-Abgeordneter im bizonalen Wirtschaftsrat einen freundlichen und verständnisvollen Ratgeber an der Seite. In der Frankfurter Gutleutstraße war sehr bald ein überzonales Parteizentrum eingerichtet, darin auch Raum für die Arbeit der KPD-Abgeordneten im Wirtschaftsrat, einer separaten Keimzelle zur deutschen Zweistaatlichkeit. Zugleich arbeiteten, Tür an Tür, Genossen, die den Pressedienst der Partei herausgaben und die erste theoretische/politische Zeitschrift der KPD nach dem Krieg im Westen Deutschlands.

Genosse Josef Schleifstein war der Leiter einer kleinen Gruppe kommunistischer Journalisten. Es entstand ein »Zentrum« der geistigen und praktischen Arbeit der Partei, und ich war zur Mitarbeit eingebunden. Die KPD verfügte damals noch nicht über eine tägliche Presse, auch nicht über die nötigen Finanzen, und dies besonders nach der Währungsreform. Der Pressedienst war somit auch eine Quelle, kompetent über die Politik der KPD in vielen Bereichen Informationen zu erhalten. Die Zeitschrift vermittelte eine marxistische Analyse der gesellschaftlichen Entwicklungen. Das war eine breite Palette von Aufsätzen mit theoretischen Inhalten, aber auch von Alternativen für und aus der

Welt der Arbeit, der neuen Industrie- und Einheitsgewerkschaften. Da war unser Genosse Schleifstein Mentor und Beistand durch seine fachlichen Erfahrungen. Es war der Geist der kommunistischen Teamarbeit, der uns mit Jupp begleitete, der uns fachliche Kompetenzen abverlangte. Sein Wissen über die Geschichte der Arbeiterbewegung, ihre Höhen und Tiefen, Siege und Niederlagen, über die Rolle der großen Persönlichkeiten der deutschen und internationalen Arbeiterbewegung, wie Marx und Engels, Lenin, Rosa Luxemburg, Wilhelm und Karl Liebknecht, Franz Mehring und Wilhelm Pieck war unerschöpflich.

Als Abgeordneter der KPD war ich immer wieder auf die Erfahrungen von Genossen wie Josef Schleifstein angewiesen. Der damals von den Westmächten und ihren Gouverneuren General Clay und Robertson betriebene Aufbau eines westdeutschen Staates hatte einflußreiche deutsche Helfer. Vor allem waren diese in Köln tätig. Ihre Exponenten waren Dr. Adenauer, Bankier Pferdenges und Dr. Pünder, der schon in Berlin als Staatssekretär unter Hindenburg tätig gewesen und nun sogar erster Verwaltungsdirektor der Bizonalen Ämter in Frankfurt geworden war. Diese Gruppe von CDU-Politikern hatte ihren Rückhalt im Industriellenverbund aus dem ehemaligen Stahltrust wie Heinrich Dinkelbach, der die Montankonzerne nach ihrer Entflechtung zu ihren neuen Verbundsystemen verflochten konnte. Jupp hatte viele Einzelheiten zu dieser Köln-Bonner-CDU-Vereinigung parat, die ich im Plenum und meinen Aufsätzen verwerten konnte.

Genosse Schleifstein forderte genaue Quellenangaben und Hintergrundmaterialien. Gemeinsam suchten wir die festen Punkte für Verallgemeinerungen. Der Un-



Auf dem 2. Kongreß der Westdeutschen Friedenskomitees am 23.8.1950 in Frankfurt/Main. 2.v.l. der Mannheimer Stadtpfarrer Erwin Eckert, r. Frau Edith Hoehret-Menge

sitte »roter Abschlußschwänzchen« und inhaltsloser Parolen setzte er seine leise Ironie-Pädagogik entgegen. Mit Genossen Alfred Drögemöller, bis zu seiner willkürlichen Ausschaltung Chefredakteur der Zeitschrift, ging es uns um konstruktive Antworten für die nicht leichte Arbeit von Kommunisten angesichts der beginnenden Restauration alter Besitz- und Machtverhältnisse.

Diese Zeitspanne im Leben der Partei, in der Josef Schleifstein sich vielseitig betätigte, junge Kommunisten mit sozialistischen Ideen fördern konnte, ist noch ungenügend bekannt. Mögen sich Zeitzeugen und Historiker melden, diese aufzuschlüsseln.

Aufschlußreich waren für uns Josef Schleifsteins Erfahrungen aus der Arbeit deutscher Antifaschisten/Kommunisten in England, u.a. aus deren Tätigkeit als Interessenvertreter der Arbeiterinnen und Arbeiter in den Betrieben der Rüstungswirtschaft. Internationalistisch und antifaschistisch wirken und für die Arbeiterinteressen im fernen Asyl eintreten, das war auch Teil des Kampfes für die Niederlage des deutschen Faschismus und Militarismus im eigenen Lande.

Das war auch für sein Wirken nach der unberechtigten Abberufung aus der Arbeit in der KPD sein Grundsatz und hat sein Leben und seine wissenschaftliche Arbeit als Hochschullehrer in Leipzig bestimmt. Genosse Schleifstein war immer eng mit der praktischen Arbeit in der kommunistischen Partei verbunden, die er als seine politische Heimat verstand. Der Weg von der Leipziger Karl-Marx-Universität in den illegalen KPD-Parteivorstand wurde denn auch eine wichtige Wegstrecke für sein Wirken. Daran sollen uns zwei bleibende Ergebnisse erinnern.

Bei der Vorbereitung für die Herausgabe der »Marxistischen Blätter« brachte er seine großen Erfahrungen ein. Ja, der Titel der Zeitschrift wurde ebenso gemeinsam diskutiert, wie auch immer wieder die Themen. Das alles gilt auch für den Aufbau des »Instituts für Marxistische Studien und Forschungen« und seine jahrelange Leitung gemeinsam mit Heinz Jung. Auch hier in Frankfurt hat der lebendige und kritische Marxismus seine große Lebenskraft unter Beweis gestellt. Auch das ist ein »Erbe« von Professor Dr. Josef Schleifstein, woran wir als Teilnehmer vieler Veranstaltungen immer wieder denken sollten.

Der Zusammenbruch sozialistischer Versuche in Staaten und Gesellschaftssystemen wie der DDR und der Sowjetunion hat Genossen Schleifstein, wie uns alle, schwer getroffen. Die Deformationen unter einer Politbürokratie und die schrecklichen Gesetzlosigkeiten der Stalinkaste haben uns nicht von Lenin und der Oktoberrevolution trennen können, nicht mutlos werden lassen oder dazu veranlaßt, den Sozialismus, »die große Menschheitsaufgabe«, wie Genosse Jupp immer wieder begründete, abzuwerten.

Josef Schleifstein

Der Beginn des Kalten Krieges

Wir haben natürlich alle gemerkt, daß nach der Truman-Doktrin im März 1947 die Möglichkeiten enger wurden. Ich habe mich zu dieser Zeit viel mit Außenpolitik beschäftigt, alle meine Verbindungen genutzt und alles gelesen, was ich an internationaler Literatur bekommen konnte aus England, Amerika usw. Davon abgesehen, daß wir ja alle offiziellen sowjetischen Dokumente lasen, die Zeitschriften, die bereits in der sowjetischen Besatzungszone erschienen und die oft sehr umfangreiche analytische Aufsätze enthielten. Ich habe das alles sehr sorgfältig verfolgt, und man konnte natürlich seit der Truman-Doktrin die Entwicklungen sich abzeichnen sehen. Die bürgerliche Geschichtsschreibung versucht gerade jetzt wieder, den Februar 1948 in Prag für die Verschärfung der internationalen Spannungen verantwortlich zu machen. Die guten Leute verschweigen, daß es lange vorher den Hinauswurf der französischen Kommunisten aus der Regierung in Paris gegeben hat, daß es also immer Aktion und Reaktion war, wobei die Initiative zur Konfrontation niemals von der Sowjetunion oder von den Kommunisten in den einzelnen Ländern ausgegangen ist. Wir haben diesen Prozeß in der Deutschlandpolitik sehr bald zu spüren bekommen. Es dauerte ja nicht lange, daß, selbst mit den fadenscheinigsten Gründen, kommunistische Zeitungen verboten wurden. Ich habe in der Kölner »Volksstimme« oft die

Methode angewandt – manchmal wurden die Artikel auch nachgedruckt –, daß ich mit Hilfe von Labour-Zeitschriften, des »New Statesman« oder der »Tribune«, versucht habe, die reaktionäre Politik der westlichen Besatzungsmächte sozusagen aus britischem Munde zu kritisieren. Ich hoffte, wir kommen dann um ein Verbot herum. Das war aber ein Irrtum. Wir sind wegen der Publikation solcher Zitate verboten worden: von der Militärregierung, die im Auftrag einer Labour-Regierung handelte, aufgrund von Zitaten aus der Labour-Presse! Das merkte man, das war uns ja sichtbar, auch in der Abberufung fortschrittlicher, mit der Labour Party sympathisierender oder sonst aufrichtiger antifaschistischer Besatzungsoffiziere. Das merkten wir in jeder Richtung, und 1948 wurden ja dann die Kommunisten auch aus den Länderregierungen entfernt usw. Wichtiger ist aber die Tatsache, daß wir später merkten, – und das war ein Prozeß, der noch nicht abgeschlossen war, als ich zurückkam, aber doch schon weit gediehen war –, daß die sozialdemokratische Führung eine Kooperation mit uns ablehnte, daß schon wieder, insbesondere nach der Vereinigung der beiden Parteien in der sowjetischen Zone im April 1946, sehr feindselige Töne anklangen.

(Josef Schleifstein, *Der Intellektuelle in der Partei. Gespräche, Marburg/L. 1987, S. 74/75*)

Genosse Schleifstein hat darum für den Erhalt der kommunistischen Partei seine Kraft, seine Erfahrungen und auch seine moralische Autorität eingesetzt. Im Streit der Strömungen in der DKP suchte er einen festen Halt durch gemeinsame Aufarbeitung der Geschichte. Seine Vermittlungsvorschläge blieben im Streit zwischen dogmatischen Positionen und zerstörerischen Aktivitäten der Strömungs-Richtungen ungehört. Genosse Schleifstein wußte aus Erfahrungen in der Partei und als Historiker, daß nach geschichtlichen Umbrüchen eine gründliche Analyse und Neubestimmung erforderlich ist. Er hatte die Vorstellung, über tiefe Strömungen hinweg noch einen gemeinsamen Weg im Konsensus zu finden, eine gemeinsame Sprache zu sprechen und den gemeinsamen Kampf gegen die übermächtigen Sieger im Systemkampf zu führen.

Dafür die Unterstützung zu bekommen, hätte unserer Partei die vielen Verluste auf allen Gebieten weitgehend erspart. Die Ge-

schichte können wir kritisch aufarbeiten, aber sie läßt sich nicht zurückfahren. Vielleicht werden wir unserem Freund, Lehrer und Kampfgenossen gerecht, wenn wir uns von den Worten in einer seiner letzten Veröffentlichungen leiten lassen: »Der Prozeß marxistischer Erneuerung darf sich selbst keine Grenzen, Schranken und Stoppschilder setzen, die einer gründlichen Aufarbeitung der eigenen Geschichte und der allseitigen Überprüfung der bisherigen Theorie an den Erfahrungen und an der heutigen Wirklichkeit im Wege stehen würden.« (Zitiert im Nachruf auf Josef Schleifstein der Zeitschrift »Z«, Nr. 11/Sept. 1992)

So hat das Leben und Wirken des Kommunisten und Historikers Josef Schleifstein tiefe Spuren hinterlassen, die für die Erneuerung der kommunistischen Bewegung, der Linken im Lande, Wegzeichen für die Zukunft sind.

Hans-Jürgen Friederici

Als Hochschullehrer und Mehring-Forscher in Leipzig

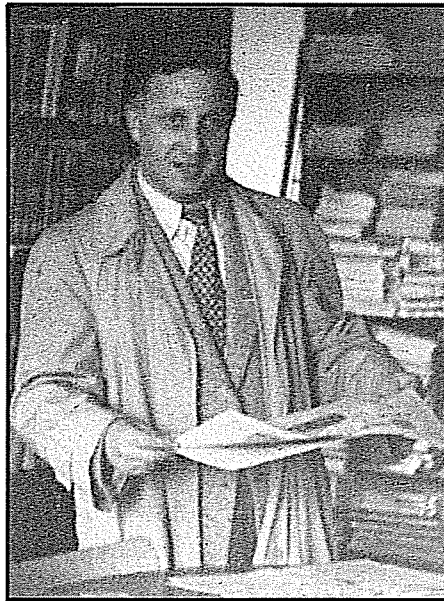
Als Jupp Schleifstein um die Jahreswende 1951/52 nach Leipzig kam, um einem Ruf an die Universität zu folgen, kehrte er in die Stadt zurück, in der er schon vor 1933 viele Jahre gelebt hatte. Hier war er von den Nazis im Jahre 1933 verhaftet und dann verurteilt worden. Erfüllt von dem unbedingten Willen, nie wieder Faschismus und Krieg zuzulassen, traf er sich in diesem Wunsch mit vielen Angehörigen der Leipziger Universität, die aus ihren eigenen Lebenserfahrungen heraus zu denselben Schlußfolgerungen gekommen waren.

Im Dezember 1951 an die Universität berufen, die im Mai 1953 den Namen Karl-Marx-Universität erhielt, wurde er mit Wirkung vom 1. Februar 1952 zum Direktor des Franz-Mehring-Instituts ernannt. Dieses Institut widmete sich mit den Fachgebieten Philosophie, Geschichte der Arbeiterbewegung und Kulturpolitik der Ausbildung von Diplomlehrern für Gesellschaftswissenschaften. Es war im September 1948 unter der Leitung so bekannter Wissenschaftler und Antifaschisten wie Gerhard Harig, Ernst Engelberg und Hans Mayer gegründet worden. Jupp Schleifstein trat also eine sehr verantwortungsvolle Arbeit an und mußte sich von Anfang an in der Nachfolge bedeutender Wissenschaftler und Hochschullehrer bewähren. Dies gelang ihm auf Grund seines gediegenen Wissens, seiner Erfahrungen aus dem antifaschistischen Kampf, seiner Überzeugungskraft und großen Menschlichkeit. Die Mitarbeiter und Studenten des Leipziger Instituts spürten bald, daß sich in der Person von Jupp Schleifstein solche Eigenschaften wie politischer Weitblick, Konsequenz gepaart mit Geduld, persönliche Bescheidenheit und menschliche Wärme vereinten. Moralisch integer und von großer Ausstrahlungskraft prägte er das Profil des Franz-Mehring-Instituts fast sieben Jahre lang entscheidend mit. Er wurde für die anderen Mitarbeiter und die Studenten des Instituts nicht nur ein ausgezeichnete Lehrer, sondern auch ein persönliches Vorbild.

Von 1952 bis 1959 hielt Jupp Schleifstein am Franz-Mehring-Institut Vorlesungen zur Geschichte der russischen und der deutschen Arbeiterbewegung und führte zu diesen Themen Seminare durch. Seine Lehrveranstaltungen fanden großen Anklang, weil er es verstand, theoretisch fundiert und sehr überzeugend zu argumentieren und weil er keine schwarz-weiß Malerei zuließ. In seinen Vorlesungen vermittelte er schon zu einer Zeit ein differenziertes Bild solcher Per-

sönlichkeiten wie Ferdinand Lassalle, Rosa Luxemburg und Franz Mehring, als dies noch unter dem Einfluß des Stalinismus recht schwierig war.

Es war aber natürlich nur konsequent, daß ein so im »klassischen Marxismus« wurzelnder Intellektueller wie Jupp Schleifstein sich schon frühzeitig verpflichtet fühlte, gegen Fehlinterpretationen, ja Verzerrungen des Bildes von Persönlichkeiten der deutschen Arbeiterbewegung aufzutreten und damit einen Beitrag zur Überwindung stalinistischer Positionen zu leisten. Er hatte seine wissenschaftlichen und politischen Überzeugungen einst vom humanistischen Kern des Marxismus ausgehend entwickelt und war daher schon damals bestrebt, dogmatischen und erst recht antihumanen Auffassungen entgegenzutreten.



Professor in Leipzig

Im Unterschied zu vielen jüngeren Mitarbeitern des Instituts, die in den fünfziger Jahren alle mehr oder weniger von Stalins Interpretation des Marxismus geprägt worden waren und die vielfach zuerst die Schriften Stalins und danach erst Marx, Engels, Luxemburg oder Mehring gelesen hatten, hatte Jupp Schleifstein sein marxistisches Wissen bei den großen Denkern des 19. Jahrhunderts und bei den deutschen Linken geschöpft. Das half ihm sowohl in seiner Lehrtätigkeit als auch in seiner Funktion als staatlicher Leiter. Er hatte – wie er später einmal erzählte – bei allen seinen wissenschaftlichen und politischen Entscheidun-

gen als Direktor des Instituts bzw. als Leiter der Abteilung Geschichte der Arbeiterbewegung stets »das Korrektiv durch Marx und Engels, durch Mehring und Luxemburg« (Josef Schleifstein, *Der Intellektuelle in der Partei*, Marburg 1987, S.109).

Jupp Schleifstein wirkte in den fünfziger Jahren in Leipzig aber nicht nur als Hochschullehrer, sondern machte sich auch einen Namen als Forscher. Er hatte, als er 1951/52 an die Universität berufen wurde, noch keine akademischen Grade. Diesen Nachteil gegenüber anderen Kollegen holte er schnell nach. Seine »Helden« in der Geschichte waren seit seiner Jugend Rosa Luxemburg und Franz Mehring. Da er nun an das Franz-Mehring-Institut berufen worden war, lag es nahe, daß er seine Doktorarbeit über diesen bedeutenden Historiker der deutschen Arbeiterbewegung schrieb. Er selbst sagte später zu diesem Entschluß: »Mehring war eine Neigung seit meiner Jugend. Ich hatte schon, bevor ich ins Zuchthaus kam, Mehring mit großer Begeisterung gelesen. Und ich war sehr enttäuscht darüber, daß er von uns nicht genügend gewürdigt wurde.« (Ebenda, S. 106)

Jupp Schleifstein hätte sich nun selbst untreu werden müssen, wenn er es nicht unternommen hätte, das von Stalin und seinen Nachbetern verzerrte Bild Franz Mehrings von Entstellungen zu befreien und Mehring in gewisser Weise zu »rehabilitieren«. Dies gelang ihm in überzeugender Weise. Das Wirken der deutschen Linken, insbesondere das von Franz Mehring, war bis zu diesem Zeitpunkt nur sehr unvollständig untersucht worden. Teilweise lagen völlig verfehltene Einschätzungen vor. Jupp Schleifstein war nun der Meinung, daß man diesem verzerrten Mehring-Bild nicht mehr nur mit einzelnen Korrekturen begegnen könne, sondern nur mit dem Versuch einer umfassenden Einschätzung seines Lebens und Wirkens. So setzte er die von Thomas Höhle begonnene Forschungsarbeit über Franz Mehring fort und promovierte am 15. November 1956 bei Ernst Engelberg mit einer Arbeit über das marxistische Schaffen Franz Mehrings. Diese Arbeit erschien – erweitert und leicht überarbeitet – im Jahre 1959 als Buch (Josef Schleifstein, *Franz Mehring. Sein marxistisches Schaffen*, Rütten und Loening, Berlin 1959).

Mit dieser Schrift wurde Jupp Schleifstein als Mehring-Forscher bekannt. Das Buch zeugte von der hohen Sachkenntnis und dem großen Einfühlungsvermögen des Verfassers. Es legte – gemeinsam mit den Arbeiten von Thomas Höhle und Hans Koch – den Grundstein für eine überzeugende Mehring-Forschung in der DDR und in anderen Ländern. In Gemeinschaft mit den genannten und anderen bekannten DDR-Historikern gab Jupp Schleifstein dann in den sechziger Jahren eine 15-bändige Ausgabe der Gesammelten Schriften Franz Mehrings heraus und schrieb selbst die Vorworte zu einzelnen Bänden.

Aber natürlich war auch ein so begabter Philosoph und Historiker wie Jupp Schleifstein nicht vor Selbsttäuschungen geschützt. Wie viele Zeitzeugen unseres Jahrhunderts erlag er »heroischen Illusionen«. Wenn Marx einmal sagte, daß die Historiker die Illusionen der Epoche teilen und dies in einem ganz besonderen Maß, so galt das auch für Jupp Schleifstein. Kennzeichnend für ihn war jedoch, daß er heranreifende Probleme erkannte und früher als mancher andere begriff, daß die Marxisten noch viel lernen müssen – auch umdenken müssen – wenn sie in den Kämpfen der Zeit bestehen wollen.

Natürlich konnte er in den fünfziger Jahren nicht voraussehen, was sich Ende der achtziger Jahre in der DDR und in Osteuropa abspielen würde. Als er am 1. März 1958 – im Zusammenhang mit seiner Berufung zum Prorektor der Karl-Marx-Universität – aus dem Franz-Mehring-Institut ausschied, sagte er dem Verfasser dieser Zeilen und damaligen Nachfolger als Leiter der Abteilung Geschichte, daß es jetzt leichter werden würde, marxistische Auffassungen in die Mehrheit der Studentenschaft hineinzutragen, daß die schwerste Zeit für marxistische Wissenschaftler nunmehr – nach dem be-

rühmten XX. Parteitag der KPdSU – überstanden sei. Errare humanum est. Als Prorektor der Karl-Marx-Universität hat Jupp Schleifstein dann noch ein reichliches Jahr in Leipzig gewirkt. Er hatte im Jahre 1959 großen Anteil daran, daß die Universität den 550. Jahrestag der Gründung der Leipziger Alma mater in würdiger Weise begehen konnte. Bleibende Verdienste erwarb er sich als Leiter der Redaktion der Festschrift zum Universitätsjubiläum und als Mitorganisator eines internationalen Symposiums zum Thema »Naturwissenschaft und Philosophie«. (Naturwissenschaft und Philosophie, Akademie Verlag, Berlin 1960)

Auch nach seinem endgültigen Ausscheiden aus dem Verband der Universität blieb er ihr und vor allem dem Franz-Mehring-Institut eng verbunden. Bis in das Jahr 1989 hinein hielt er in Leipzig Vorlesungen. Am 1. Oktober 1976 wurde ihm unter dem Rektorat des Ägyptologen Prof. Dr. Rathmann – in Anerkennung seines wissenschaftlichen Gesamtwerkes – die Würde eines Ehrendoktors der Karl-Marx-Universität verliehen. Diese Ehrung wieder zu tilgen, dürfte der nun wieder namenlosen Leipziger Universität selbst in ihrer jetzigen Zusammensetzung nicht leichtfallen.

Wolfgang Heinke/Fritz Krause

»... wir müssen noch unendlich viel lernen!«

Diese eindringlichen Worte prägte Josef Schleifstein zur Lage der Arbeiterbewegung in einem Gespräch im Frühjahr 1992. Er zog da sicherlich schon Bilanz aus seinen eigenen Erfahrungen eines bewegten politischen Lebens. Jupp Sch. setzte sich nach seiner Rückkehr in die Westzonen in der Führung der KPD für ein antifaschistisch-demokratisches Deutschland ein. Doch im Gefolge der Agenten hysterie Stalinscher Prägung auch innerhalb der KPD am Anfang der 50er Jahre gelangte er »zu unserem Glück« über Umwege an die Universität Leipzig. Und von da an kannten wir ihn persönlich – als Genossen und als Hochschullehrer.

Die beiden Verfasser dieser Zeilen drückten zunächst als verheiratete Arbeiterstudenten an der Universität Leipzig die »Schulbank«. Danach wurde der eine von ihnen, Wolfgang Heinke (W.H.), wissenschaftlicher Assistent bei Jupp Sch.; der andere, Fritz Krause (F.K.), blieb noch Student an der Philosophischen Fakultät.

Damals – im Jahre 1952 – gab es als

Pflichtfach das Studium der Grundlagen des Marxismus-Leninismus und der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung für alle Fachschaften. Da saßen, wie ich (F.K.) mich erinnere, Schulter an Schulter im Hörsaal der Physikalischen Fakultät die angehenden Historiker, Mathematiker und auch Theologen. Jupp Sch. brachte uns in einprägsamer Weise das Einmal-Eins der Geschichte der Arbeiterbewegung bei. Da entstanden vor unseren Augen plastisch die Geschichte prägenden Figuren – August Bebel, Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg – und zwar in ihrer Zeit und gemessen an der historischen Wirklichkeit. Und am Ende der Vorlesung stand immer Beifall von allen Seiten – die Theologen eingeschlossen. Es war eine wertvolle Bereicherung unseres Studiums.

»Du«, so sagte vor einer Vorlesung Hans Peter Franke zu mir, »der Genosse Schleifstein ist Professor geworden. Da müssen wir was tun.« – »Hm«, war meine Reaktion, »das wundert mich nicht. Der kann ja auch etwas.« Wir einigten uns auf einen Blumenstrauß und würdige Worte vor der Vorle-

sung – und zwar mit Hans Peter Franke als Sprecher.

Und so geschah es denn auch. »Genosse Schleifstein, wir gratulieren Dir recht herzlich zur Ernennung zum Professor.« Hans Peter Franke drückte Jupp, der ganz verduzt dreinschaute, den Blumenstrauß in die Hand. Beifall rund herum von den Studenten der verschiedensten Fachschaften unserer Philosophischen Fakultät. Die Vorlesung nahm ihren Anfang – aber das Ende war für uns blamabel. Jupp winkte uns zu sich. »Seid Ihr denn von allen guten Geistern verlassen. Ich bin nicht Professor.« Diese mit Nachdruck und auch etwas Zorn an uns gerichtete »Botschaft« verschlug uns den Atem. Unsere Reaktion war nicht gerade einsichtig – im Gegenteil. »Schade, für uns bist Du ein Professor!« Und so war wohl Jupp Sch. sicherlich der erste von den Studenten ernannte Professor in der DDR. Das war zugleich meine erste intensive Berührung mit ihm – aber nicht die letzte. Wir arbeiteten später jahrelang eng zusammen und verloren nie untereinander die Bindung – auch nicht die persönliche. So manches Mal haben wir später über das Votum der Studenten gelacht. Es war ja auch einmalig.

Jupp Sch. lernte mich (W.H.) während des Studiums kennen. Er schlug mir vor, das Studium vorzeitig zu beenden bzw. das Staatsexamen ein Semester früher abzulegen, um bei ihm als wissenschaftlicher Assistent zu arbeiten. Das geschah und im Februar 1953 übernahm ich mein »Amt« am Franz-Mehring-Institut, direkt Jupp Sch. zugeordnet. Noch heute sehe ich sein schmales Gesicht vor mir, wenn ich bei der Arbeitsbesprechung an seinem Schreibtisch vor ihm saß, vor allem seine eindrucksvollen Augen, Güte ausstrahlend, aber auch zugleich energische Arbeits- und Selbstdisziplin fordernd. Das konnte er von den Mitarbeitern und Studenten verlangen, weil er es selbst – auch in schwierigsten Situationen – überzeugend vorlebte. Er stellte an sich selbst allerdings die härtesten Anforderungen. Natürlich gab es für mich viel zu tun. Nichts haßte Jupp Sch. mehr als Trägheit, mangelnde Arbeitsdisziplin und nicht exakte Erfüllung der gestellten Aufgaben. Da konnte er bei allem stets menschlichem Verständnis unerbittlich sein und harte Konsequenzen bis hin zum Ausscheiden aus der Tätigkeit fordern.

Meine Assistentenzeit bei ihm währte leider nicht lange, weil ich – vor allem durch seinen Vorschlag – neue und größere Aufgaben übertragen bekam. Seit dieser Zeit entwickelte sich zwischen uns ein tiefes Vertrauens- und Freundschaftsverhältnis. Es wurde insbesondere während der Turbulenzen am 17. Juni 1953 und den Tagen danach gefestigt.

Die Ereignisse am 17. Juni 1953 in der DDR lösten auch bei uns Mitgliedern der SED so manche Zweifel an der Richtigkeit der Handlungen unserer Regierung und der zentralen Führung der SED aus. Sie setzten

zugleich ein gründliches Nachdenken über die Politik der Führungsorgane in Partei und Staat in Gang. Der plötzliche Kurswechsel, der »neue Kurs«, traf die Mitglieder der SED, ihre Leitungen und Grundorganisationen völlig unvorbereitet, so daß es auch angesichts der Streiks, Demonstrationen und anderen Unruhen am 17. Juni 1953 sehr unterschiedliche Haltungen dazu gab. Jupp Sch. gehörte als Mitglied der Zentralen Parteileitung der SED der Leipziger Universität zu denen, die ruhig und überlegt handelten, auch nicht im Strudel der sich überschlagenden Ereignisse den »Kopf verloren«, auch dann nicht, als sie mit brutaler Gewalt konfrontiert wurden.

Nur wenige Tage nach den Ereignissen, die durch den Einsatz sowjetischer Truppen ihr Ende fanden, zog das Parteiaktiv der SED eine vorläufige Bilanz. Die Kritik an der Führung war konkret und hart – vor allem betraf das die Erhöhung der Arbeitsnormen und auch verschiedene Preiserhöhungen. Die Wogen schlugen in der Diskussion hoch, als die Vertreterin der SED-Bezirksleitung die Politik der zentralen Führung rechtfertigte und der SED-Organisation der Universität Leipzig vorwarf, sich teilweise unschlüssig und schwankend verhalten zu haben – das, obwohl von der Bezirksleitung und ihren Mitgliedern an diesem Tage nichts zu spüren bzw. auch nichts zu sehen war.

Jupp Sch., der eine große Autorität in der Uni-Parteiorganisation besaß, vermochte angesichts einer solchen rechthaberischen und ungerechtfertigten Kritik nicht länger zu schweigen. Er eilte ohne zu zögern an das Rednerpult und sprach unter tosendem Beifall das aus, was alle dachten und spürten: »... wenn schon von Fehlern hier gesprochen wird – dann beginnen sie in der Partei oben!« Die Argumente der SED-Bezirksleitung fanden keine Resonanz mehr.

Die Reaktion der SED-Bezirksleitung erfolgte umgehend. Denn nur zwei Tage danach, als sich die Lage wieder einigermaßen beruhigt hatte, gab es auf einer weiteren Parteiaktivtagung heftige Kritik »von oben«. Die gesamte Uni-Parteileitung mußte sich in einer der damals noch üblichen Nachtsitzungen vor dem Sekretariat der SED-Bezirksleitung »verantworten«. Jedes Mitglied der Parteileitung der Universität mußte nachträglich zu seiner Haltung mündlich und schriftlich Stellung nehmen. Jupp Sch., der in seinem kritischen Diskussionsbeitrag den »Nagel auf den Kopf getroffen hatte«, war besonders scharfen Angriffen der Bezirksleitung ausgesetzt. Er wies in seiner Stellungnahme darauf hin, und zwar auch aus seinen Erfahrungen in der englischen Arbeiterbewegung während seiner Emigration, daß er der Meinung sei, solche Ereignisse seien nur in der deutschen Arbeiterklasse möglich. Damals wurde dieser Standpunkt von den übergeordneten Leitungen – bis hin zum ZK der SED – als »nationalistische Position« eingeschätzt, die mit



Leipzig 1955: Im Kreise von Kolleginnen und Kollegen

einer Mitgliedschaft in der SED unvereinbar sei. Das bedeutete konkret die unverzügliche Einleitung eines Parteiverfahrens gegen Jupp Sch. mit dem Ziel seines Ausschlusses aus der SED als »Parteifeind«. Die unmittelbare Folge war denn auch: Ausschluß aus der Parteileitung und Ablösung von seinen staatlichen Pflichten als Direktor des Franz-Mehring-Institutes.

Nunmehr wurde Jupp Sch. unter direkter Anleitung und Mitwirkung der Sekretäre der SED-Bezirksleitung einem zermürbenden Parteiverfahren ausgesetzt, da sowohl der amtierende Sekretär der Parteileitung der Universität – das war ich – als auch seine zuständige Grundorganisation solch ein Verfahren ablehnten. Doch durch Druck von »oben« wurde das Parteausschlußverfahren weiter betrieben. Er nahm diese Strafaktion nicht hin, kämpfte monatelang gegen diese Ungerechtigkeit, erreichte auch, daß die Zentrale Parteikontrollkommission (ZPKK) diesen Beschluß aufhob und in eine strenge Rüge umwandelte. Die Art und Weise, wie die Führungsspitze der SED-Bezirksleitung unter Vorsitz von Paul Fröhlich, gedeckt von der Zentrale in Berlin, gegen Jupp Sch. erbarmungslos vorging, war Ausdruck der Verfolgungswut gegen Kritik von »unten« und einer tief eingewurzelten Intelligenzfeindlichkeit. Am sogenannten Wahrheitsmonopol der SED-Obrigkeit durfte nicht gerüttelt werden.

Unsere Sympathie gehörte Jupp Sch. – und nicht nur unsere, sondern auch die vieler Hochschullehrer und Studenten, denn sein Standpunkt war ehrlich und traf damals die Realität ziemlich genau. Und bei Begegnungen brachten wir das auch in »Vier-Augen-Gesprächen« zum Ausdruck. Von da an gab es eine Sympathie auch von ihm zu uns. Denn in dieser Lage ausgedrückte Verbundenheit wiegt schwer – und verband uns auch bis zu seinem Lebensende.

Trotz dieser Strafaktion blieb Jupp Sch. der Arbeiterbewegung und ihren Zielen unerschütterlich treu. Wir haben ihn nie zweifeln gesehen. Auch nicht während der Angriffe gegen ihn wegen angeblich falscher Haltung am 17. Juni 1953. Doch grobes Unrecht hatte in diesem Fall keinen Bestand. Jupp Sch. gelangte rehabilitiert später an der Universität Leipzig wieder »in Amt und Ehre«. Doch nur für kurze Zeit. Denn auf Wunsch der Führung der KPD übernahm er eine führende Position in der damals verbotenen Partei. Auch ich (F.K.) nahm dort die Arbeit auf. Jupp Sch. wurde mein »Chef«. Jupp Sch. hat mir in der manchmal schwierigen Arbeit – auch hinsichtlich der Lebensweise – so manches Mal Mut gemacht. Heute noch klingen mir seine Worte im Ohr: »...schreib das ruhig noch einmal. Das ist zu kompliziert ausgedrückt. Merke Dir – arbeiten lernt man durch Arbeit«. Das war absolut kein Vorwurf. Es war konkrete Hilfe.

Natürlich gab mir die enge Zusammenarbeit auch nach der Neukonstituierung der DKP – Jupp Sch. war der Leiter des IMSF und ich arbeitete als Redakteur der Marxistischen Blätter in Frankfurt am Main – so manches Mal Kraft in Auseinandersetzungen mit meinem neuen »Chef«. Nach wie vor war er auch in persönlichen Nöten mehr als nur ein Vorbild – nämlich ein guter Freund, auch als die Turbulenzen der Zeit im Gefolge des Zerfalls des Realsozialismus und der Krise der DKP uns schwer trafen. »lieber fritz«, so schrieb er mir noch kurz vor seinem Tod mit den Fingern der nicht gelähmten linken Hand, »...du gehörst zu den treuesten«. Und so war es. Ich mochte ihn, weil er ein Mensch war und blieb, auch in der Apparatur und in Führungspositionen der kommunistischen Bewegung. Das war die Brücke von ihm zu mir. Und daran ändert sich nichts, auch über den Tod hinaus.



1958: J.S. empfängt als Prorektor der KMU eine indische Gewerkschaftsdelegation. Hinter ihm Wolfgang Heinke

Helmut Warmbier

Disziplin, Mut, Toleranz

Nach meinem Examen am Franz-Mehring-Institut wurde ich bei Jupp Schleifstein Assistent und gehörte auch kurze Zeit mit ihm gemeinsam der Institutsparteileitung an.

Als Jude, dessen Angehörige dem Holocaust zum Opfer gefallen waren, aber auch aus seiner engen Bindung zur Arbeiterbewegung war sein Antifaschismus fundamental, ebenso sein Verhältnis zur Sowjetunion. Er verehrte das »sozialistische Sechstel« der Erde unbeirrt (einschließlich Stalin als den Befreier vom mörderischen Faschismus), zuweilen mit einem idealistischen Überschwang, der zu dem scharfsinnigen Politologen gar nicht passen wollte. Die illustrierte Zeitschrift »Sowjetunion« lobte er über den grünen Klee, obwohl sie doch ein Potemkinsches Propagandaorgan war. Den Romanen Ija Ehrenburgs maß er eine außerordentliche Bedeutung bei.

In der Regel aber entsprach Jupp einem Rat Lenins, den er wiederholt zitierte. Danach sollte ein Kommunist bestrebt sein, in all seinem Handeln die Leidenschaft des russischen Revolutionärs mit der Nüchternheit des amerikanischen Geschäftsmannes zu vereinen. Wie Jupp diese Maxime im konkreten Fall umzusetzen verstand, beeindruckte mich ein ums andere Mal; ebenso auch seine Fähigkeit, sich selbst, seine besseren Einsichten, seine Gefühle, mitunter seine Verzweiflung zurückzunehmen, wenn es darauf ankam, wie er meinte, die Kampfkraft der Partei zu behaupten. Die schmerzlichen Erfahrungen seines Lebens hatten ihn zu der Überzeugung geführt, daß nur eine

politische Kampforganisation Leninschen Typs dem Schrecken imperialistischer Kriege und faschistischen Terrors Einhalt gebieten könne. Diese Einsicht lag seiner Selbstdisziplin und auch seinem außergewöhnlichen Mut zugrunde. Es gehörte schon etwas dazu, allein im Getümmel des 17. Juni 1953 eine Anti-Ulbricht-Losung mit dem Taschentuch von der Straßenbahn zu wischen.

Jupp begeisterte uns durch seine politische Urteilskraft, die historisch und theoretisch aus-dem Vollen schöpfen konnte. Er kannte nicht nur Marx, Engels, Lenin, Lassalle, Luxemburg, Mehring..., sondern hielt sich auch auf dem laufenden, indem er die einschlägigen politischen Journale und Radiokommentare verfolgte. Die Literatur der Komintern hatte ihn seit früher Jugend begleitet. Jupp war also viel zu klug und belehrt, als daß er die politischen Deformationen und Gefahren in der Entwicklung der Sowjetunion und der jungen sozialistischen Länder hätte übersehen können. Einmal sagte er zu mir, befragt nach seinen Eindrücken von einer Reise in die Sowjetunion: »Sie haben dort ihre ›goldene Jugend‹.« Für solche Symptome hatte Jupp einen feinen Nerv. Sie machten ihm zu schaffen. Er ärgerte sich über die zunehmende Formalisierung politischer Bekenntnisse, über offenkundige Bestrebungen, die Bürger der DDR tunlichst total in politisch-organisatorische Strukturen zu zwingen.

Vorbei an allem Personenkult und Byzantinismus, deutlich und beziehungsreich, paukte er uns die Prinzipien ein, mit denen

Lenin die neue, die Sowjetdemokratie begründet hatte: Den Massen die Wahrheit zuzumuten, auch die schmerzliche; von den Massen lernen, um die Massen zu lehren; die Menschen ins Vertrauen ziehen; das Ohr an den Massen behalten; nie vergessen, daß der politische Lernprozeß der überwiegenden Mehrheit der Bürger nicht aufgrund des Studiums von Büchern erfolgt, sondern anhand ihrer Alltagserfahrungen, daß die Losungen der Partei mit diesen alltäglichen Erfahrungen des einfachen arbeitenden Volkes übereinstimmen müssen, wenn sie von ihm angenommen werden sollen; andernfalls könnten die werktätigen Menschen der Partei keinen Glauben schenken, und sie täten recht daran. Immer wieder die Warnung vor sektiererischer Enge und arroganter Machtgelaube (vor den Daumenschrauben Trotzki gegenüber den Gewerkschaften), dagegen die Forderung, geduldig und vor allem praktisch zu überzeugen, Strukturen einer lebendigen, unmittelbaren Demokratie (Sowjets, Gewerkschaften, Genossenschaften) zu schaffen, schöpferische Kritik zu gewährleisten, auch und besonders von unten, und also demokratischen Zentralismus zu praktizieren.

Nach den Streiks und Demonstrationen am 17. Juni 1953 lagen die diesbezüglichen Defizite in der jungen DDR auf der Hand. Wir gingen in die Betriebe, diskutierten mit den Arbeitern, brachten unsere Eindrücke zurück an die Universität und berieten darüber mit Jupp, dem Mann unseres Vertrauens. Wir waren mit unseren akuten Problemen auch in die Karl-Liebknecht-Straße gezogen, hatten die Mitarbeiter der Bezirksleitung aber in einem Zustand völliger Verängstigung und Hilflosigkeit angetroffen. Der starke Mann war, wie es hieß, in Berlin; er tauchte erst wieder auf, als sowjetische Panzer für ihn und seinesgleichen die Situation bereinigt hatten.

Auf einer herzerfrischenden Parteiaktivtagung der Universität am 21. Juni 1953 im Geschwister-Scholl-Haus tauschten wir unsere Eindrücke aus den zurückliegenden Tagen aus, ohne Scheu, ohne Zurückhaltung. Jupp ergriff das Wort, analysierte, zog Schlußfolgerungen für die künftige massenpolitische Arbeit der Partei. Wenn wir je zuversichtlich aus einer Versammlung gegangen sind, dann aus dieser, die getragen worden war von der uneingeschränkten Aufmerksamkeit aller anwesenden Genossen.

Nach der Rückkehr aus den Semesterferien brach es über uns herein: Wo es darauf angekommen wäre, die Faschisten aufs Haupt zu schlagen, hätten wir eine Fehlerdiskussion angezettelt und die Parteiorganisation desorientiert. Obwohl wir von den Berliner Parteintern keine Ahnung hatten, wurden wir der »Herrnstadt-Zaiser-Clique« zugeordnet. Ich erhielt eine strenge Rüge. Jupp erwischte es schlimmer. Als Mitglied der Universitätsparteileitung wurde er vor die Bezirksleitung zitiert. Von dieser Sitzung gab es eine Bandaufzeichnung, die ich anhören konnte. Jupp versuchte ein-

gangs, seine besonders tiefe Enttäuschung über die Demonstranten des 17. Juni zu erklären. Er entstamme einer polnisch-jüdischen Familie, sagte er, seine Angehörigen seien via Theresienstadt nach Auschwitz deportiert worden. Am 17. Juni sei seine erste Reaktion gewesen: Haben die Deutschen denn immer noch nichts gelernt? – Hier fiel ihm Paul Fröhlich, der 1. Bezirkssekretär, ins Wort: »Das ist polnisch-jüdischer Bundismus, ja!« Wahrscheinlich hatte unser stalinistischer Territorialfürst mal etwas auf der Parteischule gehört und nicht verstanden. Was verschlug das schon? Die Zugehörigkeit zu einer parteifeindlichen Gruppierung, Plattformbildung, und nun noch diese – ich meine schon antisemitisch hintersetzte – Zuordnung. Das reichte für den Antrag auf Ausschluß aus der SED. Der Antrag kam vor die Zentrale Parteikontrollkommission (ZPKK) in Berlin und wurde von ihr annulliert. Aber im gegebenen Augenblick traf er Jupp ins Mark. Und es geschah etwas, was ich in meinem Leben nur einmal erlebt habe: Ich sah, wie ein Mann binnen weniger Tage ergraute.

Von der Lehre und allen Funktionen suspendiert, arbeitete Jupp mit der ihm eigenen Akribie an seinem Mehring-Manuskript. Das Parteiverfahren hatte uns einander noch näher gebracht, und mich zog es oft zu ihm nach Schleußig, wo er wohnte. Jupp war ein hervorragender Pianist. Schon mit 16 Jahren hatte er als Korrepetitor an der Leipziger Oper ein Zubrot verdient, bevor er als Jungkommunist verhaftet worden war und dann emigrieren mußte... Nun stand ich hier am Flügel, Jupp spielte und ich sang: »Es geht durch die Welt ein Geflüster...« Die Songs von Hanns Eisler; aber immer auch die Lieder Franz Schuberts, von denen ihm des Grafen Stollbergs »Auf den Wassern zu singen« das liebste war. Der Bechsteinflügel war ein antiquarischer Gelegenheitskauf mit der sensationell niedrigen Nummer 799. Schleifsteins stifteten ihn kurz vor ihrem Umzug nach Berlin dem Franz-Lizst-Museum in Weimar.

Jupp war mir ein geistiger Vater. Ich kam gar nicht auf den Gedanken, ihn stören, ihm lästig werden zu können. Mit immer gleichbleibender Freundlichkeit hießen Jupp und seine Frau den Eindringling jederzeit willkommen. Wie konnte ich bedenklich werden in meinen anmaßenden jungen Jahren, wenn Jupp sogleich zum Tischtennisschläger griff und mich, als brächte ich ihm eine höchstwillkommene Unterbrechung, auf eine Partie im Garten aufforderte.

Jupp hat für sich nie eine Ausnahmestellung beansprucht, sondern jede Aufgabe, die ihm die Partei übertrug, mit der größten Selbstverständlichkeit auf sich genommen und erledigt, ob das nun die Sondervorlesung in Auswertung des XX. Parteitages der KPdSU vor dem universitätsweiten Auditorium im Haus Auensee war, oder die Hausversammlung in der Cichoriusstraße 22 in Schleußig oder die Teilnahme an der

Kampfdemonstration der GST (Gesellschaft für Sport und Technik) zum 1. Mai – mit KK-Flinte ... und knirschenden Zähnen.

Dabei sehnte er sich nach Ruhe und kontinuierlicher gesellschaftswissenschaftlicher Arbeit. In Erwartung solcher Bedingungen war er nach Leipzig gekommen. Einmal sagte er zu mir: »Weißt Du, was ich gern möchte? Ich möchte bei Bloch Assistent sein.« Und dann wurde er gar der Nachfolger Ernst Blochs auf dem Direktorenstuhl des Instituts für Philosophie. Dieser verließ später 1961 nach Konflikten die DDR.

Jupps theoretische Reife wurde von uns allen stillschweigend und selbstverständlich anerkannt. Dies umso mehr, als er zu uns Jüngeren nie auf Distanz ging, sondern uns gegenüber stets bescheiden, verständnisvoll und kameradschaftlich blieb. Von diesem Kommunisten konnte man, wenn man wollte, die heute vielbeschworene politische Kultur erlernen. Er mauerte nicht im Meinungsstreit. Nie habe ich von ihm ein diskriminierendes Wort gegen Andersdenkende gehört. Er respektierte und überprüfte die andere Meinung, auch wenn sie mit Vehemenz gegen die seine vorgetragen wurde. So, als einmal Hermann Duncker auf einer Konferenz kritischen Anmerkungen Jupps zu Franz Mehring heftig widersprach.

Weitgehende Toleranz legte Jupp auch im Umgang mit Theologen und anderen Vertretern nichtmarxistischer Denkart an den Tag, was für die fünfziger Jahre, in denen wiederholt »bürgerliche Wissenschaftler« unter fadenscheinigen Vorwänden von der Universität verdrängt wurden, gar nicht so selbstverständlich war. Wer ihn allerdings in frecher Manier zu brüskieren suchte, der mußte sich auf eine scharfe Replik gefaßt machen. Im legendären Hörsaal 40 las Jupp über die Novemberrevolution, und

just als er von der Ermordung Rosa Luxemburgs und Karl Liebknechts sprach, brach ein Theologiestudent in lautes Gelächter aus. Jupp wies ihn aus dem Raum. Zwei weitere Theologen folgten in demonstrativer Solidarität dem Verwiesenen. In die knisternde Atmosphäre hinein sprach Jupp ruhig und bestimmt: »Nun gut, wenn sie den Klassenkampf haben wollen, dann sollen sie ihn haben.« Es kam zu einer Aussprache. Die Studenten entschuldigten sich bei Jupp und die Sache ging für sie glimpflich aus.

1958 hospitierte ein Mitarbeiter des Ministeriums für Hoch- und Fachschulwesen eines meiner Philosophieseminare und verfaßte danach einen vernichtenden Bericht: Opportunismus, fehlende Parteilichkeit ... Jupp war zu dieser Zeit Prorektor für Gesellschaftswissenschaften. Er ließ mich wissen, daß so ein Bericht bei ihm eingegangen sei. Keine weiteren Fragen, nichts weiter. Es war kein Einzelfall, daß Jupp mich vor nervenaufreibenden »Auseinandersetzungen« bewahrt hat.

Später bin ich in immer schärfere politische Konfliktsituationen geraten, die 1974 – als Jupp schon in Frankfurt/M. war – zu meinem Parteiausschluß führten. Die Treue zur Partei, die Jupp aufgebracht hat, konnte ich nicht nachvollziehen. Zu tief schien mir die Kluft zwischen Leninschen Parteionormen, über die er mit mir so überzeugend gesprochen hatte, und den politischen Realitäten, die ich in der DDR und im innerparteilichen Leben der SED wahrnehmen mußte.

Und doch: Wenn ich zurückdenke, da ist nach meinem Vater kaum ein Mensch, der mich so nachhaltig beeindruckt und sicher auch geprägt hat, wie der Kommunist Josef Schleifstein. Die Lehrjahre bei ihm zähle ich zu den glücklichsten Seiten in meiner bewegten Biographie.

Lars Lambrecht

Zur Rezeption Franz Mehrings

»Wie die Bourgeoisie ihre Toten ehrt« lautete einer der großen Leitartikel Mehrings in »seiner« Neuen Zeit (20. Jg. Nr. 26, 2. Bd. 1901-1902 v. 24.9.1902, S. 801-804) anlässlich der hundertjährigen Geburtstage zweier großer Männer des »Vormärz«, A. Ruge und L. Kossuth, an die in der bürgerlichen Öffentlichkeit schämlich gedacht wurde. Mehring folgerte daraus: »Eine Klasse, die sich mit ihren historischen Erinnerungen nur noch dadurch abzufinden weiß, daß sie diese Erinnerungen todschweigt oder ins Skurrile travestiert, hat auch keine Zukunft mehr« (ebd., S.804). Denselben Umgang mit der Geschichte sollte aber nicht nur die

»Bourgeoisie« kennzeichnen; er betraf auch Mehring selbst in der sozialdemokratischen und kommunistischen Arbeiterbewegung während der Weimarer Republik, obwohl er in ihren Reihen wenn nicht der erste, so doch wohl ihr größter Historiker war und obwohl Rosa Luxemburg schon zu seinem 70. Geburtstag am 27.2.1916 formuliert hatte: »Heute, wo uns Intellektuelle bürgerlicher Herkunft rudelweise verraten und verlassen, um zu den Fleischtöpfen der Herrschenden zurückzukehren, können wir ihnen mit verächtlichem Lächeln nachblicken: Geht nur! Wir haben der deutschen Bourgeoisie doch das Letzte und Beste wegge-

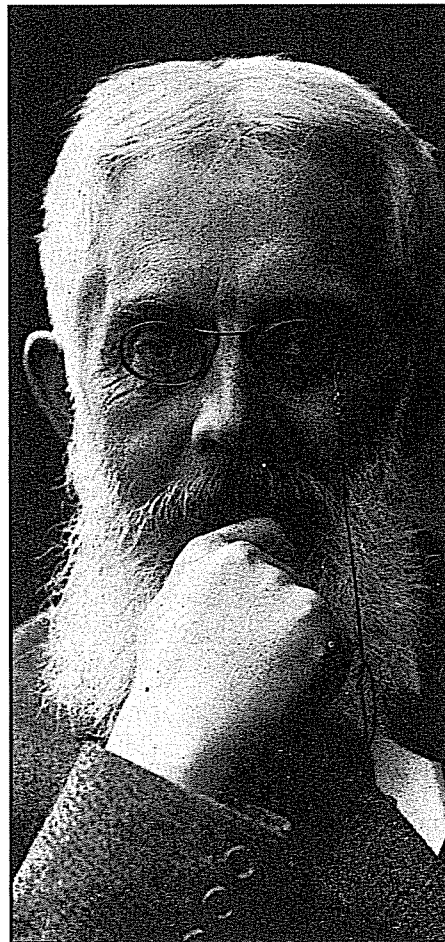
nommen, was sie noch an Geist, Talent und Charakter hatte: Franz Mehring« (Luxemburg 1984/104; ein Hinweis übrigens von bedenkenswerter Aktualität). Dasselbe Schicksal sollte nun aber nicht auch J. Schleifstein widerfahren, indem in der Erinnerung an ihn für das, was man als seine wissenschaftsinterne Bedeutung und als sein eignes wissenschaftliches Engagement ansehen kann, vermutlich wenig Raum eingeräumt werden wird: Schleifsteins Arbeiten zu F. Mehrings Leben als Marxisten, als Theoretiker und politischem Publizisten (vgl. Schleifstein 1959 sowie die Schleifstein-Bibliographie in Deppe 1980/358-371).

Denn jenem Vermächtnis Luxemburgs getreu und es wie ein Motto zitierend ist Mehring erst in der biographischen Arbeitsteilung zwischen T. Höhle (für die erste Lebenshälfte) und Schleifstein (für die marxistische Phase) »wiederentdeckt« worden. Diese Tat kam einer »Rettung« gleich – in doppelter Frontstellung, wie es der damaligen »Kalten-Kriegs«-Sprache entsprechend genannt werden kann; einer Rettung vor rechten Verunglimpfungen, nicht zuletzt auch sozialdemokratischer Provenienz, und vor stalinistischer Diskriminierung in der DDR. Sie hat beide mehr oder weniger in ihren Traditionen aus der Weimarer Republik zu sehen, wer Schleifsteins Wirken für Mehring richtig verstehen will.

Obwohl es einer umfassenden wissenschaftlichen Untersuchung zur Rezeption Mehrings mangelt, so läßt sich doch für die SPD zwischen 1919-1933 keine herausragende Würdigung feststellen; hier herrschten die Verurteilungen vor, die schon E. Bernstein (obwohl selber nicht zur sozialdemokratischen Rechten gehörend) gegen Mehring als seinen Konkurrenten bei der Herausgabe des Marx- und Engels-Nachlasses und als entschiedenen Gegner im »Revisionismus«-Streit gefällt hatte. Wirkliche Verdienste um Mehring hat sich nur die zeitweise und z.T. in der KPO organisierte Gruppe um die ersten Herausgeber und Nachlaßverwalter des Mehringschen Gesamtwerks E. Fuchs und A. Thalheimer erworben. Dagegen stand das gesamte stalinistische Lager der III. Internationale, angeführt von Stalin selbst und von G. Lukács sowie von A. Wittfogel und K. Sauerland. Der politische Anlaß dafür war 1931 Stalins Diskreditierung des sog. »Linksradikalismus« oder »Luxemburgismus« in der deutschen Sozialdemokratie. Das Medium dafür war die Literaturtheorie; seitdem wurde Mehring hauptsächlich von Lukács und bis heute, wenn überhaupt, nur als Literaturhistoriker behandelt. In Wirklichkeit aber ging es bei diesen Mehring-Anfeindungen um verschiedene Theorie-Traditionen. Es betraf die damals noch von Wittfogel favorisierte stalinistische »Linie« »Hegel – Marx/Engels – Plechanow« gegen die »Linie« »Kant/Schiller – Lassalle – Mehring«, die u.a. W. Benjamin in seiner Verteidigung des großen



Rosa Luxemburg



Franz Mehring

sozialdemokratischen Historikers und Mehrings-Herausgebers E. Fuchs unterstützte (Wizisla 1992/289).

Diese Auseinandersetzung charakterisierte noch die Debatten in der jungen DDR, obwohl die Mehring-Rezeption (zunächst zögerlich einsetzend) dann zu den ersten Anzeichen für die sog. »Tauwetterperiode« nach Stalins Tod wurde. Die von W. Pieck sanktionierte Ausgabe der Gesammelten Schriften Mehrings (MGS) ab 1960 basierte vor allem auf den biographischen Vorarbeiten der von E. Engelberg betreuten Dissertationen Höhles und Schleifsteins.

Schleifsteins Dissertation stand gänzlich auf dem Boden der vorsichtigen Stalin-Kritik von der 28. Plenums-Sitzung des SED-ZKs im Juli 1956: Er stellte sich gegen den stalinistischen Verriß von Lukács, »der von falschen Einschätzungen und Entstellungen förmlich strotzt«, und beabsichtigte dagegen für Mehring eine »den unsterblichen geschichtlichen Verdiensten der Linken gerecht werdende Einschätzung zu liefern« (Schleifstein 1959/10f). Es war, sieht man von der parteilich-stereotypen Sprache einmal ab, Schleifstein hinsichtlich Mehrings als marxistischen Theoretikers, Historikers und politischen Publizisten gelungen, aber nur in der internen Theoriediskussion und für sie. Denn nach außen überwog die scholastizierende Beurteilung Mehrings als eines theoretisch unsicheren Kandidaten, der solide historische Wissenschaft jeglicher dogmatisierten »materialistischen Dialektik« vorzog und dem von Pieck eine spezielle Beschäftigung »mit theoretischen Problemen des historischen Materialismus« (MGS 1/8*) abgesprochen wurde. Das sollte soviel besagen, daß Mehring »nie zum vollen Verständnis des dialektischen Materialismus vorgedrungen« sei, daß er »nie die Auffassung überwunden [habe], Marx und Engels hätten nur eine neue wissenschaftliche Methode zur Erforschung der Gesellschaft geschaffen, nicht aber eine selbständige Philosophie, eine neue Weltanschauung«, wie Schleifstein urteilte (MGS 13/*9; vgl. dasselbe Schleifstein 1959/100).

Die schulmeisterliche und eigenständiges Denken als »Verrat am Marxismus-Leninismus« politisch gefährdende Verurteilung gerade dieses Skeptizismus gegen eine bereits feststehende neue wissenschaftliche Weltanschauung, der Mehring zum Glück auszeichnete, gründete in einer tief in die Theoriesgeschichte der II. und III. Internationale zurückreichenden Unsicherheit im Umgang mit der Philosophie Kants und des »kritischen Empirismus« (Mach). Davon konnte sich auch Schleifstein nicht frei machen. Er akklamierte Mehring in den theoretisch keineswegs ausgewogenen Verurteilungen dessen, was dieser am einseitig auf Kant reduzierten Revisionismus, am ethischen Neukantianismus und an der österreichischen Sozialdemokratie auszusetzen hatte (vgl. Sandkühler 1991). Denn insbesondere im »Wiener Kreis« ging es allenthalben wie bei

Josef Schleifstein

Franz Mehring

Mehring war eine Neigung seit meiner Jugend. Ich hatte, schon bevor ich ins Zuchthaus kam, Mehring mit großer Begeisterung gelesen. Und ich war sehr enttäuscht darüber, daß er von uns nicht genügend gewürdigt wurde. Auch aus dieser Enttäuschung heraus, die ja eine objektive Notwendigkeit widerspiegelte (man konnte hier auch keinem einen Vorwurf machen, weil ja einfach noch nicht die Zeit gewesen war, Mehring aufzuarbeiten), habe ich dann die marxistische Schaffensperiode von Mehring sehr gern behandelt. Wenn ich heute in das Buch hineinschaue – leider ist es ja völlig vergriffen –, dann bin ich immer noch nicht traurig darüber, obwohl ich natürlich viele Dinge für überholt, für unzureichend, auch für eng halte, die ich damals geschrieben habe. Aber es kann sich, glaube ich, noch halten – im großen und gan-

zen. Ich möchte noch etwas einfügen. Der Autodidakt, der Marxismus studiert hat – aus den politischen, praktischen Notwendigkeiten der Arbeiterbewegung und der Marxismus studiert hat auch aus dem individuellen Lesebedürfnis –, der hat naturgemäß Schwächen, die aber auch gewisse Stärken beinhalten. Eine Stärke unserer Generation, die Marxismus autodidaktisch in der Bewegung studiert hat, ist vielleicht, daß wir ein universalistisches Marxismus-Studium getrieben haben, daß wir den Marxismus nicht auf einem Spezialgebiet studiert haben, sondern so weit wie möglich allseitig. Und insofern beginnt meine Arbeit am Marxismus keineswegs erst 1951.

(Josef Schleifstein, *Der Intellektuelle in der Partei. Gespräche, Marburg/L. 1987, S. 106*)

Mehring um ein wissenschaftliches Verhältnis von Theorie und Empirie, die Wissenschaft auf die Darstellung des Tatsächlichen zu beschränken und alle nicht durch Erfahrung kontrollierbaren Annahmen auszuschließen (Mach) sowie »das Ganze der Erkenntnis durch die Wissenschaft erfüllen« zu lassen (Carnap). So hätte eine unbefangene Sicht aufklären können, wie sehr Mehring schon wegen seiner eigenen kantischen Denktradition zum einen mit einer undogmatischen Weiterentwicklung dieser Philosophie von Teilen des Neukantianismus, zum anderen mit den sozialistischen Positionen übereinstimmte, die sich »das Zwischenspiel mit Kant« ersparten (Neurath), wie mit der wissenschaftlichen Weltanschauung (Neurath) oder dem wissenschaftlichen Humanismus (Carnap); daß dabei die zeitgenössisch bedingte Kritik Mehrings im Einzelnen wie überhaupt Kritik nicht auszuschließen sind, versteht sich. So aber hätte sich ein Brückenschlag als fruchtbar erweisen können, zumal Schleifstein später selber für einen wissenschaftlichen Humanismus plädierte (vgl. Schleifstein/Wimmer 1981) und sein Verdienst in Mehrings Würdigung als eines unerbittlichen Streiters für das Konzept einer Verbindung zwischen klassischer Philosophie und Proletariat lag (R. Luxemburg, s. Schleifstein 1959/159).

Ausgehend von diesem Status der damaligen marxistisch-leninistischen Parteikritik und seiner Dissertation hat dann Schleifstein zusammen mit anderen die fünfzehnbändige Werkauswahl Mehrings herausgegeben und mit einer Reihe von Aufsätzen zu Mehring begleitet. Er selbst redigierte den 13. Band

der Philosophischen Aufsätze und die Bände 14 und 15 mit der Politischen Publizistik 1891-1918. Hier wie in der zuvor beispielhaft angedeuteten Theoriedebatte mußte es Schleifstein um den Nachweis von Mehrings tiefer Verbundenheit mit der revolutionären deutschen Sozialdemokratie, der Partei R. Luxemburgs und seiner Solidarität mit den Bolschewiki gehen, ohne dessen prinzipiell antidogmatische Züge zu sehr zu betonen. Denn andernfalls wäre wohl das ganze Projekt gescheitert, wie es Schleifstein gesehen haben muß, wo schon die Namensnennung nichtorthodoxer marxistischer Positionen und Quellenzitation als Parteiverrat geahndet wurden; wie beckmesserisch die »Fehler« vorhaltungen gegen Mehring und wie ängstlich der Umgang mit seinem aufrechten Denken selbst noch am Ende waren, belegt die Hallenser Studentenkonferenz 1987 (Pasemann 1988), die in der DDR die einzige wissenschaftliche Veranstaltung zum 70. Todestag Mehrings bleiben sollte. Insofern kommt der marxistischen Werkauswahl Mehrings ein bedingter, historisch mutiger Wert zu; und zwar, obwohl sie insgesamt in keinem Belang an die Bildung und knorrige Souveränität Mehrings auch nur annähernd heranreichte, seine schriftlichen Hinterlassenschaften höchstens zu einem Drittel präsentierte, sein enormer Briefwechsel bis heute nicht editiert wurde und damit die Mehringsche Position als die eines »Radikaldemokraten« (vgl. Kramme 1980) und entschiedenen »Humanisten« (vgl. Lambrecht 1985) zu kurz kommen mußten. Das aber dürfte Schleifstein schon selber in seiner Dissertation angedeutet haben, daß er

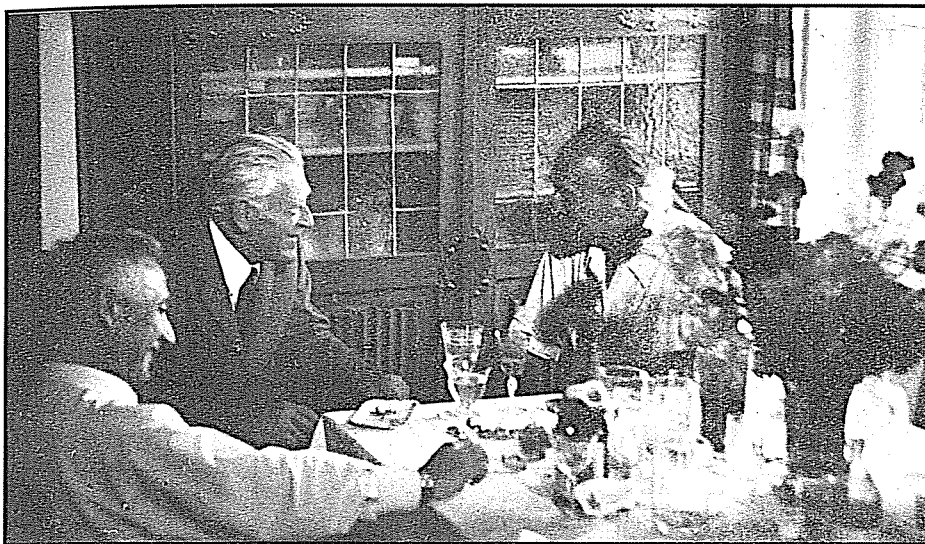
»eine umfassende und allseitige wissenschaftliche Biographie Franz Mehrings« nicht beanspruchen konnte (Schleifstein 1959/10). Entsprechend kam Schleifstein anlässlich des Hamburger wissenschaftlichen Symposions zu Mehrings 70. Todestages 1989 in seiner letzten Veröffentlichung zu Mehring als seinem eignen wissenschaftlichen Vermächtnis zu dem ausgewogenen Urteil, daß Mehring nie ein Opfer eines »schönfärberischen« Optimismus war; »er sah für die Zukunft auch immer Niederlagen, ja schwerere Niederlagen als in der Vergangenheit voraus. Doch er hielt an der Zukunftshoffnung fest, daß der Kapitalismus überwunden werden wird, weil das arbeitende Volk sich auf Dauer nicht mit Krieg und Ausbeutung, mit Entmündigung und Entwürdigung abfinden werde« (Schleifstein 1991/103).

Literatur:

- Beutin, W./Lambrecht, L. (Hrsg.), 1991, Franz Mehring – Historiker der Philosophie, der Arbeiterbewegung und der Literatur. Jahrbuch für Sozialökonomie und Gesellschaftstheorie, 40 Jahre HWP, Hamburg.
- Deppe, F. et al. (Hrsg.), 1980, Marxismus und Arbeiterbewegung. Josef Schleifstein zum 65. Geburtstag, Frankfurt/M.
- Höhle, T., 1958, Franz Mehring. Sein Weg zum Marxismus 1869-1891, Berlin.
- Kramme, M., 1980, Franz Mehring – Theorie und Alltagsarbeit, Frankfurt/M./New York.
- Lambrecht, L., 1985, Intellektuelle Subjektivität und Gesellschaftsgeschichte. Grundzüge eines Forschungsprojekts zur Biographie und Fallstudie zu F. Nietzsche und F. Mehring, Frankfurt/M./Bern/New York.
- Luxemburg, R., 1984, Gesammelte Briefe, Bd. 5 (August 1914 bis Januar 1919), Berlin.
- Mehring, F., 1960ff, Gesammelte Schriften, 15 Bde, hg. v. T. Höhle, H. Koch, J. Schleifstein, Berlin (zit.: MGS).
- Pasemann, D., 1988, Das philosophische Schaffen von Franz Mehring und dessen aktuelle Bedeutung in der ideologischen Klassenauseinandersetzung. Studentenkonzferenz der Sektion Marxistisch-leninistische Philosophie der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Halle am 21. Mai 1987. In: Informationsbulletin Aus dem philosophischen Leben der DDR 10/1988.
- Sandkühler, H.J., Kritischer Marxismus als gesellschafts- und wissenschaftsgeschichtlicher Prozeß. Franz Mehring im theoriegeschichtlichen Vergleich. In: Beutin/Lambrecht 1991/13-40.
- Schleifstein, J., 1959, Franz Mehring. Sein marxistisches Schaffen 1891-1919, Berlin.
- Schleifstein, J., 1991, Franz Mehring als Historiker der Arbeiterbewegung (Skizzenhafte Anmerkungen). In: Beutin/Lambrecht 1991/89-103.
- Schleifstein, J./Wimmer, E. (Hg.), 1981, Plädoyers für einen wissenschaftlichen Humanismus, Frankfurt/M.
- Wizisla, E., 1992, »Krise und Kritik« (1930/31). Walter Benjamin und das Zeitschriftenprojekt. In: Opitz, M./Wizisla, E. (Hg.), 1992, Aber ein Sturm weht vom Paradiese her. Texte zu Walter Benjamin, Leipzig, S. 270-302.

Robert Steigerwald

Zusammenarbeit in der KPD-Parteiführung



Mit Max Reimann, Vars. der KPD, und Richard Scheringer in den 60er Jahren

Nachdem ich im Dezember 1960 – wegen meiner Arbeit für die Kommunistische Partei genoß ich fünf Jahre das Gastrecht in Adenauers Gefängnissen – die Freiheit wiedererlangt hatte, war Jupp Schleifstein einer der ersten Genossen aus der Parteiführung, mit denen ich Kontakt bekam. Ich sollte nämlich, wie auch schon früher, in der Abteilung des Parteivorstandes arbeiten, die mit theoretischen und Schulungsaufgaben betraut war, und Jupp war deren Chef.

Bei unserer ersten Begegnung ging es natürlich um ein vorsichtiges Abtasten, wir kannten uns ja beide noch nicht. Im Verlauf der Unterhaltung sagte ich Jupp, daß ich im Gefängnis ausführlicher mathematische und logische Studien betrieben hatte, wollte ich mich doch gründlicher mit Naturwissenschaften, insbesondere mit Physik befassen, um tiefer in Probleme des dialektischen Materialismus eindringen zu können. Ich hätte zu diesem Zweck sogar eine Logik geschrieben. Jupp Schleifstein, dessen vielseitige Qualitäten ich noch nicht kannte, schaute sich die Arbeit sehr gründlich an, nickte beifällig, lobte sie – und das war's. Tage später saßen wir beim Mittagessen zusammen, als Jupp ziemlich unvermittelt meinte, der Marxismus sei eine durch und durch historische Wissenschaft. Mir ging erst später auf, daß Jupp mir indirekt sagen wollte, für die Arbeit, die ich machen sollte, sei es weniger wichtig, sich mit Logik und Mathematik zu befassen, als sich historisch-politischen Fragen zuzuwenden. Es war dies die Art, wie Jupp unaufdringlich aber doch auch deutlich zu lenken, zu erziehen versuchte. Ich habe dann tatsächlich meine Arbeit an-

ders orientiert, und das war auch notwendig.

Ich habe eine Reihe hervorragender Lehrer kennengelernt, hörte z.B. die legendäre Vorlesung Hermann Dunckers zum »Kommunistischen Manifest«. Ich kann sagen, daß Jupp ein ebenso beeindruckender Lehrer war. Was war – aus meiner Sicht – das Eindrucksvollste beim Lehrstil Jupps? Er vermochte, was so viele Lehrer nicht können. Diese bewegen sich in der Höhle ihres Wissens, reden über die Schönheit der Höhle, vermögen es aber nicht, den Eingang zur Höhle zu öffnen, so daß die Draußenstehenden einzutreten vermögen. Jupp verstand es meisterhaft, Höhlen zu öffnen: zu Überlegungen der politischen Strategie und Taktik, zu Fragen der Geschichte, auch zur Philosophie und – nicht zuletzt, zu seiner neben der Politik beherrschenden Leidenschaft, der Musik. Wir haben viel über Bach, Mozart, Beethoven und Wagner diskutiert, nur zu einem konnte er mir die Höhle nicht öffnen: zur modernen Musik.

Dabei verstand es Jupp Schleifstein, disjunktiv zu denken, d. h. er war nicht nur fähig, ausführliche Argumentationen vorzutragen, sondern auch, und das druckreif, Gedanken stichwortartig so zu fassen, daß man danach (ich kann stenografieren) ganze Aufsätze produzieren konnte.

Das kam uns in vielen wichtigen Unternehmungen sehr zu gute. Jupp hatte z. B. die Idee, eine Serie von populären (aber keineswegs versimpelnden) Lehrbriefen möglichst für junge Leute zu schaffen, um sie an den Marxismus heranzuführen. Es war dies doch die Zeit eines regelrechten Jugend-Aufbruchs. Wir schrieben mehrere

Dutzend solcher Hefte, konnten zeitweilig mehr als zehntausend pro Monat verkaufen, andere Parteien, z. B. die portugiesische, druckten sie nach. Von Jupp gingen auch wichtige Anregungen zur Schaffung eines Forschungsinstituts, zuvor eines theoretischen Organs und schließlich einer Buchserie aus. Dazu kam, daß er selbst einige wichtige Buchbeiträge zum Marxismus verfaßte – eines dieser Bücher, im Beck-Verlag erschienen, hat bereits mehrere Auflagen erreicht und ist bis heute eines der besten Bücher zur Einführung in das marxistische Gedankengut.

Ein Erlebnis mit Jupp ist mir besonders gegenwärtig. Als Chruschtschow abgelöst wurde, waren wir in unserer Arbeitsgruppe recht verstört, mochten wir doch diesen populären Vulkan sehr. Jupp kam in die Arbeitsgruppe, um uns die Meinung des Politbüros der KPD mitzuteilen. Als die Diskussion begann sagte ich: »Jupp, wenn die Art und Weise, wie Chruschtschow abgelöst wurde, bedeutet, daß wir zu den Methoden Stalins zurückkehren, mache ich das nicht mit!« Das war leichter gesagt, als es getan worden wäre, denn es hätte für mich nicht einfach auf einen Rückzug aus der Parteiarbeit hinauslaufen können, was mir im Moment meiner Äußerung nicht völlig klar war. Aber Jupp antwortete sofort: »Du kannst Dich darauf verlassen, wir auch nicht!« Auch das war sicher leichter gesagt, als es dann in die Tat umzusetzen, aber es war als Reaktion für mich sehr befreiend.

Jupp kam, wenn irgend möglich, einmal wöchentlich in unsere Arbeitsgruppe, um uns über Diskussionen und Orientierungen im Politbüro oder im Sekretariat des Parteivorstandes zu unterrichten. Es waren dies für uns immer sehr begehrte Veranstaltungen. Jupp war ein Meister darin, Hintergründe hinter dem uns bereits aus der Presse Bekannten aufzudecken. Dazu kam, daß man auf der Ebene, auf der er arbeitete, mehr Informationen besaß. Es waren dies übrigens die einzigen Veranstaltungen, bei denen ich bemerken konnte, daß Jupp seine Gedanken in einer bestimmten, fast schematischen Ordnung entwickelte. Stets fing er damit an, die Positionen, die – so weit erkennbar – Absichten der Kräfte des hiesigen oder internationalen Großkapitals und seiner politischen Instrumente, also der Parteien und der Regierung darzustellen, bevor er auf die Sozialdemokratie, die Gewerkschaften und schließlich unsere eigenen nationalen und internationalen Kräfte zu sprechen kam. Natürlich endete er mit Aufgabenstellungen.

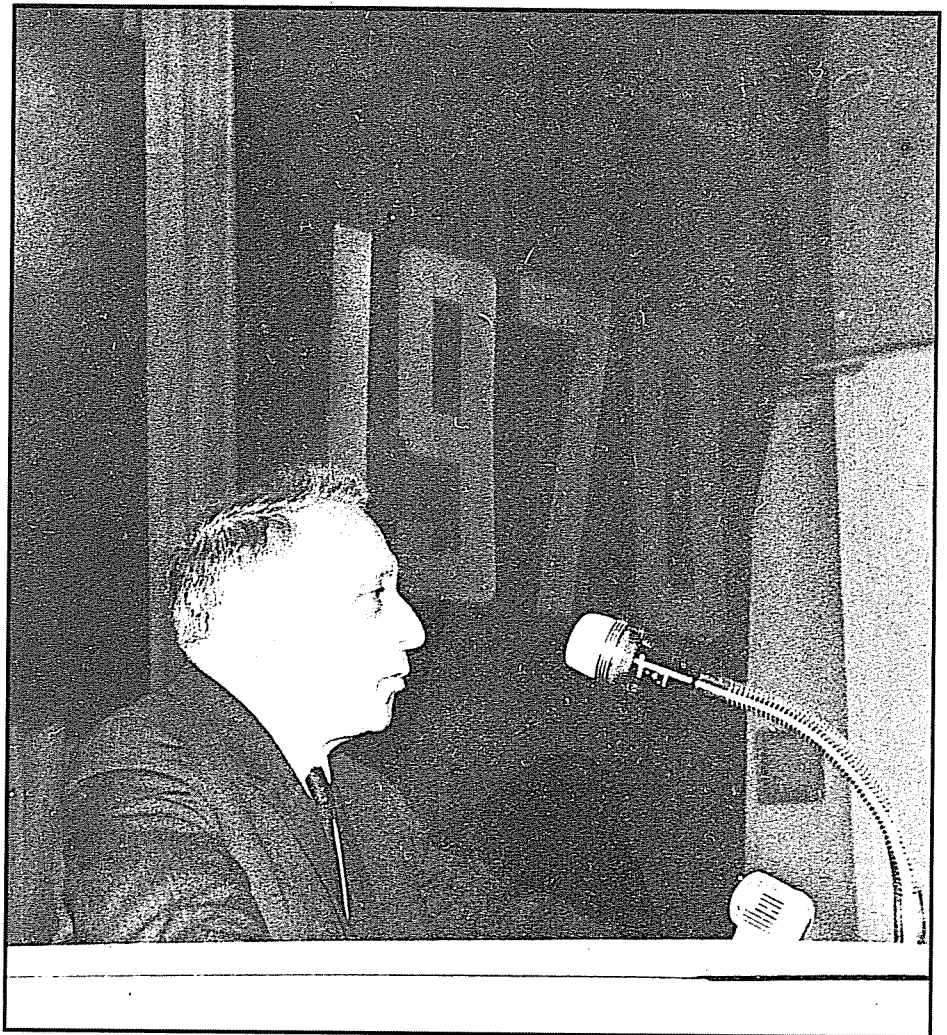
Mehrere Male mußte ich in komplizierten Situationen als Vertreter der illegalen Partei öffentlich auftreten. In solchen Fällen war ich sehr bemüht, den konkreten Rat Jupps einzuholen. Dafür ein Beispiel.

Der Einmarsch der Warschauer-Pakt-Staaten in die damalige ČSSR schuf für die Linke in unserem Land eine sehr komplizierte Lage. Wir waren kurz vorher im Begriff, eine größere gemeinsame Organisa-

tion parteiähnlichen Charakters ins Leben zu rufen. Es hatte bereits eine große Konferenz in Offenbach dazu stattgefunden. Der Einmarsch riß eine solche Trennlinie zwischen uns auf, daß daran nicht mehr zu denken war. Mehr noch, die Möglichkeiten von Zusammenarbeit unterhalb dieser organisatorischen Ebene, etwa beim Ostermarsch, schienen auch ernsthaft gefährdet. In dieser Lage veröffentlichten acht bekannte Kommunisten eine Art Aufruf, in dem wir unsere Haltung erklärten und sagten, wir seien jederzeit bereit, uns dazu in Streitgesprächen zu stellen. Ich hatte diesen Aufruf auch unterschrieben. Wir hatten nicht gedacht, daß man auf unseren Aufruf positiv reagieren würde. Dennoch veranstaltete der Club Voltaire in Frankfurt a.M. eine solche Diskussion und trat an uns heran, wir sollten einen Diskutanten stellen. Dies geschah zur Zeit der Frankfurter Buchmesse, Senghor erhielt den damit zusammenhängenden Friedenspreis. Die vom SDS angeführten Studenten waren empört darüber. Demonstrationen fanden statt, es ging wild zu. Und in dieser Situation sollte die Diskussion zum ČSSR-Einmarsch stattfinden. Ich, da im Frankfurter Raum wohnend, sollte unsere Position verteidigen. Gegenspieler waren Eugen Löbl, zuvor Präsident der ČSSR-Staatsbank, ein Mitglied des ZK der KP Österreichs (aus dem ehemaligen Böhmen stammend und mit der Dubcek-Linie sympathisierend). Diskussionsleiter Heiner Halberstadt, in Frankfurt bekannter linker Sozialdemokrat, auch eher mit der Dubcek-Linie sympathisierend, als mit der von mir zu verfechtenden Position.

In dieser Lage ging ich zu Jupp, um mich mit ihm zu beraten. Er schlug mir vor, meine Position ausgehend von den Sicherheitsinteressen des Warschauer Pakts aufzubauen, die durch den Ausfall der ČSSR ernsthaft beeinträchtigt sein mußten, und dies an der Nahtstelle zur NATO. Ich sollte zeigen, daß dies auch unsere eigenen Interessen betreffen müsse. Es gab noch einige Zusatzhinweise, kurzum, als ich von Jupp wegging war ich überzeugt, in der Diskussion zumindest nicht zu unterliegen. Ich errang sogar einen Punktsieg (in dieser aufgeheizten Situation, es wurde sogar versucht, mich am Reden zu hindern, indem im Saal erklärt wurde, es sei eine Bombe versteckt – ich sagte dazu, wer vor der Bombe Angst habe, möge gehen, ich bliebe – es ging niemand).

Ich muß dazu sagen, daß der Punktsieg auch durch das Verhalten meiner Gegner ermöglicht wurde (Heinz Jung sagte unmittelbar nach der Diskussion: Du hattest die falschen Gegner!): sie ließen sich die von mir eingeschlagene Diskussionsrichtung aufzwingen. Ich konnte einige Vorhalte machen, denen Löbl nicht zu widersprechen wagte, weil sie stimmten. So den, er habe mit Blessing, dem Chef der Bundesbank, einem der letzten Geldgeber des Freundeskreises der SS Himmlers, über den Austritt der ČSSR aus dem RGW und sein Freund,



Zum 100. Geburtstag von Lenin in Moskau

der ČSSR-General Prchlik, mit dem Bundeswehrgeneral Grasshey über den Austritt der ČSSR aus dem Warschauer Pakt verhandelt. Die mit mir keineswegs sympathisierende Mehrheit der Anwesenden war mit dieser NATO-Orientierung der Dubcek-Leute absolut nicht einverstanden.

Es gab – auch auf DKP-Parteitag – Situationen, wo ich froh war, den Rat Jupps (und Willi Gerns) einholen zu können. Etwa in Hannover, als es um die Frage ging, wie wir uns zur Diskriminierung der Homosexuellen zu verhalten hätten. Wir hatten, in der Abteilung, bereits eine gemeinsame Position erarbeitet, solche Diskriminierung zu bekämpfen, aber in der engeren Parteiführung standen wir damit noch ziemlich allein. Das drückte sich auch in den Ratschlägen der Antragskommission aus, wie mit Anträgen gegen die Diskriminierung der Homosexuellen umzugehen sei. Wir wußten, daß es zu einer (durchaus verdienten!) Niederlage der Parteiführung hätte kommen können, hätten wir in der Antragskommission (der ich angehörte), die Linie der Kommission verfochten. Gemeinsam mit Willi Gerns und Jupp Schleifstein fanden wir einen Weg, diese Niederlage abzuwenden, indem wir uns – das war damals der erste Schritt – mit den progressiven Gruppen unter den Homosexuellen in ihrem Kampf ge-

gen die Diskriminierung solidarisch erklärten (später gingen wir dann erheblich weiter, differenzierten also nicht mehr zwischen diskriminierten Progressiven und Nicht-Progressiven unter den Homosexuellen).

Vielleicht noch diese letzte Anmerkung, die ein bezeichnendes Licht auf Jupp Schleifsteins Charakter wirft. Im Übergang von der illegalen KPD zur DKP konnte nicht einfach das alte Führungspersonal weiterarbeiten. Damals traten einige Vertreter einer anderen Generation, der FDJ-Generation, in die obersten Führungsgremien der entstehenden DKP ein. Jupp war einer der vehementesten Verfechter dieser Erneuerung. Ich weiß noch, welche Skrupel Willi Gerns hatte, Jupp ablösen zu sollen, in dem wir doch alle unseren besten Kopf sahen. Jupp tat alles, Willis Bedenken zurückzudrängen, und er war allezeit ein uneigennütziger, treuer Ratgeber für uns jüngere Genossen. Ich kann mich keines Gesprächs mit Jupp erinnern – sei es bei so »unwichtigen« Angelegenheiten wie einem gemeinsamen Mittagessen oder Spaziergang – bei dem ich nicht etwas gelernt hätte. Vor allem, und damit schließt sich der Kreis zum Anfang, stieß er uns immer wieder mit der Nase darauf, historisch zu denken, ein Rat, der sehr gut in unsere jetzige Zeit des scheinbaren Triumphs des Kapitalismus paßt.

Der Leninist

Pankraz ist ein revolutionärer Polterer. Ich flüchte mich oft zu Silvio Schmon, der ist zart, hat mehrere Emigrationen hinter sich, die letzten paar hundert Meter zu seiner Wohnung renne ich, jedes Mal stehe ich wieder atemlos vor seiner Tür, er ist kleiner als ich, gibt mir die Hand, faßt mit seiner Linken gleichzeitig an meinen rechten Ellbogen und beginnt, mich zu leiten. Er muß mich für sehr unselbständig halten. Ich wage kaum, Sätze zu Ende zu sprechen. Ich komme ja, um zuzuhören. Lenin. Das ist seine Wiese, sein Wald, sein rauschendes Tal, sein Gesang und seine Quelle. Lenin. Er erzählt von ihm wie eine überaus verehrungswürdige Großmutter vom ersten Geliebten erzählt. Und als wüßte er, woran es mir in den nächsten drei Wochen vor allem fehlen wird, gibt er mir ausgewählte Stellen mit, Photokopien, die hat er machen lassen für mich, auf daß ich der dringendsten Not begegne. Hat uns nach dem Christentum nicht etwas gefehlt? Nicht zum Glauben. Aber um mich besser zu machen. Dafür hatte ich ja das Christentum und sonst nichts. Danach wollte ich nichts Gutes mehr denken. Der Kapitalismus kann die Menschen brauchen wie sie

sind. Es liegt ihm sogar daran, daß sie bleiben wie sie sind. Der Kapitalismus kommt der Unentwickeltheit des Menschen entgegen, er will ihn atavistisch, streitsüchtig, kannibalisch, egoistisch. Das macht den Kapitalismus erfolgreich, er wendet sich an die Instinkte von früher. Die Hoffnung, daß man immer einen Schwächeren findet, an dem man sich ausleben kann, wird erfüllt. Der Sozialismus braucht den entwickelteren Menschen. Er verlangt ihn nicht nur, er ermöglicht ihn auch. Die Entwicklung des Menschen zu Ungunsten der Expansion, der Zuwachsraten, des Wettbewerbs. Aber, Sylvio Schmon, lassen wir uns doch warnen durch das Beispiel Roms. Auch die Partei weiß nichts aus sich selbst. Ist nichts durch sich selbst. Ist auch noch nichts durch Tradition und Bücher. Sonst mußt Du den hl. Geist einführen. Die Partei ist Fassung der Tendenz, ohne die diese Tendenz verkommt. Aber die Fassung der Tendenz ist nicht mehr als die Tendenz selber. Alles, was entstanden ist, ist in Gefahr, unwirklich zu werden. Auch eine Partei. Wäre nicht die Chance der hiesigen Ohnmacht der Partei, daß sie sich entwickelte zu einer Feinfühligkeit

gegenüber den Bedürfnissen aller Arbeiter? Dialektik, dieses allerschönste Hin und Her, hat doch bei uns noch gar nicht angefangen, ich meine: praktisch. Einerseits rührt es mich, wenn ich einem begegne, der sich lange treu verhielt zur Partei; andererseits bedaure ich, daß die Partei Treue so kleinmütig mißt. Fast wie ein Besitzer die Treue zur Firma. Antisowjetismus käme mir auch blödsinnig vor, trotzdem glaube ich nicht, die Sowjet-Union könne für uns denken. Wenn die Partei etwas Hiesiges wird, schafft sie's. Aber nicht, solange sie mit beiden Beinen im Ausland steht. Internationalismus? Das ist eine Notwendigkeit für jeden lokalen Sozialismus. Aber es genügt nicht, Ergebnisse über die Grenzen zu transportieren. Denk doch an Anton Ackermann: Gibt es einen besonderen deutschen Weg u.s.w. War das alles falsch? Eines, lieber theoretischer Ziehvater Sylvio, muß Dir klar sein: ihr kommt hier momentan nicht weiter, weil ihr historisch überfrachtet seid und mit einer Fremdsprache auftrtetet ... laß uns endlich beginnen mit der Übersetzung hierher und in die Gegenwart.

(Martin Walser, Die Gallistl'sche Krankheit. Suhrkamp, Frankfurt/Main 1972, S. 107-109. – Wir danken dem Verlag für die freundliche Abdruckgenehmigung.)

Willi Gerns

Zwei Jahrzehnte in der DKP

Josef Schleifstein war sechzig Jahre Kommunist, davon zwei Jahrzehnte Mitglied der Deutschen Kommunistischen Partei. In seinem Lebensweg finden sich viele Seiten der Geschichte der kommunistischen Bewegung in Deutschland, verkörpert sich ihre Kontinuität. Ob als Jungkommunist in den letzten Jahren der Weimarer Republik, in der Emigration, in führenden Funktionen der KPD nach der Befreiung Deutschlands vom Faschismus oder später in der DKP, stets hat er sich mit ganzer Kraft auf dem Platz in die Arbeit gestürzt, auf den ihn seine Partei gestellt hat.

Wie für tausende Kommunisten seiner Generation, die in der Thälmannschen KPD erzogen und im antifaschistischen Widerstandskampf geprägt wurden, war für ihn Parteidisziplin nichts Anrüchiges, sondern ein durch die Erfahrungen des Klassenkampfes bestätigter positiver Wert. Jupp akzeptierte sie selbst dann, wenn ihm Unrecht getan wurde. So auch als ihn in den fünfziger

Jahren das Mißtrauen gegen Westemigranten traf und er seine Funktionen in der KPD aufgeben mußte. Als die KPD ihn 1960 in die Führungsarbeit der illegalen Partei zurückberief, war es für ihn eine Selbstverständlichkeit, dem Parteauftrag zu folgen, obwohl er mit Leib und Seele an der wissenschaftlichen Arbeit hing, der er sich in der Zwischenzeit in der DDR widmen konnte.

Seit 1968 leistete Josef Schleifstein einen herausragenden Beitrag zum Aufbau und zur Entwicklung der DKP. Von 1969 bis 1990 war er Mitglied des Parteivorstands der DKP. Er hat wesentlich zur Ausarbeitung der Programmatik der Partei beigetragen. Die vom Essener Parteitag beschlossene Grundsatzklärung – das erste programmatische Dokument der DKP – trägt weitgehend seine Handschrift und auch an den späteren Programmdokumenten hat er als Mitglied der jeweiligen Thesen- bzw. Programmkommission aktiv mitgewirkt. Als Leiter des IMSF leistete er eine langjährige

verdienstvolle Arbeit, ebenso als Mitherausgeber und Autor der Zeitschrift und des Verlages »Marxistische Blätter« sowie als Leiter der Geschichtskommission des PV der DKP.

In dem anlässlich von Jupps 65. Geburtstags durch Frank Deppe, Heinz Jung und mich herausgegebenen Band »Marxismus und Arbeiterbewegung« schrieben wir in der Vorbemerkung: »In Josef Schleifsteins Denken vereinigt sich in hohem Maße die Fähigkeit zur schöpferischen Anwendung der Dialektik mit der Prinzipienfestigkeit des Kommunisten. Dies bringt bei ihm geistige und politische Aufgeschlossenheit gegenüber den neuen Erscheinungen des Lebens und Denkens hervor...« Das galt für seine wissenschaftliche Arbeit ebenso, wie für sein politisches Wirken in der DKP.

Jupp war ein überzeugter Anhänger der Oktoberrevolution und des realen Sozialismus. In einer seiner letzten Diskussionsveranstaltungen, in der er in Frankfurt zum Thema »War der Oktober ein Fehler?« referierte, hat er dies noch einmal unterstrichen. Dabei hat er den realen Sozialismus keinesfalls als ein fehlerfreies Paradies gesehen. Wenn er auch längst nicht alle heute bekannten Fehlentwicklungen in diesen Gesellschaften kennen konnte, so hat er doch klarer als viele von uns Schwächen und Defor-

mationen erkannt. Als marxistischer Historiker hat er sie in die geschichtlichen Zusammenhänge eingeordnet. Dennoch haben ihn die immer deutlicher werdenden Fehlentwicklungen zunehmend bedrückt. Darum wurde er zu einem leidenschaftlichen Anhänger der Perestroika, von der er die Entwicklung zu einem ökonomisch effektiven und demokratischeren Sozialismus erwartete. Enttäuscht mußte er erleben, daß die Perestroika in der »Rasruha«, der Zerrüttung und dem Zusammenbruch der Sowjetunion und des realen Sozialismus in Europa endete.

Die besondere Aufmerksamkeit Jupps galt Fragen der Arbeiterklasse. Er war zutiefst von ihrer durch Marx aufgedeckten geschichtlichen Rolle überzeugt. Realitätsferne Romantik war ihm allerdings fremd. Möglicherweise hat ihn davor auch die Tatsache bewahrt, daß er die Arbeiterklasse aus eigenem Erleben als Metallarbeiter und Shopsteward im Londoner Großbetrieb kannte. Jupp ging es bei seinen Beiträgen im Parteivorstand der DKP, in seinen wissenschaftlichen Arbeiten im IMSF, in seinen Veröffentlichungen in »Marxistische Blätter« um die konkrete Analyse der Kämpfe, der Veränderungen in der Struktur, der Arbeits- und Lebensweise, im Bewußtsein der Arbeiterklasse und die Schlußfolgerungen, die daraus gezogen werden müssen.

Durch die Erfahrung geprägt, daß das Gegeneinander von Kommunisten und Sozialdemokraten ein wesentlicher Grund dafür war, daß 1933 die Errichtung der faschisti-

schen Terrorherrschaft nicht verhindert werden konnte, war Jupp ein leidenschaftlicher Propagandist der Aktionseinheit der Arbeiterklasse. Zugleich hat er nicht wenig zu Fragen der Bündnispolitik der Partei beigetragen. Das gilt besonders für die Analyse der Rolle der Intelligenz unter den Bedingungen der wissenschaftlich-technischen Revolution und die Schlußfolgerungen, die sich daraus für die Politik der kommunistischen Partei ergeben. Jupp hat, früher als andere, die Bedeutung der neuen sozialen Bewegungen erkannt und uns auf die Mitarbeit in diesen Bewegungen gedrängt. Das gilt auch für Wahlbündnisse.

Wenn vom Verhältnis von Prinzipienfestigkeit und Aufgeschlossenheit für neue Entwicklungen bei Jupp die Rede ist, dann betrifft das auch die Parteifrage. Dazu hat er nicht wenig geschrieben und gesprochen. Auch seine letzten Arbeiten, die gemeinsam mit Günter Judick und Kurt Steinhaus herausgegebenen und mit einer ausführlichen Einleitung versehenen Dokumentenbände zur Nachkriegsgeschichte der KPD sowie der Aufsatz zum leninschen Parteiverständnis in »Marxistische Blätter« galten dieser Thematik. Insbesondere in diesem Aufsatz betonte er, von Lenin ausgehend, die Notwendigkeit des konkret-historischen Herangehens an die Parteifrage, eine Herangehensweise, die gerade heute, angesichts der tiefsten Krise in der Geschichte der kommunistischen Bewegung, unerläßlich ist.

Meine Bekanntschaft mit Jupp hat Mitte der sechziger Jahre, auf einer Beratung der

KPD zu Fragen der ideologischen Arbeit begonnen. Jupp war damals der für diesen Bereich verantwortliche Genosse in der Parteiführung, ich im Bezirk Bremen/Niedersachsen-Nordwest. Jupp hat referiert und mich sofort durch sein Wissen, die Sachlichkeit, die Logik der Argumentation in seinen Bann gezogen. Bald darauf konnte ich ihn durch die gemeinsame Teilnahme an einem Parteitag der KP-Großbritanniens näher kennenlernen, und seit der Konstituierung der DKP haben wir ständig eng zusammengearbeitet. Jupp ist dabei für mich zum Lehrer geworden, zum unentbehrlichen Ratgeber, der mir stets mit seinem Wissen und seiner Erfahrung helfend zur Seite stand.

Zu Jupps herausragenden Eigenschaften gehörten seine Bescheidenheit, seine menschliche Güte und Toleranz. Seine politische Position vertrat er mit Konsequenz, versuchte sie aber nie kraft seiner Funktion, sondern immer durch Argumente und Überzeugung zum Tragen zu bringen. Anderen Meinungen brachte er Verständnis entgegen, er konnte zuhören, war nicht nur Lehrer, sondern auch bereit, von anderen zu lernen. In seinen Genossinnen und Genossen sah er stets Gleichgesinnte, die wie er bereit waren, selbstlos für die gemeinsame Sache zu wirken. Der auf dem Hintergrund der Krise des realen Sozialismus und der kommunistischen Bewegung Ende der achtziger Jahre in der DKP aufbrechende scharfe innerparteiliche Streit mußte ihn darum besonders belasten.

Jupp, der uns immer wieder gemahnt hat,



Internationale Konferenz der »Marxistischen Blätter« im Mai 1968 im Frankfurter Volksbildungsheim. Von l. J.H. von Heiseler, Valeria Benke (Ungarn), J.S., R. Steigerwald, L. Maier (DWI, Berlin), H. Jung

den Böden der Realitäten nicht zu verlassen, von ihnen auszugehen, um sie verändern zu können, der politische Entwicklungen in der Regel so nüchtern und realistisch zu analysieren verstand, wollte die Realität der Spaltung der DKP auch dann noch nicht wahrhaben, als sie mit der Organisierung der »Strömung« außerhalb der Parteistrukturen praktisch bereits vollzogen war. In einer unter seiner Leitung gebildeten Kommission, der führende Genossinnen und Genossen der beiden sich gegenüberstehenden Parteiflügel angehörten, hat er noch einmal seine große Autorität, über die er in der Partei verfügte, in die Waagschale geworfen, um das, was nicht mehr zusammenzuhalten war, dennoch beieinanderzuhalten. Die Kommission scheiterte, und im Nachhinein kann man sagen, sie mußte scheitern, denn es ging vorrangig weder um zu überbrückende taktische Differenzen, noch um Animositäten oder Ambitionen, die bei den einen oder anderen sicher eine Rolle spielten. Kern der Auseinandersetzungen war die Parteifrage. Wollte der eine Flügel, zu dem auch ich gehörte, am Konzept der einheitlichen, revolutionären Partei der Arbeiterklasse festhalten, und auf dieser Basis (aus heutiger Sicht damals sicher noch zu zögerlich) Lehren aus der Krise der kommunistischen Bewegung und den veränderten Kampfbedingungen für die Erneuerung der Partei ziehen, so ging es dem anderen Flügel dem Wesen der Sache nach um eine Erneuerung, mit der an die Stelle eines solchen Konzepts der kommunistischen Partei ein neues Parteikonzept

gesetzt werden sollte, eine in politische Strömungen geteilte Reformpartei. Diese unterschiedlichen Parteikonzepte waren nicht in einer gemeinsamen Partei zusammenzuhalten.

Möglicherweise hätten bei einem früheren Auseinandergehen sogar die besonderen Schärfen in der Endphase der Parteiauseinandersetzung vermieden und damit günstigere Bedingungen für die weitere Zusammenarbeit auf den Feldern geschaffen werden können, auf denen nach wie vor ein großes Maß an Übereinstimmung bestand. Vielleicht hätten sich unter diesen Bedingungen auch nicht so viele ehemalige DKP-Mitglieder, von der Härte des innerparteilichen Streits abgestoßen, ganz aus der politischen Arbeit zurückgezogen. Ob eine frühere Trennung mit weniger zerschlagenem politischen Porzellan möglich gewesen wäre, muß allerdings auch heute eine offene Frage bleiben, ging es doch beiden Parteiflügel darum, die Mehrheit der Partei für ihre Position zu gewinnen. Erst als diese Auseinandersetzung eindeutig entschieden war, hat der unterlegene Parteiflügel daraus die Konsequenz der Trennung gezogen. Was bei Eheleuten (allerdings auch nur selten!) möglich ist, sich zu trennen, wenn es keine gemeinsame Grundlage mehr für eine Ehegemeinschaft gibt, und dennoch freundschaftlich verbunden zu bleiben, scheint bei einer politischen Partei kaum machbar zu sein.

Die Enttäuschung über das Mißlingen seiner Bemühungen um den Zusammenhalt der Partei hat Jupp nicht verwunden. Er hat die

DKP verlassen und ist Mitglied der PDS geworden. Ein gewichtiger Grund dafür war aber wohl auch sein Traum von der Zusammenführung aller Linken. Offensichtlich hoffte er, daß die PDS ein Schritt dazu sein könnte. Auch hier hat er die Realitäten verkannt.

Ich mache kein Hehl daraus, daß ich zu denen gehöre, die den Austritt Jupp Schleifsteins aus der DKP zutiefst bedauern und angesichts des von ihm zurückgelegten Lebensweges auch kaum verstehen können. An meiner Wertschätzung Jupps ändert es nichts. Jupp hat als Sozialist gelebt und gekämpft, und er ist als überzeugter Sozialist gestorben.

Jupp Schleifsteins Tod fällt in die Zeit der tiefsten Niederlage der revolutionären Arbeiterbewegung. Aber aus Niederlagen können auch Siege werden, wie Karl Liebknecht kurz vor seinem Tode sagte. Das kann dann der Fall sein, wenn die Ursachen der Niederlage kritisch aufgearbeitet und gründliche Schlußfolgerungen für die Strategie der revolutionären Bewegung und die Gestaltung zukünftiger sozialistischer Gesellschaften gezogen werden. Eine gewaltige Aufgabe! Dabei wird uns Jupp mit seinem Wissen und seinen Erfahrungen fehlen. Diese Aufgabe dennoch anzupacken, darin sehe ich unsere Pflicht gegenüber Jupp Schleifstein und den Generationen von Sozialisten, die vor uns gelebt und ihr Bestes für die beste Sache der Welt gegeben haben.



In der 2. Reihe J.S., links neben ihm Luitwin Bies

Günter Judick

Vom Versuch, Parteigeschichte zu schreiben



Gratulation zum 65. Geburtstag: Willi Gerns übergibt ein J.S. gewidmetes Buch

Nach seinem Ausscheiden aus der Leitung des IMSF wurde unter der Leitung von Josef Schleifstein eine Arbeitsgruppe der DKP gebildet mit der Aufgabe, eine Geschichte der Kommunisten in den Westzonen und der BRD zu erarbeiten. Nach Beratungen mit einem größeren Kreis von Historikern, die der DKP angehörten, über die Konzeption einer solchen Arbeit, bei denen überlegt wurde, ob ein größeres Autorenkollektiv mit Einzelbeiträgen zu bestimmten Problemen oder Zeitabschnitten die Aufgabe besser bewältigen würde oder ob ein Einzelautor zweckmäßig wäre, wurden schließlich die Erarbeitung drei Autoren übertragen: Josef Schleifstein, Günter Judick und – etwas später dazustößend – Ulrich Konetzka. Zunächst wurde das Ziel gesteckt, eine Geschichte der KPD 1945 – 1968 zu schreiben, der später dann eine Geschichte der DKP folgen sollte. Damit sollte einerseits die Kontinuität der Kommunistischen Partei unterstrichen, andererseits aber auch ein Neuanfang mit der DKP betont werden.

Die räumliche Entfernung verlangte ein weitgehend selbständiges Arbeiten der Autoren. Jeder übernahm einen Zeitabschnitt, wobei Jupp Schleifstein die Arbeit der Kommunisten in den Jahren bis 1953 erforschte, ich für die folgenden zehn Jahre zuständig war und Ulrich Konetzka für den Zeitraum 1963 bis 1968. In festen Abständen kamen

wir zusammen, um Ergebnisse auszutauschen und Textentwürfe zu diskutieren. Bald zeigte es sich, daß das Vorhaben nicht in kurzer Zeit zu verwirklichen war. Zwar hatten wir alle drei als Funktionäre der Partei auf verschiedenen Ebenen an der Arbeit der KPD teilgenommen, brachten Kenntnisse über Aktionen und Personen mit, waren uns auch bestimmter Einschnitte und Veränderungen in der Politik der Partei bewußt, doch insgesamt war die Quellenlage schwierig.

Die DKP selbst verfügte über keinerlei Archiv zur Geschichte der KPD. Die Partei, die seit 1951 unter Verbotsdrohung stand, hatte alle ihre Unterlagen, um sie dem Zugriff bundesdeutscher Machtorgane zu entziehen, in die DDR ausgelagert. Dort waren sie aber nicht in den öffentlich zugänglichen Archiven, sondern in einem verschlossenen, nicht archivarisches aufbereiteten Sonderbestand. Diesen weitgehend ungeordneten Bestand konnten wir zwar in Berlin bei kurzen Aufenthalten einsehen, jedoch fehlten hier z. B. Personalunterlagen. Große Teile dieses Bestandes, vor allem die über die Jahre nach dem Parteiverbot, waren weitgehend verschlüsselt und nur den Insidern verständlich.

Außerdem wollten wir keine Dokumentengeschichte schreiben, sondern die Partei im Wirken an der Basis, im Betrieb, in der Gewerkschaft, in den Bewegungen und in ihrer Parlamentsarbeit darstellen. Das war

nur möglich, wenn es gelang, aktive Parteimitglieder aus jenen Jahren zu gewinnen und anschaulich die Basisarbeit der Partei zu schildern. Dabei machten wir zunächst die Erfahrung, daß vor allem die älteren Kommunisten viel eher bereit waren, über die Weimarer Republik bzw. den antifaschistischen Widerstand zu reden, als etwa über ihre Rolle in den schweren Anfangsjahren der Nachkriegszeit. Dennoch kamen im Ergebnis eine Reihe interessanter Berichte zusammen, die ein Bild des vielseitigen Kampfes des Kommunisten gegen die Spaltungspolitik Adenauers, gegen die Remilitarisierung und gegen das Parteiverbot sichtbar machten. Selbstverständlich erlebten wir auch, daß solche Erinnerungen, was Zeit und Ort angeht, oft ungenau sind, manches optimistisch verklärt ist und einer historischen Einordnung bedarf.

So schwierig die Quellenlage war, sie war nicht das Hauptproblem, woran die gestellte Aufgabe letztlich scheiterte. Jupp machte schon bei den ersten Besprechungen deutlich, daß bei aller Parteilichkeit und Verbundenheit mit der Politik unserer Partei kein Weg daran vorbeiführen könne zu erforschen, wo die Ursachen für den anhaltenden Rückgang des Einflusses der KPD in den Westzonen lagen. Sicher hatten wir keine Schwierigkeiten, die zahllosen kleinen und großen, offenen und versteckten antikommunistischen Aktionen zunächst der westlichen Militärregierungen, später der Adenauer-Regierung und ihres Unterdrückungsapparates zu schildern. Offen sichtbar waren auch die günstigen ökonomischen Bedingungen der Bundesrepublik im Vergleich zur DDR, die dem Kapital der Bundesrepublik integrierende Zugeständnisse gegenüber der Arbeiterschaft ermöglichten, sozialpartnerschaftliches Denken statt Klassenkampf förderten. Doch erklärten weder die Maßnahmen der Staatsmacht noch die objektiven Bedingungen den Unterschied zwischen der großen Autorität, die kommunistische Persönlichkeiten im Betrieb, in der Kommunalpolitik und in Vereinen besaßen, und dem gleichzeitigen Rückgang der Partei im Masseneinfluß, bei den Wahlen und den Mitgliederzahlen. Selbstkritische Einschätzungen der eigenen Politik aber waren in den Dokumenten nur selten zu finden.

Sicher, es gab sie auch, z.B. 1954 in der Frage der Gewerkschaftspolitik – These 37 des Parteitages 1951 – und in der Korrektur der Losung vom revolutionären Sturz des Adenauer-Regimes, die im Programm zur nationalen Wiedervereinigung 1952 verkündet und 1956 als falsch erklärt wurde. Aber woher kam diese falsche Orientierung, war sie doch nicht in der Programmkommission entstanden. Und wie lange wirkten falsche Einschätzungen über die ökonomischen Möglichkeiten des deutschen Großkapitals nach? In jedem Zeitabschnitt gab es solche Fragen und verlangten Antworten.

Eines der, wenn nicht das Hauptproblem blieb die Beantwortung der Frage, wieweit

die Politik der KPD von ihr selbst entwickelt bzw. von der SED vorgegeben wurde. Auch nach der Bildung des Parteivorstandes der KPD 1948 fühlten sich die Kommunisten der Westzonen als Teil der gesamtdeutschen revolutionären Partei. Bis 1968 war das programmatische Ziel der KPD die Wiederherstellung der deutschen Einheit auf antifaschistisch-demokratischer Grundlage. Die Autorität der SED mußte nicht verordnet werden, sie ergab sich aus ihrer Rolle als machtausübender Partei mit ihren großen Möglichkeiten, in denen die Kommunisten die Basis auch für ihren Kampf in Westdeutschland sahen. Daß grundlegende Fehleinschätzungen über das Kräfteverhältnis zwischen den Systemen sich dabei negativ auf die Strategie der KPD auswirken könnten, wurde verdrängt. Wie groß die Autorität der SED-Führung in der KPD-Mitgliedschaft war, zeigte sich z. B. auf dem Hamburger Parteitag 1954 bei der Korrektur von Fehlern in der Gewerkschaftspolitik, die in der Diskussion auf Widerstand stieß. Erst als der Vertreter der SED, Hermann Matern, dazu gesprochen hatte, wurde die Korrektur beschlossen. Dieser Einfluß und diese Autorität wuchs unter den Bedingungen der Illegalität, als die Parteiführung die Arbeit von der DDR aus lenkte.

Eine Beantwortung all der Fragen, die damit aufgeworfen wurden, verlangte offene Konsultationen und Absprachen mit der SED und den Parteihistorikern der DDR. Die arbeiteten ebenfalls an einer neuen Parteigeschichte, von der jedoch nur der erste Band erschien, während alle anderen Bände zwar im Entwurf vorlagen, aber von der SED-Führung nicht bestätigt wurden. Umso unverbindlicher waren die Konsultationen, umso weniger gab es Antworten auf offene Fragen, die wir stellten, um eine vertretbare Darstellung des Wechselverhältnisses zwischen SED und KPD zu bekommen. In der zweiten Hälfte der achtziger Jahre wurde die Diskussionsmöglichkeit vor dem Hintergrund der Entwicklungen in der Sowjetunion noch schwieriger.

Besonders schwierig war, wie schon angedeutet, die Klärung von personalpolitischen Vorgängen. 1951 waren fast alle KPD-Funktionäre aus der Westemigration aus allen Funktionen abgelöst worden, darunter auch Jupp Schleifstein. Einige waren in der DDR unter falschen Beschuldigungen verhaftet und verfolgt worden, darunter so bekannte Kommunisten wie Kurt Müller, Fritz Sperling, Erich Jungmann, Alfred Drögemöller und Ewald Kaiser. Aus der Parteigeschichte der KPD waren sie nicht auszulöschen. Aber alle Versuche genauere Informationen darüber zu bekommen, waren vergeblich, obwohl die Autoren in dieser Frage die Unterstützung der Parteiführung der DKP besaßen.

So schloß das Projekt Geschichte der Kommunisten der Westzonen schließlich ein, obwohl viel Vorarbeit geleistet und manche gute Diskussion darüber geführt

Josef Schleifstein

Wie die Partei retten?

Mein Brief ist der Versuch eines Appells in letzter Minute, wahrscheinlich schon viel zu spät: Wenn wir uns politisch und programmatisch nicht einigen können, dann werden wir einen ernsthaften, auch für erwachsene, politisch denkende Menschen außerhalb unserer Reihen einsehbaren Grund zur Spaltung haben; aber vor der Diskussion der beiden Entwürfe in der ganzen Partei wäre der Bruch ein Stück absurden Theaters, und zwar in den Augen der gesamten Linken (siehe die Konfliktbewältigung bei den Grünen, deren Potential an Infantilität ja gewiß nicht zu unterschätzen ist). Daher mein Vorschlag einer Vermittlungskommission, die den Versuch unternimmt, einen praktischen Vorschlag für den Diskussionsprozeß der beiden Dokumentenentwürfe und die Durchführung des außerordentlichen Parteitags in den ersten Monaten des kommenden Jahres auszuarbeiten. Dieser Vermittlungskommission könnten evtl. Herbert Mies, Ellen Weber u. Kurt Bachmann; Rudi Maurer, Doris Fisch u. Heike Fleßner; Wolfgang Gehrke, Peter Tanzmeier u. Jörg Hennecke angehören (aber natürlich auch ganz andere, das kann ich schwer beurteilen). Auf jeden Fall müßten sie Mehrheit, Minderheit und Mitte repräsentieren. Der Kompromiß müßte folgende Punkte enthalten: a) Aufhebung des Beschlusses über die Abwahl von Radow u. Stürmann aus dem Präsidium und Wahl von Vertretern der Minderheit in Präsidium u. Sekretariat, gemäß dem Parteitagsbeschuß (hess. Antrag); b) Erklärung (Aufruf) der Minderheitsmitglieder des PV, in der sie zur Beendigung der Strömungstreffen und zur

Fortführung der Diskussion im Rahmen der Gesamtpartei aufrufen; c) gemeinsame Vereinbarung über die Art und Weise, wie der Diskussionsprozeß zu den beiden Grunddokumenten zwischen September und dem außerordentlichen Parteitag im nächsten Jahr geführt werden sollte (er müßte sicher um drei, vier Monate hinausgeschoben werden, denn die Zeit ab September ist schon wieder sehr kurz); d) Wahl einer aus allen Richtungen des PV zusammengesetzten Kommission, die sichert, daß die Meinungsrichtungen in den Organen der Partei gleichberechtigt zu Wort kommen und überall ihre Auffassungen vertreten können; e) sofortige Schaffung eines inneren Parteiinformationsorgans, das alle Mitglieder erhalten, und das in den Monaten vor dem Parteitag ausschließlich (oder fast ausschließlich) der Diskussion der beiden Hauptdokumente dient u. die UZ (weitgehend) von der innerparteilichen Nabelschau befreit, die jede Zeitung als Zeitung zugrunde richten muß...

(Brief an den DKP-Vorsitzenden Herbert Mies v. 20.6.1989 – Auszug; Herbert Mies antwortete in einem Brief v. 3.8.1989. Die auf der 6. Parteivorstandstagung (1989) beschlossene »Kommission zur Klärung strittiger Fragen« gab durch Josef Schleifstein auf der 7. PV-Tagung am 26.8.1989 einen Abschlußbericht, mit dem sie ihre Arbeit als beendet und faktisch gescheitert erklärte.)

wurde. Die Zusammenkünfte mit Jupp Schleifstein bei der Diskussion der Arbeitsergebnisse waren für mich immer eine Lehrstunde. Auch Jupp war nicht frei von selbstgestellten Tabus, wir wollten keinen Konflikt mit der SED und anderen regierenden Bruderparteien. Wir akzeptierten den Grundsatz, sich nicht in die Angelegenheiten anderer Parteien einzumischen, sondern deren Selbsteinschätzung anzuerkennen. Wir wollten aber auch nicht Fragen ausweichen, die in unserer Partei diskutiert wurden und auf die eine wachsende Zahl von Genossen Antwort verlangte. Wir wollten parteilich sein – aber dazu gehörte eben auch das Aufzeigen der eigenen Schwächen, Irrtümer und Fehler. Gerade Jupp Schleifstein zeigte uns in vielen Einzelpunkten, wie notwendig es war, als Historiker starre Dogmen zu ver-

meiden, nach Ursachen zu fragen, sich vor absoluten Einschätzungen zu hüten, Schwarz-Weiß-Bilder zu relativieren.

Als auf dem Höhepunkt der innerparteilichen Auseinandersetzung in der DKP der Bedarf nach Quellen zur Parteigeschichte offensichtlich wurde, fand der Vorschlag von Kurt Steinhaus auch die Zustimmung von Jupp Schleifstein, schnell einen Sammelband mit Dokumenten mit einer knappen Einleitung herauszugeben. Seine Ratschläge und Hinweise bei der Herausgabe der Dokumentenbände beeinflussten besonders die Einleitung, zu der Jupp vieles beisteuerte, auch hier ganz im Sinne der oben genannten Kriterien.

Heike Fleßner

Ein Brief von Jupp Schleifstein



Auf dem DKP-Parteitag in Düsseldorf 1971: Gespräch mit Herbert Mies, damals stellvertr. DKP-Vorsitzender, r. hinten Josef Mayer

Mitte Dezember 1989 hatte ich meinen Austritt aus der DKP erklärt und darüber die Presse und mir nahestehende Menschen informiert. Zu ihnen gehörte Jupp Schleifstein, den ich natürlich aus dem IMSF-Zusammenhang kannte, vor allem aber während meiner kurzen Zugehörigkeit zum Parteivorstand – in der Phase des Aufbrechens der versteinerten Formen und des Aufscheitens des Zerfalls – schätzen gelernt hatte: Mir war das Erscheinungsbild des zarten alten Mannes, dem das Fragen und das Nachdenken, aber auch das kritische Zuhören ins Gesicht geschrieben standen, mir war der kluge, die Kompliziertheit der Probleme und die Auseinandersetzung darüber niemals scheuende Intellektuelle geradezu ein symbolischer Gegentyp zur geistig-politischen Vierschrötigkeit, die an diesem Ort vorherrschte und sich von dort aus behauptete.

Jupp reagierte umgehend auf meinen Brief. Ja, er hatte Verständnis für meinen Schritt, bezweifelte aber, ob er – zumindest vom Zeitpunkt her – richtig sei. Seine Begründung (ich fasse sie in meine Worte): Mit den Austritten gingen Orientierungs-

möglichkeiten für manche in der Partei noch verbliebene GenossInnen verloren. Dieser Gedanke war mir jedoch inzwischen gründlich abhanden gekommen. Wer wollte, mußte – endlich – seinen eigenen Kopf gebrauchen.

Aber um diesen Gedanken ging es nur am Rande in dem Brief. Vielmehr ergriff Jupp die Gelegenheit, Bilanz zu ziehen: angesichts des rasant offenbar werdenden Bankrotts des Staatssozialismus, so wie er sich zur Jahreswende 1989/90 schon längst nicht mehr nur für die DDR abzeichnete, aber wohl auch angesichts der quälenden Erfahrungen mit dem Versuch, die DKP zu demokratisieren. Seine Bilanz konnte schärfer nicht ausfallen: Idee und Praxis des Kommunismus hätten ihre tiefste Niederlage erlitten. Diese Katastrophe sei allein das Werk der Kommunisten selber. Erforderlich sei die »radikale, tiefe Aufarbeitung der gesamten Geschichte der letzten 70 Jahre, vor allem unserer eigenen«, also der deutschen Kommunisten, der Kommunisten in der DKP und – so formuliere ich sicher in seinem Sinne fort – der Geschichte jeder und jedes einzelnen in dieser Partei. Gleichzeitig

bestand Jupp auch in dieser Situation auf der Notwendigkeit der Erneuerung: Die Idee des Sozialismus als mögliche und humanistische Alternative zum Kapitalismus dürfe nicht aufgegeben werden, weil das erste »Modell« gescheitert sei – »im Interesse der gewaltigen Mehrheit der Menschen in den Entwicklungsländern, der Menschen in den kapitalistischen Ländern, selbst in den höchstentwickelten...« Und er hatte zu diesem Zeitpunkt nicht nur die Kraft, sich vorzustellen, daß solche Erneuerung für die Bundesrepublik in der Neugründung einer linkssozialistischen Partei möglich sein könne, sondern hatte auch bereits praktische Sondierungen auf den Weg gebracht. Allerdings würden die deutschen Parteikommunisten in einer solche Entwicklung keine nennenswerte Rolle zu spielen haben. Für Jupp, dem in den unsäglichen Parteiauseinandersetzungen zeitweise die un gute Rolle des ehrlichen Maklers zugefallen war, stand fest, »daß die Partei nicht mehr in der Lage sein würde, sich selbst aus dem Sumpf zu ziehen und aus eigener Kraft eine tiefgehende Erneuerung (ohne Ausgrenzung) zu vollziehen«.

Mich traf Jups Brief zwar zu einem Zeitpunkt, zu dem die Erschütterung über das eigene Versagen sich erst in den äußeren Schichten meines Selbst eingestiet hatte. Dennoch war mir klar, daß – auch bei rigorem mea culpa als Eingangsticket – ich zu der angestrebten linken Sammlungsbeziehung nicht würde gehören können. Und zwar nicht, weil ich eine aus der Gruppe derer gewesen wäre, die, wie Joachim Bischoff mutmaßt, nicht über den eigenen ideologischen Schatten springen wollten. Sondern weil ich eine von denen war, die sich überhaupt erst einmal selber wieder auf die Spur kommen mußten – genau in dem von Jupp Schleifstein eingeforderten Sinne der Aufarbeitung der Geschichte auch als Geschichte von uns selber, den handelnden, behandelnden und behandelten Subjekten.

Jups Brief liegt fast auf den Tag drei Jahre zurück. Eine Anmerkung von heute aus: Wenn das Private politisch ist – und diese These der Feministinnen ist ja auch einer der Grundbestände sozialistischer Theorie, allerdings in deren herrschenden Praxisformen auf krude Weise verkümmert und zum Instrument der Entfremdung der Menschen von sich selbst verkommen – , wenn dies also so ist (ich jedenfalls bezweifle es nicht), dann gilt in gleicher Weise das Umgekehrte und zeigt seine Wirkung: Das Politische ist in der Tat auch privat. Die bis heute andauernde Unfähigkeit von linken Frauen und Männern (ich sage nicht »der« Linken), einen wirksamen öffentlichen Ort gemeinsamen politischen Handelns zu konstituieren, ist – so vermute ich und schließe dabei möglicherweise ganz unzulässig schnell von meiner Erfahrung auf die anderer Menschen – auch Resultat der unbewältigten Komplexität dieser schlichten Erkenntnis:

Josef Schleifstein

Linkssozialistische Option 1990

Wir stehen, ganz anders als wir es noch 1986 und danach angenommen haben, nicht im Aufbruch. Und – hier unterscheide ich mich auch von vielen unserer Freunde – der Aufbruch, die Erneuerung kann, soweit die politische Arbeiterbewegung bei uns in Betracht kommt, ja darf auch nicht mehr von uns, oder doch nicht beschränkt auf uns oder hauptsächlich von uns, ausgehen. In dieser tiefen historischen Krise gibt es für einen Neubeginn – ähnlich wie 1945, aber mit einer ganz anderen, in vielem entgegengesetzten Kräftekonstellation – eine echte Chance. Da ist die Tatsache, daß durch den Zusammenbruch des stalinistischen Modells einerseits, durch die Hoffnungen auf Demokratisierungs- und Entstalinisierungsprozesse andererseits, die wichtigsten trennenden Meinungsverschiedenheiten, politischen und theoretischen Gegensätze zwischen Linkssozialisten und Kommunisten sich durch die geschichtliche Entwicklung selbst überlebt haben.

Die Trennungslinie zwischen Linkssozialisten und Kommunisten (bei uns, aber auch in anderen Ländern) verlief vor allem an der Stellung zu den sozialistischen Ländern, zur geschichtlichen Erbschaft der Stalin-Periode, zur Geschichte der kommunistischen Bewegung, zum Problem der Demokratie im Sozialismus: absolute Identifizierung oder kritische Solidarität, demokratische oder undemokratische Verhältnisse in den sozialistischen Ländern, bürokratisch-administrativer Sozialismus oder nicht; 1968: Unterdrückung des sozialistischen Reformprozesses oder »Rettung« des realen Sozialismus usw.usf.

Wen immer wir auf linkssozialistischer Seite nehmen (parteilose Sozialisten, die Genossen von den Demokratischen Sozialisten, linke sozialistische Gewerkschafter, manche der Genossen von Sost, linke Sozialdemokraten wie Detlef Albers und seine Zeitschrift, sicher auch sozialistisch-ökologische Leute bei den Grünen) – das waren die Hauptdifferenzen. Aber: wir haben inzwischen längst ihre Auffassungen als richtig (im Kern der Dinge) akzeptieren müssen und unsere als falsch, als unkritisch, als beschönigend, als realitätsfremd, als Mithilfe bei der Verschleierung der realen, die sozialistische Entwicklung deformierenden Tatsachen. Nahezu in allen anderen politischen und theoretisch-ideologischen Problemen unserer Zeit und unserer Gesellschaft stehen wir uns seit geraumer Zeit sehr nahe, sind die Meinungsunterschiede – das Meinungsspektrum nichtsektiererischer marxistischer Parteien muß heute sowieso breit

und weit gespannt sein – gering (auf jeden Fall für politische, nicht in Sektenkategorien denkende Menschen, die ja darauf hoffen und hinarbeiten müssen, einmal wirklich Massen zu beeinflussen), auf jeden Fall so gering, daß sie verschiedene Parteibildungen geradezu ausschließen müßten.

Ich nenne nur: Frieden, Antimonopolismus und Antikapitalismus; Orientierung auf Arbeiterklasse und Gewerkschaften; Engagement für soziale Interessen der arbeitenden Bevölkerung; Frauenemanzipation; Ökologie; antiimperialistische Solidarität und aktive Unterstützung der Forderungen der Entwicklungsländer in den internationalen Institutionen; kritische Solidarität mit der SU, der Perestroika und den sozialistischen Kräften in den Ländern des Warschauer Paktes; Unterstützung einer eigenständigen demokratisch-sozialistischen Entwicklung der DDR und Kampf gegen alle Großdeutschland-Bestrebungen; Verbreiterung und Vertiefung aller Demokratisierungsprozesse und demokratischen Bürgerbewegungen in der BRD usw. usf. Auf allen diesen Feldern ließe sich wahrscheinlich relativ leicht Übereinstimmung erzielen. Dasselbe gilt wohl auch für das Verständnis und Selbstverständnis einer solchen Partei als sozialistisch und marxistisch, wobei dies unter den gegenwärtigen Bedingungen in einem längeren Diskussionsprozeß neu zu bestimmen wäre, allerdings so offen, daß dies kein Hindernis für einen parteipolitischen Neubeginn wäre. Das Hauptfeld der geschichtlich jetzt überlebten Differenzen – Stellung zum »realen Sozialismus« und Beurteilung der Vergangenheit – ist aber zugleich das Feld unserer Fehler, unserer Erblast, unserer Diskreditierung, unseres Verlustes an Glaubwürdigkeit. Daraus folgere ich, daß eine marxistische, eine sozialistisch-kommunistische Erneuerung in der Bundesrepublik nicht allein Sache der DKP sein kann und sein darf, und daß die Initiative dazu von den parteilosen Linkssozialisten, Gewerkschaftern, Intellektuellen ausgehen sollte, die dazu bereit wären.

Zu diesem Schluß führt mich auch die gesamte innerparteiliche Entwicklung seit dem Parteitag im Januar des vergangenen Jahres 1989. Mit dem Scheitern der Konfliktkommission war – im Rückblick – klar, daß die Partei nicht mehr in der Lage sein würde, sich selbst aus dem Sumpf zu ziehen und aus eigener Kraft eine tiefgehende Erneuerung (ohne Ausgrenzung) zu vollziehen. Das ist – noch verschärft – die gegenwärtige Situation.

Der Appell zur »Neuformierung« ist einer

zur Alt-, ja Uraltformierung. (Ein menschlich nahestehender Genosse hatte mich telefonisch gebeten, zu unterzeichnen, was ich selbstverständlich ablehnen mußte.) Die emotionalen Gräben und Klüfte sind so tief, die Unfähigkeit zu rationalen Kompromissen so groß, das Maß an Intoleranz so erschreckend, daß die Rettung im Sinne einer erneuerten und zeitgemäßen parteipolitischen Organisation von innen her nahezu unmöglich geworden ist. Das ist übrigens meine Meinung zu beiden Hauptströmungen. Auch bei den »Erneuerern« sehe ich nicht nur viel Konfuses und Diffuses, sondern auch viele heute längst überlebte »Besonderungen«, missionarisch-avantgardistische Selbstüberhebung der eigenen Gruppierung, Richtung, Person; viel Unfähigkeit, über den eigenen Schatten zu springen. Ich bin fest davon überzeugt, daß – wenn es überhaupt eine Rettung gibt – sie nur von außen kommen kann, von Genossen und Genossinnen, die durch den innerparteilichen Krach und die Spaltung nicht belastet sind (oder doch nicht in dieser emotionalen Art belastet sind). Nur sie könnten m.E. die Auseinandersetzungen der beiden »Richtungen« der DKP in einer künftigen Partei (oder parteiartigen Organisation) neutralisieren und Emotionen in einem Maß abbauen, daß rationaler Umgang und rationale Kompromisse erreichbar und praktisches Wirken überhaupt wieder möglich wird...

Der Weg zu einer solchen mir vorschwebenden Initiative ist natürlich sehr kompliziert, die Möglichkeiten der Realisierung sehr ungewiß... Voraussetzung ist natürlich a), daß die Beteiligten eine marxistische Partei links von der SPD und auch links von den Grünen (im Sinne des prinzipiellen Antikapitalismus: mein philosophisch-historischer Einwand gegen die Grünen lautet: der sozialistische Humanismus schließt den ökologischen Humanismus ein, der ökologische aber nicht den sozialistischen) für unabdingbar halten; b) daß sie nicht eine reine Intellektuellenpartei wollen, daß unbedingt (und fast als Vorbedingung) die Entschlossenheit besteht, Arbeiter, Angestellte, Gewerkschafter sowohl der DKP als auch von linkssozialistischer Seite in den Sammlungsprozeß maßgeblich einzubeziehen; daß man in der Lage ist, sich auf ein Aktionsprogramm und auf ein fundamental-demokratisches Statut (anti- und nichtstalinistische Organisationsgrundsätze) zu einigen. Vieles müßte bewußt künftiger Entwicklung überlassen werden...

(Auszug aus einem Brief an H. F. vom 3.1.1990)

Elisabeth Bessau

Erfahrungen der Kölner SDS-Studentin 1968

Meine erste Begegnung mit Josef Schleifstein muß kurz vor meinem letzten Examen, das heißt im Sommer oder Herbst 1968 stattgefunden haben. Seit langen Jahren war ich tätiges Mitglied des SDS in verantwortungsvollen Funktionen. Josef Schleifstein hielt auf Einladung unserer SDS-Gruppe in einem Hörsaal der Universität Köln einen Vortrag. Wir hatten uns schon vorher mit informierten Genossen über ihn ausgetauscht und wußten, daß er ein fähiger Historiker, Herausgeber von Mehring und eine zeitlang wohl auch Prorektor der Universität Leipzig war. Ferner war uns bekannt, daß er aus rassischen Gründen verfolgt und nach England emigriert war. Dagegen war uns unbekannt, ob er erst seit der Emigration oder schon vorher Kommunist geworden war.

Wir waren außerordentlich gespannt auf eine Persönlichkeit, die ausersehen war, die Leitung eines Instituts zu übernehmen, das Forschungsarbeit im Sinne einer am 22.9.1968 neu konstituierten kommunistischen Partei leisten sollte. Wir hatten damals in der BRD generell einen Mangel an kommunistischen oder auch marxistischen Wissenschaftlern auf Hochschulebene zu beklagen, von wenigen Universitäten abgesehen. Nordrhein-Westfalen war ganz besonders »schwarz«, so daß es nicht immer einfach war, qualitativ gute Redner für Hörsaalveranstaltungen oder für Landesseminare, deren Programmgestaltung mir durch lange Jahre oblag, zu finden. Mit Gästen aus der DDR, die selten genug kamen, hatten wir glücklicherweise immer gute Erfahrungen gemacht, so daß wir Enge und Dogmatismus, von denen heute so viel geredet wird, in keiner Weise befürchteten. Eher vermuteten wir, daß er sich in bezug auf eine professorale Herablassung, wie sie bis 1968 auch bei linken Wissenschaftlern aller Schattierungen durchaus vorherrschend war, im Unterschied zu einem freundschaftlichen Miteinander im Bemühen um dieselben Grundanliegen, wie es die marxistischen Studenten erwarteten, kaum von der Mehrheit der Professoren unterscheiden würde.

Schon an diesem ersten Abend konnten wir feststellen: Josef Schleifstein war fachlich so kompetent, wie wir es insgeheim erhofft hatten. Er war ein guter Redner, woran wir überhaupt nicht gedacht hatten. Und er war ein ungemein warmherziger Mensch, der in einem kollegialen Ton mit uns sprach und sein Gegenüber gelten ließ, auch wenn es ihm an kämpferischen Erfahrungen und

denkerischen Einsichten unterlegen war. Diese ersten Eindrücke sollten sich in den kommenden Jahren erhärten. Natürlich war das Thema, zu dem er sprach, ein politisches; denn wissenschaftlich-marxistische Arbeit vollzog sich damals in Köln nur in sehr kleinen Kreisen, sowohl in der Universität als auch in anderen Zusammenhängen außerhalb. Zu jeder politischen öffentlichen Veranstaltung des SDS erschienen die Gegner aus dem rechten und dem klerikal-konservativen Lager, unter denen es durchaus geschulte Diskutanten gab. Zu unserer Freude ging Josef Schleifstein mit dieser Art von Leuten, denen man unweigerlich auf vielen Ebenen begegnete, souverän und gewandt um. Wir brauchten bei ihm nicht die Peinlichkeit des Beleidigtseins zu befürchten, mit der der eine oder andere unserer Gäste in Wirklichkeit seine Unfähigkeit, mit Provokanten fertig zu werden, bekundet hatte.

Nach einer Veranstaltung war es bei uns im SDS üblich, sich mit dem Redner in eine Gastwirtschaft zu setzen, das heißt ein Redner kann eigentlich nach einem Vortrag, wo er sofort von Zuhörern umringt wird, keine Unterredung unter vier Augen führen. Nun hatte mich Kurt Bachmann im Sommer 1968 so nebenbei gefragt: »Willst Du für uns arbeiten?« Ich hatte mit »ja« geantwortet, doch mit keiner Silbe gefragt, welcher Art eine solche Arbeit sein könnte. Als Josef Schleifstein nun die große Flügeltür des Universitätshauptgebäudes nach außen hin durchschritt, löste er sich von der Schar der ihn Umgebenden und zog mich im Freien zur Seite: »Willst Du an unserem Forschungsinstitut mitarbeiten?« lautete seine knappe Frage. Wieder antwortete ich mit

Johannes Henrich von Heiseler

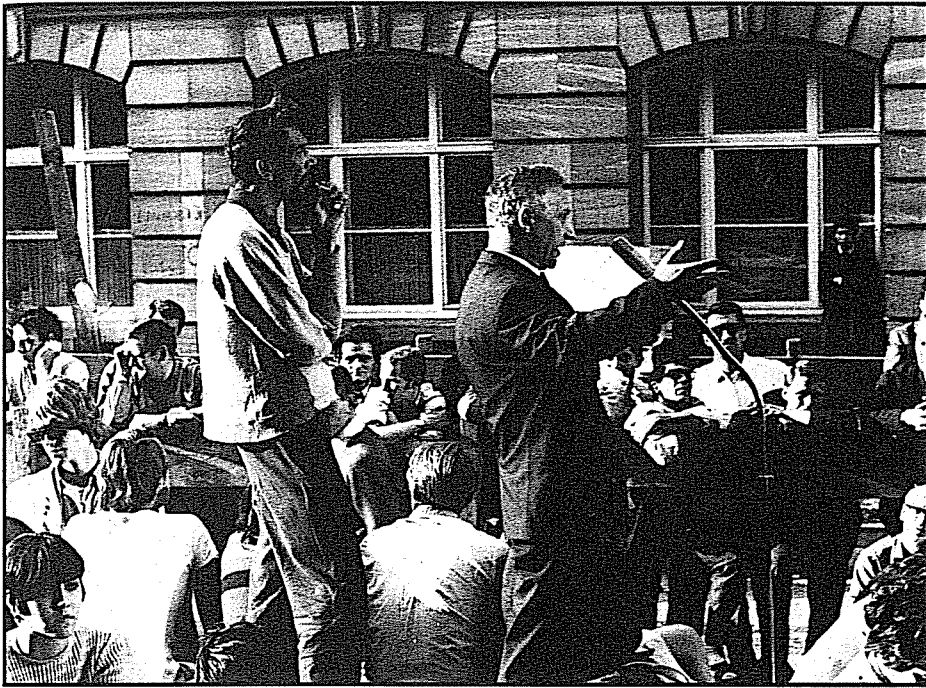
Erster Auftritt in Westdeutschland 1968

Kennengelernt hatte ich Josef Schleifstein in Berlin, es war im Jahre 1967. Ich war damals Forschungsassistent am Soziologischen Seminar in Göttingen und politisch

»ja«, ohne nach Einzelheiten zu forschen. Mir war klar, daß er diese Frage nur auf Grund einer Unterredung mit Kurt Bachmann stellen konnte, denn bis heute mußte ich für ihn ja eine Unbekannte gewesen sein. Mich überraschte nur, wie rasch und geschickt er eine wichtige Angelegenheit, von niemandem bemerkt, klären konnte.

Zur Charakterisierung von Josef Schleifstein sei noch angefügt, wie er sich ein Urteil über meine Eignung für die vorgesehene Arbeit bildete, wobei es ja um zweierlei ging: Hatte ich während meines Studiums auf einer bürgerlichen Universität auch die Fähigkeit zur kritischen Distanz gegenüber den Lehrinhalten erworben, das heißt gegenüber der bürgerlichen Ideologie? Und hatte ich zudem die Fähigkeit, die in der Überschau gewonnenen Einsichten in einer Sprache zu formulieren, die auch ein gewerkschaftlich engagierter Betriebsarbeiter verstand? Zunächst ließ mich Josef Schleifstein Zusammenfassungen und Beurteilungen dreier damals viel beachteter, aktueller volkswirtschaftlicher Werke schreiben. Darunter befand sich ein Werk von Galbraith, der einen fesselnden Stil schrieb und mit seiner Theorie von der »Konvergenz der Systeme« besonders verführerisch selbst auf intelligente Leute wirkte. Mit der Bewältigung dieser Aufgabe hatte ich wohl bewiesen, daß ich mich in kritischer Distanz zur bürgerlichen Ideologie befand. Danach arbeitete ich gleich vielen anderen an dem »Handbuch für Arbeiter und Angestellte« mit, wo ich das, womit ich mich gründlich in sozialpolitischen Seminaren an der Universität befaßt hatte, nun unter Stichworten, die Mitbestimmung und Betriebsverfassung betrafen, in eine einfache, klare Sprache zu prägen hatte. Dann erst begann meine eigentliche Mitarbeit am IMSF. Und natürlich wurde mir erst viel später klar, mit wieviel Menschenkenntnis Josef Schleifstein meine Eignung geprüft hatte. Menschenkenntnis wurde bei ihm aber immer aus einem warmen, vollen Herzen gewonnen.

im Göttinger Sozialistischen Deutschen Studentenbund tätig. Vermittelt hatten den Kontakt Göttinger Kommunisten, die freilich ihr anfängliches Mißtrauen, das sie mir



31. Mai 1968: J.S. spricht vor ausgesperrten Studentinnen und Studenten der Frankfurter Universität. Hinter ihm J.H. von Heiseler

gegenüber offenbar trotz der engen politischen Zusammenarbeit im Göttinger Anti-Notstandskomitee und in der Bildungsarbeit noch hatten, erst überwinden mußten.

Ich fuhr also nach Berlin, um Jupp dort zu treffen. Es war für mich eine überraschende Erfahrung. Jupp war ein hervorragender Gesprächspartner: Er war philosophiegeschichtlich ungeheuer gebildet, kannte die theoretischen und politischen Diskussions- und Streitfragen im SDS und unter den westdeutschen Intellektuellen, als habe er die letzten Jahre an einer westdeutschen Universität gelebt und war ein sehr aufmerksamer Zuhörer, der für ihn neue Überlegungen, Gesichtspunkte und Fakten sofort verarbeiten konnte. In diesem Moment hätte die KPD mir für meine Empfindung keinen besseren Repräsentanten bieten können.

Jupps erster großer öffentlicher Auftritt in der Bundesrepublik nach seinen langen Jahren, die er in der DDR verbracht hatte, war auf dem Campus der Frankfurter Universität. 1968 wurde im Zuge der Bewegung gegen die Notstandsgesetze von den Studenten die Frankfurter Universität besetzt. Man traf sich zu den laufenden Besprechungen in dem ebenfalls besetzten Rektoratszimmer.

Die Bewegung gegen die Notstandsgesetze erreichte ihren Höhepunkt im Frühjahr 1968. Die Frankfurter Universität wurde von den Studenten bestreikt. Auch hier, wie in den meisten andern Universitäten, geriet der SDS aus der Logik der Ereignisse heraus in eine politisch führende Rolle in der Studentenbewegung. Die Vollversammlungen des SDS fanden im Kolb-Heim statt, es war ein völlig überfüllter, verrauchter Raum, die Diskussionen waren spannend und zogen sich weit in die Nächte. Auch viele Nicht-Mitglieder kamen dorthin, beteiligten sich

an den Diskussionen, oft auch an den Abstimmungen. Die große Mehrheit auf diesen Versammlungen gehörte stimmungsmäßig zu dem »antiautoritären« Lager, und auch bei einem Teil von denen, die eher marxistische Positionen vertraten, war eine große Distanz, wenn nicht sogar eine Art feindlicher Überheblichkeit gegenüber der kommunistischen Bewegung deutlich, teils aus dem trotzkistisch-kommunistischen Gegensatz, teils aus eher sozialdemokratischen Ressentiments gespeist. Ab und zu hielt der (leider schon bald danach durch einen Autounfall ums Leben gekommene) Hans-Jürgen Krahl seine brillanten Beiträge, in denen flüssig von Hegelscher Dialektik und Adornoscher Kritischer Theorie zu Tagesfragen der »antiautoritären« Strömung übergegangen wurde, um dann die ganze Bewegung wieder zurück zu durchlaufen. Ich weiß nicht, wieviele von den Zuhörern im Kolb-Heim in der Lage waren, diese eleganten Zirkus-Nummern des Geistes nachzuvollziehen, aber auch die anderen hörten hingekissen zu. Umgekehrt war es in diesen Versammlungen für mich nicht einfach, Vorschläge oder Gedanken einzubringen, obwohl immer eine aufmerksame Stille entstand, wenn ich sprach. Es war schwierig, weil meine Position bekannt war, und viele sie bei aller linken Gemeinsamkeit als sehr fern und fremd empfanden.

Ich war inzwischen zusammen mit Heinz Jung, der mit den Genossinnen und Genossen der August-Bebel-Gesellschaft das Unternehmen gegründet und organisiert hatte, Redakteur bei den in Frankfurt erscheinenden »Marxistischen Blättern« und politisch natürlich vor allem im Frankfurter SDS aktiv.

In einer dieser Vollversammlungen im Kolb-Heim wurde nun diskutiert, was ein Streik an einer Universität sein könne. Ein-

fache Nichtteilnahme am betrieblichen Ablauf, eine wenn auch noch nicht besonders aktive, aber doch schon sehr wirkungsvolle Form in einem normalen Streik in einem Industriebetrieb, war an einer Hochschule weder besonders wirksam, noch trug das unbedingt zur geistig-politischen Entwicklung der anderen Studenten bei. Man überlegte also, was man über das Stilllegen des Vorlesungsbetriebs hinaus tun könne. Es wurde vorgeschlagen, eigene Veranstaltungen mit theoretischem Anspruch zu organisieren, natürlich zu wichtigen Themen der Geschichte des Sozialismus und der sozialistischen Theorie. Es gab verschiedene Vorschläge zu Referenten und Themen, die alle akzeptiert wurden. Ich schlug vor, man könne Josef Schleifstein dazu einladen. Schleifstein sei Mitglied des Zentralkomitees und Kandidat des Politbüros der verbotenen KPD, habe als Hochschullehrer wichtige Forschungen über Franz Mehring veröffentlicht. Er sei gerade in der Bundesrepublik, und ich könnte garantieren, daß er kommen werde, wenn man ihn einlade. Über was er denn sprechen könne, wurde gefragt. Ich bot zwei Themen an, von denen ich wußte, daß Jupp sie mit großer Sachkenntnis beherrschte: Er könne, sagte ich, entweder über den VII. Weltkongreß der Kommunistischen Internationale oder über die Bedeutung und Rolle von Rosa Luxemburg sprechen. Alle waren dafür, ihn zu gewinnen; alle waren dafür, daß er über Rosa Luxemburg sprechen sollte (wahrscheinlich wußte nur eine Handvoll, welche Bedeutung in der politischen und geistigen Entwicklung der Linken der VII. Weltkongreß gehabt hatte). Es wurde ein Zeitpunkt für Jupps Vorlesung vereinbart. Als Raum wurde der Platz vor dem Haupteingang der Universität vorgesehen.

Es war ein sonniger Spätnachmittag. Auf dem vorgesehenen Platz stand von irgendwelchen Bauarbeiten eine Art größeres Podest, wie eine Bühne. Der Haupteingang der Universität trug jetzt die Aufschrift »Karl-Marx-Universität Frankfurt«. Die Studentinnen und Studenten saßen und lagen um das Podest herum auf dem Boden, sonnteten sich und warteten auf den »KP-Professor«. Ich stand schon auf dem Podium und kündigte über das Mikrofon Jupp an; wobei ich immer wieder seine Funktionen in der verbotenen KP nannte. Heinz Jung brachte Jupp dann heran. Inzwischen waren sehr viele Zuhörer und Zuhörerinnen da. Hätte die Polizei versucht, Jupp vorübergehend festzunehmen, wie das wenige Tage vorher mit anderen Funktionären der KPD geschehen war, wäre das kaum durchzuführen gewesen, weil, darauf konnte ich zählen, das sofort den solidarischen praktischen Einsatz von fast allen Anwesenden ausgelöst hätte und eine normale Gruppe von Polizisten deshalb nie zu Jupp durchgekommen wäre. Aber die Polizei hielt sich zurück, obwohl mit Sicherheit, wie bei allen Demonstrationen und politischen Treffen, ein paar bezahlte Spitzel und Denunzianten des bunten

Chors der westdeutschen Geheimdienste und politischen Verfolgungsorgane, die jetzt alle moralisch besser sein sollen als der Staatssicherheitsdienst in der damaligen DDR, anwesend waren.

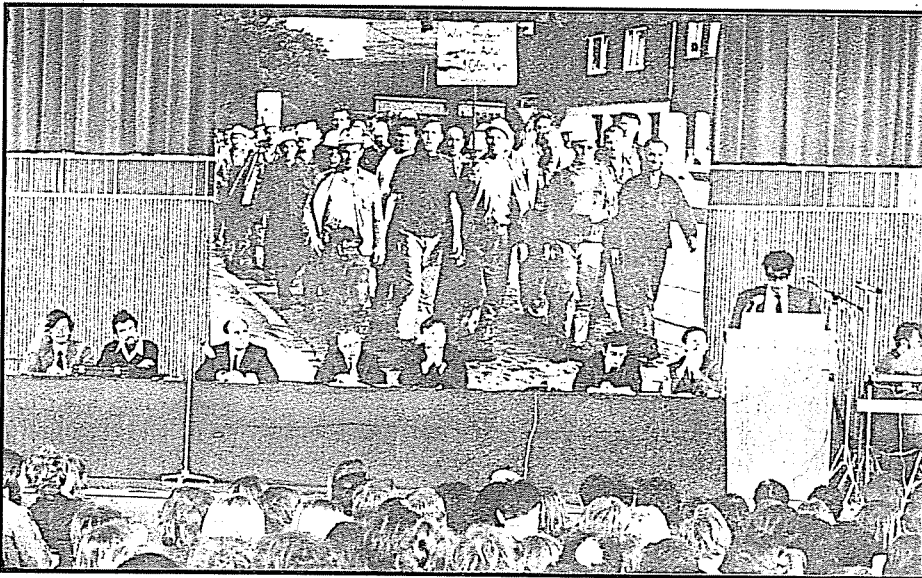
Jupp sprach über Rosa Luxemburg, und die anfänglich abwartende Haltung der Studenten, die auf dem Boden saßen und lagen, während Jupp sprach, immer stärkerer Aufmerksamkeit. Einen gewissen Vorschub an Sympathie hatte er ja schon für seine Bereitschaft, während des Streiks sich zur Verfügung zu stellen, bekommen. Wichtig bei dem Universitätspublikum war selbstverständlich auch der große Fonds an genauer historischer Kenntnis, Jupps Fähigkeit, philosophische und politische Bezüge herzustellen. Der persönliche Eindruck, die Differenziertheit und Wärme von Jupp, sein

spürbares Engagement, das Gefühl, daß hier jemand sprach, für den Rosa Luxemburg, die Tradition der deutschen Linken und der Sozialismus nicht nur ein Studienobjekt wissenschaftlicher Untersuchung, sondern ein Teil des Lebens war, schaffte aber eine Grundlage, die es Jupp erlaubte, mit denen, die in dieser erst wenige Jahre alten politischen Bewegung der Studenten ein eigenes Generations- und Zusammengehörigkeitsgefühl vermittelt bekommen hatten, wie von gleich zu gleich zu sprechen.

Der erste größere öffentliche Auftritt von Josef Schleifstein wurde so zu einem Symbol für all das, was er für eine ganze politische Generation von intellektuellen jungen Linken, und nicht nur aus der kommunistischen Szene verkörperte.

Heinz Jung

Leiter des IMSF und marxistischer Intellektueller



IMSF-Konferenz »Ökonomische Theorie, politische Strategie und Gewerkschaften« am 17./18. April 1971 in Frankfurt/Main. Vorn von l.: Christoph Kievenheim, J.H. v. Heiseler, Heinz Schäfer, J.S., Heinz Jung, Herbert Lederer, Kurt Steinhaus, Peter Hess (am Rednerpult)

Meine Bekanntschaft und Zusammenarbeit mit Josef Schleifstein beginnt irgendwann Anfang der 60er Jahre bei einem »Besuch« in Ostberlin. Mir ist von damals in Erinnerung geblieben, daß er ein Mann war, bereit, auf die durch die Realität der BRD gesetzten Bedingungen einzugehen. Konkret ging es um die Arbeit von marxistischen Bildungsgemeinschaften, eine wichtige Form der legalen Arbeit von Kommunisten und ihrer Zusammenarbeit mit anderen Marxisten, und um das Projekt der späteren »Marxistischen Blätter«, deren erste Nummer im De-

zember 1963 erschien. Er war Geburtshelfer, Pate und unter dem Pseudonym Egon Schreiner dann auch fleißiger Mitautor. Das Projekt lebt bis heute, und Jupp war bis zu seinem Tode Mitglied seines Herausgeberkreises.

Seinen ersten wieder legalen und offiziellen Auftritt in Westdeutschland hatte er am 25. Mai 1968 im großen Saal des Frankfurter Volksbildungsheimes: Konferenz der Zeitschrift anlässlich des 150. Geburtstages von Karl Marx unter dem Thema »Klassen und Klassenkampf heute«. 14 Tage vorher in

Bonn die große Antinotstands demonstration; einige Tage zuvor in Trier eine große Manifestation der mit der Arbeiterbewegung verbundenen marxistischen Linken. Und nun Generalstreik in Frankreich. Ein Referent – es war André Gisselbrecht – mußte mit dem Taxi aus Paris geholt werden. Es lag etwas von der Stimmung »Lenin im April« in der Luft. Jupp war damals 53 Jahre alt. Er hielt eines der Hauptreferate und stellte genau die Kernfrage jener Wochen in den Mittelpunkt: Wie kann die Studentenbewegung zum Treibsatz der Gesamtbewegung werden, ohne sie zu spalten?

Ich glaube, niemals nachher konnte unser Optimismus nochmals eine solch reale Grundlage haben wie in jener Zeit. Mit dem Einmarsch der Truppen der Warschauer-Pakt-Staaten in Prag waren im August dann die Monate der Hoffnung zu Ende. Jupp gehörte zu den Kritikern dieser Aktion, hielt sich aber an die Parteiräson. Das Unvereinbare wurde noch zusammengezwungen und konnte auch noch zusammengezwungen werden, weil die UdSSR und die sozialistischen Staaten von Kommunisten mit dem Lebensweg Josef Schleifsteins als Hoffnung und Träger einer Perspektive des Menschheitsfortschritts gesehen wurden. Aber es war klar, daß dies für die Öffnung der kommunistischen Bewegung und eine legalisierte Partei in der Bundesrepublik einen schweren Rückschlag darstellen mußte.

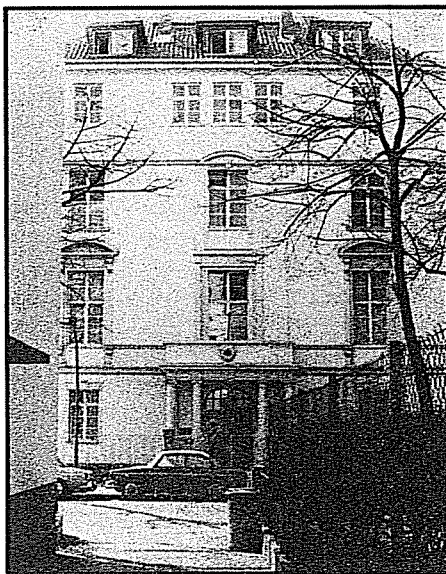
Jupp hat sich nie dazu geäußert, mit welcher Konstellation es zusammenhing, daß er sich aus der zentralen Parteiverantwortung, in der er ja in der alten KPD stand und die ihm für die DKP auf den Leib geschnitten war, zurückziehen und stattdessen die Leitung eines wissenschaftlichen Instituts übernehmen konnte, das am 5. Dezember 1968 in Frankfurt am Main unter dem Namen »Institut für Marxistische Studien und Forschungen« als e.V. gegründet wurde. Ein solches Projekt hatte schon längere Zeit seine Aufmerksamkeit gefunden, aber erst in dieser Situation konnte der Realisierungsschritt getan werden. Freilich reiften nicht alle Blütenträume. Es bestand damals bei uns die Vorstellung, auch aufgrund der praktischen Erfahrungen und Verantwortlichkeiten der 60er Jahre, mit Zeitschrift, Verlag, Institut und Bildungsgemeinschaften den Rahmen zur Förderung und Entwicklung einer marxistischen Linken abzustrecken, die wesentlich über den Einflußbereich der Partei hinausgegangen wäre. Dieses Konzept war nach dem August 1968 illusorisch geworden. Es lag aber in seinem Grundanliegen trotz aller Abstriche dem IMSF zugrunde.

Ohne Jupp wäre das IMSF nicht denkbar gewesen. Denn er besaß nicht nur das Vertrauen der Führung der SED und KPD/DKP und damit die Möglichkeit, die entsprechenden Entscheidungen zum Zustandekommen und zur Absicherung des IMSF herbeizuführen, sondern vor allem, was auf die Dauer wichtiger sein mußte, als marxistischer In-

tellektueller und Wissenschaftler die Potenz, zur Entwicklung eines wissenschaftlichen Arbeitsprogramms maßgeblich beizutragen, das an den Erfordernissen der kämpferischen Arbeiterbewegung des Landes und nicht an irgendwelchen abstrakten Prämissen ausgerichtet war. Er hatte eine völlig klare Vorstellung davon, daß nun die Möglichkeit eigenständiger Forschung verwirklicht werden konnte und mußte und eine Funktionalisierung für die Kolportage der Lehrmeinungen der Gesellschaftswissenschaften der DDR und der UdSSR zu vermeiden war. Demgegenüber sollten partnerschaftliche Kontakte und Beziehungen zu marxistischer Forschung in einem internationalen Rahmen gesucht werden. Gerade dies wurde dann die Grundlage intensiver und eine lange Periode fruchtbarer Kontakte zu Institutionen der Gesellschaftswissenschaften und Wissenschaftlern vor allem auch der genannten Länder.

Eine klare Option war auch für die Trennung von Wissenschaft und Propaganda notwendig, sollte sich das IMSF als gesellschaftswissenschaftliches Forschungsinstitut entwickeln können. Die Alternative wäre eine mehr oder weniger enge »Anbindung« an die Parteiführung und die unmittelbare Zuarbeit für ihre Bedürfnisse gewesen. Dies hätte sicher eine gewisse Verbesserung der Führungsarbeit ermöglichen können, aber unter dem Druck unmittelbarer politischer Verwertungsbedürfnisse wäre eine langfristig orientierte wissenschaftliche Arbeit nicht möglich gewesen. Dabei ging es nicht um die Ablehnung der politischen und ideologisch-propagandistischen Aspekte marxistischer Gesellschaftswissenschaft oder um eine Spielwiese politischer Ungebundenheit oder Unverbindlichkeit – das Gegenteil mußte für einen an der Praxis und der realen Arbeiterbewegung orientierten Marxismus der Fall sein; es war vielmehr eine relative Autonomie in der Bestimmung der Programme, Inhalte und Formen der wissenschaftlichen Aktivitäten gerade zur Erreichung einer optimalen politischen Wirksamkeit sicherzustellen. Dank Jupps Autorität war dies für das IMSF im Rahmen der kommunistischen Bewegung möglich.

Josef Schleifstein war im tatsächlichen Sinne ein leitender Parteiarbeiter und ein Intellektueller. Über die in dieser Doppelfunktion angelegten Konflikte sind bekanntlich dicke Bücher geschrieben worden und nach ihnen hätte es einen Mann wie ihn gar nicht oder nicht mehr geben dürfen. Aber es hat diese Männer und Frauen in der kommunistischen Bewegung immer auch gegeben – wahrscheinlich, weil, trotz ihrer Niederlagen und Deformationen, die politisch-moralischen Zielsetzungen eines originären Marxismus nie erloschen waren. Zumindest gilt dies für die kommunistische Bewegung in der kapitalistischen Hemisphäre der damaligen Zeit. Er war das, was man im Anschluß an Antonio Gramsci einen organischen Intellektuellen der kämpferischen Ar-



Die Räume des IMSF: Frankfurt/M., Liebigstr. 6, 3. Stock

beiterbewegung nennen konnte: Als marxistischer Intellektueller aus der kommunistischen Bewegung hervorgegangen und durch sie geprägt. Deshalb waren für ihn auch die in der Doppelrolle angelegten Widersprüche in der Synthese eines übergeordneten Gesamtinteresses aufhebbar, in das sowohl die Tatkraft des Politikers als auch die kritische Sensibilität des Intellektuellen einzugehen hatte. Rosa Luxemburg, Franz Mehring und viele andere konnten dieser Haltung Pate stehen. Die Ausstrahlung und Glaubwürdigkeit einer politischen Persönlichkeit, wie Jupp es war, beruhte sicher vor allem auf der Eindeutigkeit der politischen Biographie. Aber gleichermaßen war es der in den Äußerungsformen seiner Persönlichkeit lebendige humanistische Kern des Marxismus: Sein mitunter sogar naiver Glaube an die Menschen und seine Menschlichkeit, die von allen bezeugt wird, die ihm begegnet waren.

Jupp hatte den Marxismus und Leninismus nicht erst über Stalin kennen gelernt, sondern noch in der Weimarer Republik und dann in der westlichen Emigration. Vor allem über die angelsächsische marxistische Tradition war bei ihm die Kontinuität eines klassischen Marxismus lebendig, als dessen herausragendster Vertreter er dann in Westdeutschland gelten konnte. Auf diesem Hintergrund hatte er ein breites Profil wissenschaftlicher Interessen – die künstlerischen und literarischen nicht zu vergessen – und ein ausgesprochenes Empfinden für den der Sache angemessenen Stil sowie vor allem auch die Fähigkeit, dem zu entsprechen. Ein solches Vorbild war wichtig für die nachfolgenden Generationen marxistischer Intellektueller, denen die Mitarbeiter des IMSF angehörten. Kein anderer hätte wohl auch eine solche, von klassischer Klarheit der Gedanken und des Stils geprägte Einführung in Marx, Engels und Lenin schreiben können, wie er es Anfang der 70er Jahre tat (Einführung in des Studium von Marx, Engels und Lenin, Beck, München 1972).

Schließlich war da auch der Mann, der das Leben von unten und unter den bescheidensten materiellen und sozialen Verhältnissen kennen gelernt hatte, der selbst in England lange Jahre Fabrikarbeiter und von seinen Kollegen gewählter Gewerkschaftsfunktionär gewesen war. Aus diesen Erfahrungen ergab sich für ihn auch ein wichtiger Zugang zur sozialwissenschaftlichen Schwerpunktsetzung der Aktivitäten des IMSF, also wissenschaftlichen Gebieten, auf denen er nicht als wissenschaftlicher Experte zu Hause war. Freilich ermöglichte seine autodidaktische marxistische Bildung, die, wie er später sagte, zu einem eher universalistischen Marxismusverständnis führte, daß er auch auf diesen Gebieten urteilsfähig war und auch hier beachtliche eigenständige Beiträge leisten konnte. Bei einem anderen hätte es sicher nahe gelegen, den gerade erst entstehenden Arbeitsrichtungen und -strukturen des Instituts den Stempel der eigenen Neigungen, Interessen und Qualifikationen aufzudrücken. Es gehörte zu seiner Persönlichkeit, daß er unter Zurückstellung naheliegender eigener Interessen der genannten Schwerpunktsetzung zum Durchbruch verhelfen konnte. Dies erfolgte freilich auch aus einer bewußten arbeitsteiligen Einordnung in einen größeren marxistischen Arbeits- und Forschungszusammenhang, als dessen wesentliches Terrain eben auch die Gesellschaftswissenschaften in der DDR usw. angesehen wurden.

In Josef Schleifstein lebte die Einheit von Wahrheits- und Veränderungsanspruch in der glücklichen Symbiose des klassischen Marxismus fort. (Freilich kam auch sie mehr und mehr unter die Schatten einer Realität, für die Partei genommen und die zu verantworten war.) Aus dieser Prägung erwuchs die Bindung und Sympathie zu Marxisten wie Wolfgang Abendroth, Gerhard Gleisberg, Walter Fabian und vielen anderen. Kaum ein anderer Kommunist hatte in den 70er Jahren solch breite Kontaktzonen zur jungen kritisch und marxistisch orientierten Intelligenz aufbauen können wie er. Das war ein wichtiges Kapital, das durch das IMSF genutzt werden konnte.

Als 1968 die Arbeit des IMSF begann, war Jupp längst ein profilierter und bekannter Politiker und Wissenschaftler. Wir anderen waren demgegenüber »junge Spunde«. Aber die Beziehungen waren von Anbeginn kollegial und kooperativ; kein einziger Fall, der mir in Erinnerung wäre, wo er den Chef herausgekehrt hätte. Mit ihm und durch ihn entstand ein Klima der Loyalität und Wertschätzung, in dem Intrigen und Ausstecherei keinen Platz hatten. Im Schatten seiner Persönlichkeit fanden wir Jüngeren den Raum zur Eigenentwicklung. Die mit ihm im IMSF zusammenarbeiteten, werden sich jener Jahre in Dankbarkeit erinnern: seiner Geduld, seiner Toleranz, aber auch seiner Festigkeit, seiner Tugenden des langjährigen Illegalen – der Pünktlichkeit und Akkuratess.

Josef Schleifstein

IMSF – Intentionen und Ergebnisse

Unsere Idee war: wie kann man der politischen und gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung durch Analysen der sich in der Bundesrepublik vollziehenden ökonomischen und sozialen Prozesse helfen, wissenschaftlich helfen? Unsere Schwerpunkte hingen dann auch wiederum mit den Arbeiten der einzelnen Mitarbeiter und deren Fachrichtungen zusammen, die wir gewinnen konnten. Aber die Orientierung war von Anfang an auf die wissenschaftliche Unterstützung der Arbeiterbewegung gerichtet, und da hauptsächlich auf diesen beiden Feldern: Ökonomie und Analyse der sozialen Prozesse, insbesondere auch der praktischen sozialen Bewegungen in den Betrieben, den Gewerkschaften usw. Von daher ergaben sich dann auch die ... Hauptarbeiten, wobei man, glaube ich, heute sagen kann, die ersten Analysen sozialer Klassenkämpfe, nicht nur auf marxistischer Basis, die es in der Bundesrepublik gibt, sind eben durch das IMSF geleistet worden. Es gab vorher keine Analyse einer großen Streikbewegung, und die mußte eben auch von vielen unserer Gegner, insbesondere aber auch in den Gewerkschaften aufgenommen werden. Man mußte davon Kenntnis nehmen. Und das war ja unsere Intention, dadurch in der Arbeiterbewegung das Selbstverständnis solcher Kämpfe zu erhöhen, die sozialen Prozes-

se zu ergründen und Schlußfolgerungen zu ziehen, wie sie sich eventuell für die Gewerkschaften ergeben. Dasselbe gilt für die Mitbestimmungstudie. Auch hier war der Ausgangspunkt, in eine aktuelle, damals breite gewerkschaftliche Diskussion einzugreifen, nun aber mit einer marxistischen Analyse, die auch versuchte, die historische Entwicklung aufzuarbeiten und die antimonopolistische Richtung einer realen Mitbestimmung der Arbeiterklasse in diese Konzeption einzubringen. Eine sehr viel größere Arbeit ... war die Klassenstruktur-Studie: ich würde sagen, bis heute ein Glanzprodukt des IMSF, weil es ja von keiner Richtung – weder in der Gründlichkeit der Analyse noch in der Aufarbeitung des empirischen Materials – etwas Vergleichbares gegeben hat. Und es war auch für ganz Westeuropa etwas Neues, daß eine so kleine Gruppe von mit der kommunistischen Partei verbundenen oder ihr nahestehenden Marxisten, mit Hilfe von Freunden aus dem universitären Bereich, eine große, mehrbändige marxistische Klassenanalyse geliefert hat. Das war etwas völlig Neues.

(Josef Schleifstein, Der Intellektuelle in der Partei. Gespräche, Marburg/L. 1987, S. 121/122)

dem Titel »Marxistische Studien« bis 1989 das »Jahrbuch des IMSF« als Hauptperiodikum des Instituts. Am wichtigsten waren jedoch zweifellos die wissenschaftlichen Kollektivstudien, die als »Beiträge des IMSF« veröffentlicht wurden. Dies war ein in vieler Hinsicht neuer Typ vom Marxismus geleiteter interdisziplinärer sozialwissenschaftlicher Kollektivstudien, in denen vielfach auch soziale Erfahrungen und wissenschaftliche Analyse, auch in der Zusammensetzung der Mitarbeitergruppen, zusammengebracht werden konnten. Nicht zu vergessen sind die vielen großen und kleineren Konferenzen und Tagungen, die das IMSF durchführte, manche mit an die 1500 Teilnehmern. Immer wieder war es eines der Hauptprobleme, Intellektuelle und Funktionäre und Aktivisten der Arbeiterbewegung zu einem produktiven Meinungs austausch zu bringen. Jupp war geradezu prädestiniert, einen solchen Prozeß in Gang zu setzen.

Als wir im März 1985 aus Anlaß seines 70. Geburtstages an der Frankfurter Universität die große Konferenz über Intelligenz und Arbeiterbewegung veranstalteten und auf einem Empfang, auf dem ihm auch der Karl-Marx-Orden der DDR überreicht wurde, sein Leben und Werk würdigten, da konnte dies noch in den Rahmen einer Erfolgsbilanz der sozialistischen Bewegung gestellt werden. 1989/91 wurden sie mit in den Strudel der Niederlage und Tragödie gerissen. Es kommt nicht von ungefähr, daß Jupp Ende August 1991 von der Krankheit niedergeworfen wurde, als die Entwicklung in der damaligen UdSSR keine Illusionen über den weiteren Gang der Dinge mehr zuließ.

Josef Schleifstein hatte Kraft und Verstand seiner reifen Mannesjahre dem Versuch gewidmet, marxistische und leninistische Theorie und Wissenschaft unter den Bedingungen des Metropolenkapitalismus und mit Blick auf die Arbeiterklasse zu entwickeln. Heute scheint dieser Versuch auf den ersten Blick diskreditiert und gescheitert. Aber die Geschichte geht weiter. Der reale Kapitalismus wird jenen Recht geben, die, wie Jupp bis zu seiner letzten Stunde, dabei geblieben sind, in der sozialistischen Neuorganisation der Gesellschaft den Ausweg für die Menschheitsentwicklung zu sehen. Neue Generationen werden diese Erkenntnis als ihre eigene gewinnen. Sie werden dabei auch auf das zurückgreifen können, was Marxisten wie Josef Schleifstein zu ihren Zeiten gedacht und geschrieben haben. Die IMSF-Periode gehörte zweifellos zu seinen wichtigsten und produktivsten.

Jupp hat all unseren Unternehmungen immer etwas von seiner menschlichen Ausstrahlung mitgegeben. Es war schwer, mit ihm zu streiten. Aber es drängte einen immer, mit ihm zu diskutieren. Wenn ich mich an die Zeit ab 1988/89 erinnere, dann hatten wir mehr Meinungsunterschiede als früher. Sie betrafen die Auseinandersetzungen in der DKP, die Beurteilung des Realsozialismus und seines Untergangs, den Gorbatschowismus u.a. Aber gerade sie zwangen auch, sich der Gemeinsamkeiten bewußt zu werden. Die Wertschätzung des Schülers für seinen Lehrer und Genossen, die in drei Jahrzehnten der Zusammenarbeit entstanden war, blieb davon ohnehin unberührt.

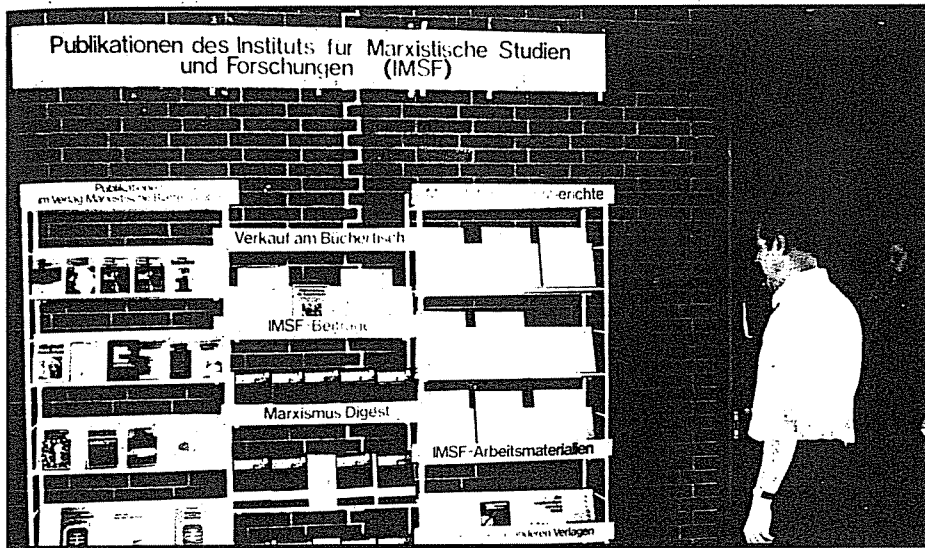
Bis zum März 1981 hat Jupp das IMSF geleitet und blieb ihm auch danach, und auch über die Zeit der Einstellung seiner Arbeit als wissenschaftlicher Forschungseinrichtung im Jahre 1990 hinaus, bis in die Monate seiner Krankheit Mitarbeiter, Ratgeber und Förderer.

Das IMSF hatte zu keiner Zeit mehr als

10 festangestellte wissenschaftliche Mitarbeiter. Es konnte sich jedoch auf einen wesentlich breiteren Stamm projektgebundener, zum größten Teil unbezahlter Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter stützen. 1978, nach den ersten zehn Jahren des Bestehens, konnte das IMSF mitteilen, daß ihm 50 – 60 meist jüngerer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus dem universitären Bereich, aber auch Mitarbeiter aus Partei- und Gewerkschaftsapparaten relativ kontinuierlich verbunden waren, und daß sich 350 – 400 bei verschiedenen Projekten des IMSF engagiert hatten. Kontakte gab es zu nahezu allen der kommunistischen Bewegung verbundenen Forschergruppen auf allen Kontinenten. Das Institut verwies für die ersten zehn Jahre auf 177 selbständige Ausgaben, darunter 111 Einzeltitel und 66 Periodikalausgaben. Letztere betrafen vor allem die Nummern des »Marxismus Digest« (1970-77), der Beiträge aus vielen Ländern der Erde dem interessierten deutschen Leser präsentierte. Ab 1978 erschien dann unter

Georg Fülberth

Bibliographische Notiz



IMSF-Sortiment Ende der 70er Jahre

Als am 3. Dezember 1992 Erich Honecker seine Prozeßerklärung vor dem Berliner Landgericht verlas, gab es in den Medien neben der üblichen Härte auch großes Erstaunen. Die Offenheit der Argumentation und der eigenständige Stil waren nicht erwartet worden. Man hatte sich vorher schon auf einen jener strohtrockenen und langweiligen Texte eingestellt, die der Staatsratsvorsitzende jahrzehntelang zum Besten gegeben hatte. Jetzt sprach einer jener alten Kommunisten, wie wir sie kennen und wie sie leider immer seltener werden: manchmal etwas verengend in der Wahrnehmung, meist aber klarblickend, scharf, sarkastisch und stolz. Der Antrag eines Nebenklage-Vertreters, es solle geprüft werden, ob der Angeklagte tatsächlich mit Erich Honecker identisch sei, war zwar so hundsgemein, daß er sogar von dem scharfmacherischen Vorsitzenden Bräutigam abgewiesen werden mußte – aber tatsächlich besteht ja ein eklatanter Unterschied zwischen dem hölzernen Staatsmann von einst und dem Gefangenen, der im Krankenhaus von Moabit eine Rede tippt, die weit besser ist als das, was ihm seine Schranzen einst aufgeschrieben haben.

Wir kennen dieses Phänomen auch von anderen Genossen seiner Generation: hellwache Leute, mit einem untrüglichen Blick für die Realität und der Fähigkeit, das, was sie sehen und denken, auch auszuprechen, werden zu öden Langweilern, sobald es »offiziell« wird. Plötzlich wird jedes Wort auf die Goldwaage gelegt, und das Klischee soll Risiken vermeiden.

Josef Schleifstein schien dieses Problem seiner politischen Generation nicht zu haben. Er war ein guter Redner, seine Texte hatten eine individuelle Handschrift, der Intellektuelle wurde von dem Funktionär nie-

mals verleugnet. Und doch gab es bei ihm das, was er selbst seinen »Objektivismus« nannte. Er konnte nicht gut über sich selbst Auskunft geben. Als er für unseren Interview-Band »Der Intellektuelle in der Partei« gebeten wurde, auch über das zu berichten, was 1950/51 mit ihm geschah, wollte er, daß das Tonbandgerät abgeschaltet werde. Was er dann erzählte, war haargenau dasselbe, was wir später mitschnitten und mit seiner Billigung auch drucken ließen. Er gab kein Geheimnis preis und behauptete stets neu, er habe in diesem Punkt nichts erlebt, was des Erzählens wert sei. Auch späteren Bitten, Genaueres aus seinem Leben zu erzählen, kam er nicht nach. Eine Zeitlang nannte er als Grund, dies spare er sich für einen schriftlichen Bericht an seine Enkelkinder auf. Als »Der Intellektuelle in der Partei« erschienen war, sagte er plötzlich, jetzt habe er alles gesagt, was er ursprünglich für jenen familiären Gebrauch habe verwenden wollen. Noch ist mir unbekannt, ob es wirklich dabei geblieben ist.

Die freundliche Verschlossenheit Schleifsteins mag viele und sehr verschiedenartige Gründe gehabt haben. Vielleicht hat er manche Voraussetzung dafür schon von zu Hause mitgebracht, darüber scheint wenig bekannt zu sein. Einzelne Verletzungen waren so tief, daß sie nicht gezeigt werden konnten: im Interviewband erwähnt er nur kurz die Ermordung von Mutter und Bruder. Dann gab es auch noch die doppelte Konspiration: Verschwiegenheit gegenüber dem Feind (das lernte er spätestens im antifaschistischen Widerstand und war, in anderer Form, noch im Kalten Krieg brauchbar), aber auch Vorsicht im Apparat einst unter den Bedingungen der Stalinzeit, später nach den Regeln der innerparteilichen Taktik.

Nach alledem wußte er vielleicht schließlich so viel, daß er wohl mißtrauisch gegen jede schnellfertige Erklärung wurde.

Josef Schleifstein hat auf diese Zwänge nicht durch Verhärtung reagiert. An ihm fiel auf, daß er auf sehr unterschiedliche Zumutungen und Herausforderungen kurrent zu antworten wußte. Schwer nachvollziehbar und bewundernswert ist, wie er die Funktionen des Gelehrten und des Politikers zu wechseln vermochte. Als er 1950 als Sekretär des Parteivorstandes der KPD abgelöst wurde, erbrachte er innerhalb weniger Jahre in der Forschung durch seine Dissertation und als Mitherausgeber der Werke Mehrings eine Leistung, für die andere Leute einen beträchtlichen Teil ihrer Biographie aufbrauchen. Kurz darauf war er wieder im Apparat der illegalen Partei. Als DKP-Funktionär konnte er Intellektueller bleiben, aber doch nicht der forschende Historiker, als welcher er inzwischen ausgewiesen war. Ob er lieber weiter als Professor gearbeitet hätte, hat er, soviel ich weiß, nie gesagt.

Auf der Feier zu seinem sechzigsten Geburtstag 1975 bekannte er, er verdanke es der DDR, daß er Wissenschaftler werden durfte. Die Politik hatte andererseits 1933 seine künstlerische und wissenschaftliche Laufbahn gestoppt. Es ist nirgends nachzulesen, daß er irgendwann einmal einen »Bruch« konstatiert hätte.

Als er dann wieder Funktionär geworden war, ordnete er die Präsentation seiner wissenschaftlichen Kenntnisse und Fertigkeiten dem unter, was er als politisch notwendig ansah. Anfang der siebziger Jahre wurde er gebeten, für die »Annali« des Istituto Giangiacomo Feltrinelli einen Aufsatz über Franz Mehring zu schreiben. Die Einladung galt selbstverständlich ausschließlich Josef Schleifstein, dem für dieses Thema ausgewiesenen Spezialisten. Zugleich hatten die Herausgeber gewiß im Sinn, eine möglichst große Breite marxistischer Autoren zu versammeln. Das kam seinen politischen Neigungen entgegen: lange schon war er ein gesuchter Ansprechpartner auch für nicht-kommunistische Intellektuelle, die gleichberechtigte Einheit der Linken lag ihm am Herzen. Zugleich wußte er, ohne erst fragen zu müssen, daß seine und meine Partei das völlig anders sah. In den Düsseldorfer Thesen der DKP war bereits deren starke Verengung spürbar geworden, und auf dem Hamburger Parteitag 1973 hatte sie sich der KPD der späten Weimarer Republik nachgestylt. Gegenüber anderen Richtungen wurde (unter gleichzeitiger gegenteiliger verbaler Beteuerung) Exklusivität praktiziert. Sie ging so weit, daß in den parteinahen Buchläden Publikationen sonstiger marxistischer Herkunft nicht ausgelegt wurden. Josef Schleifstein konnte die Scherereien vorhersehen, die eine von ihm verantwortete Publikation im Kontext der »Annali« machen würde. Ablehnen wollte er aber auch nicht: ihn reizte die Aufgabe, und daß er aus Parteiräson hier kneifen sollte, ärgerte ihn wohl auch.

Deshalb bat er mich, meinen Namen für einen Mehring-Aufsatz herzugeben, den er für die »Annali« schrieb. Ich willigte ein. Damals war ich in diesen Fragen sehr lax. Heute ist das Gegenteil der Fall, auch aus schlechter Erfahrung: es konnte sein, daß die Ware, die da unter falscher, nämlich meiner Flagge, auf die Reise geschickt wurde, faul war. Dies galt allerdings nicht für den Aufsatz »Il Marxismo di Mehring«. Er erschien in: Istituto Giangiacomo Feltrinelli, Annali, Anno Quindicesimo 1973: Storia del Marxismo contemporaneo. Milano 1974. S. 216-231. Als Verfasser figuriert

Georg Fülberth, der aber keine einzige Zeile dieses Artikels geschrieben hat. Mit dem Inhalt war ich durchaus einverstanden, einen Ausfall gegen Lukács, der sich da findet, hätte ich selbst wohl nicht formuliert. Um das Spiel komplett zu machen, habe ich diesen Text immer treu und brav in meinem Schriftenverzeichnis aufgeführt, auch in Kürschners Gelehrtenkalender und sogar in »Who is Who?« schmückte ich mich mit ihm. Jetzt soll damit Schluß sein, und er wird hiermit dorthin transferiert, wo er hingehört: in die Bibliographie der Texte Josef Schleifsteins.

Winfried Schwarz

Die Wahrheit ist immer historisch-konkret

Jupp Schleifsteins Beitrag zur Marx-Engels-Forschung

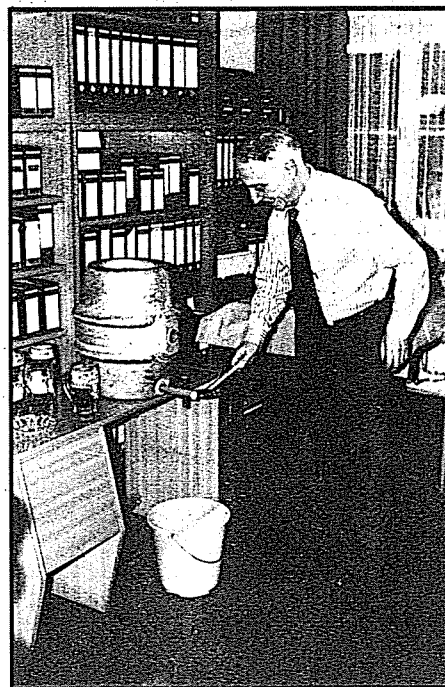
Es war 1983, hundertstes Todesjahr von Karl Marx, auf einer wissenschaftlichen Konferenz ihm zu Ehren, die das IMSF zusammen mit der Wuppertaler Marx-Engels-Stiftung veranstaltete. Jupp intervenierte mit einer Wortmeldung im Anschluß an meinen vorbereiteten Redebeitrag, der sich mit einer von Marx 1857 durchgeführten Korrektur eines Fehlers in seiner bisherigen theoretischen Bestimmung des Arbeitslohns befaßt hatte.

Behauptet hatte ich, daß Marx in der zehn Jahre vorher, 1847, verfaßten Schrift »Lohnarbeit und Kapital« den Lohn durch das physische Existenzminimum bestimmt und damit grundsätzlich unveränderbar gehalten habe. Gewerkschaftliche Lohnkämpfe habe Marx auf der Grundlage dieser theoretischen Position für lächerliches Anrennen gegen die ehernen Gesetze der kapitalistischen Ökonomie gehalten und abgelehnt, weil dadurch die Aufgabe des revolutionären Umsturzes der Gesellschaft aus dem Blick geriete. Erst mit der Ausarbeitung der Mehrwerttheorie in den Jahren 1857 ff. und der begrifflichen Unterscheidung zwischen »Wert der Arbeit« und »Wert der Arbeitskraft« öffnete sich Marx auch dem systemimmanenten gewerkschaftlichen Kampf um verbesserte Lebensbedingungen der Arbeiter.

Jupp behauptete in seiner Entgegnung – übrigens aus dem Gedächtnis –, daß Marx in der von mir herangezogenen frühen Schrift »Lohnarbeit und Kapital« durchaus einen Anstieg der Lohnhöhe für möglich gehalten habe. Das wisse er genau, und er bestritt damit meine ganze Ausgangsposi-

tion. Ich reagierte verwirrt, ja eingeschüchtert, zumal auch mir nur mein Manuskript, nicht aber der entsprechende »blaue Band« mit der Nummer 6 vorlag, und zuckte die Schultern: »Na, wenn das Jupp sagt, wird es noch einmal zu überdenken sein«. Dafür erntete ich zurecht Gelächter.

Beide hatten wir jedoch recht, wie sich in der Pause am Büchertisch herausstellte. Jupp deshalb, weil Marx schon 1847 in der Tat von einem Steigen des Lohnes und der »Genüsse« des Arbeiters spricht. Ich des-



Pflichten des Institutsleiters und Geburtstagskindes

halb, weil Marx diesen Lohnanstieg nur als vorübergehende Folge einer erhöhten Nachfrage seitens der Kapitalisten auffaßt, also rein ökonomisch und eben nicht als Resultat von Klassenkampf.

Diese Erinnerung bringe ich hier deshalb ein, weil wohl außer Jupp kaum einer der rund tausend Anwesenden im Saal der Trierer Europahalle in der Lage gewesen wäre, freiweg-unvorbereitet über jenes spezifische historische Entwicklungsstadium in der Marx'schen ökonomischen Theorie zu debattieren. Bei Jupp war das keineswegs nur eine Frage seines zweifellos gutes Gedächtnisses, sondern es war auch Methode. Für ihn gab es keine plötzlich fertige und ein für allemal richtige wissenschaftliche Theorie des Sozialismus, ihn interessierte die Bewegung derselben: ihre historische Herausbildung genauso wie ihre zeitgemäße Weiterentwicklung. Das bringt übrigens sein weit verbreitetes »Einführungsbüchlein« in das Werk von Marx, Engels und Lenin, das bei Beck mehrfach aufgelegt wurde, deutlich zum Ausdruck.

»Die Wahrheit ist immer konkret.« Dieser durch seine Zugehörigkeit zum sprachlichen Schatzkästlein des Marxismus-Leninismus reichlich abgewetzte Ausspruch war auch für Jupp ein Lieblingssatz, aber mitnichten eine leicht dahingeworfene Phrase. Der Satz, mit dem er uns Jüngeren gegenüber oft einen verblüffend lehrreichen Diskussionsbeitrag einleitete, war ihm wissenschaftliches Programm. Mir ist aus dem westlichen Nachkriegsdeutschland niemand bekannt, der aus der Geschichte der Arbeiterbewegung so viele historische Tatsachen parat hatte wie Jupp. Aber nicht in dem einseitigen Gehabe des Selbstzweck-Historikers, der sich durch selbstaufgestapelte Berge von geschichtlichem Faktenwissen den Blick auf die Gegenwart verstellt. Im Gegenteil: Das Interesse an den konkret-historischen Umständen in der Entwicklung dessen, was für Jupp Marxismus bzw. wissenschaftlicher Sozialismus war, galt gänzlich der Gegenwart, besser: der Zukunft, noch präziser: der wirksamen Eingriffsfähigkeit des Marxismus in den real-gesellschaftlichen Prozeß. »Die Wahrheit ist immer konkret« ist insofern der antidogmatischste Satz, den der Marxismus – noch in seiner dogmatisierten Form – implizit enthält.

An der mangelnden Eingriffsfähigkeit des Marxismus in Ost wie in West litt Jupp innerlich m.E. viel mehr als diejenigen kommunistischen Parteifunktionäre (der er ja selber auch war), die die welthistorische Wirksamkeit ihrer Partei mit der Berufung auf das Lebenswerk von Marx, Engels und Lenin per se für gegeben ansahen. Für Jupp war die Wahrheit eben historisch-konkret, so daß die Einordnung in den realgeschichtlichen Kontext auch – ja gerade! – vor den Klassikern nicht Halt machen durfte.

Jupp war am IMSF daher nicht zufällig ein starker Befürworter und aktiver Teilneh-

mer der 1987 gegründeten »Arbeitsgemeinschaft Marx-Engels-Forschung«. Diese betreibt ausdrücklich nicht den politisch-ideologischen Meinungsstreit über den gewordenen »Marxismus«, sondern untersucht das Marx-Engels'sche Werk selbst in seinem in ein je konkret-historisches Umfeld eingebetteten Entstehungsprozeß: das – nach einem glücklichen Ausdruck von Hans Jörg Sandkühler – »Werk im Werden«. Die Teilnahmemotive an der AG sind politisch und persönlich heterogen, vielleicht der Garantiegrund dafür, daß es sie heute noch gibt. Ich für meinen Teil, als einer der Sprecher der AG, wußte mich in der Absicht, Marx und Engels im historischen Kontext zu erforschen, mit Jupp Schleifsteins politischem Motiv einig: Marx-Engels-Forschung ist nicht identisch mit dem ganzen Marxismus oder, besser gesagt, wissenschaftlichen Sozialismus. Aber die historisch-konkrete Erforschung, Sichtung und Interpretation des Marx-Engels'schen Werks, wozu auch seine Defizite gehören, sind eine der Bedingungen, um den wissenschaftlichen Sozialismus zeitgemäß zu gestalten.

Nachdem Ende der achtziger Jahre die herkömmliche kommunistische Bewegung mit ihrer staatsfixierten Sozialismuskonzeption und ihrem seit Lenin kaum mehr der Realität angepaßten Parteiverständnis an ihr Ende gekommen ist, haben sich auch die Bedingungen für die Beschäftigung mit dem Werk von Marx und Engels geändert – allein schon deshalb, weil jene Form der kommunistischen Bewegung unter dem von Stalin und Sinowjew geprägten Titel »Marxismus-Leninismus« das Interpretationsmonopol darauf wahrnahm, was Marxsche Theorie aktuell jeweils zu bedeuten habe, und dadurch das vorherrschende Marx-Engels-Bild entscheidend mitgestaltete. Wenn bisher schon jede Befassung mit dem Werk von Marx und Engels sich zugleich mit dem Problem seiner »Realisierung« in Osteuropa auseinanderzusetzen hatte, so steht die Marx-Engels-Forschung nunmehr vor der Herausforderung, daß für das politische Scheitern der kommunistischen Bewegung von interessierter Seite vollends die angeblich wissenschaftlich verkehrten Untersuchungsergebnisse von Marx und Engels verantwortlich gemacht werden.

Daher waren Ende der achtziger Jahre günstige Zeiten für die professionellen »Marxtöter«, die sich darauf berufen konnten, ihr »Marx ist tot« schon seit Jahrzehnten der Öffentlichkeit zuposaunt zu haben. Doch auch deren Konjunktur ist vorbei. Mit dem Abtritt des politischen Gegners ist auch das Interesse an seiner Diffamierung verschwunden. Es waren die Endachtziger allerdings auch Zeiten der Resignation und des Abschieds von durch Marx geprägten Auffassungen bei vielen, die sich jahrzehntelang als Anhänger von Marx und Engels verstanden hatten.

Revolutionäre Niederlagen – nehmen wir 1849 oder 1871 – waren, aber immer auch



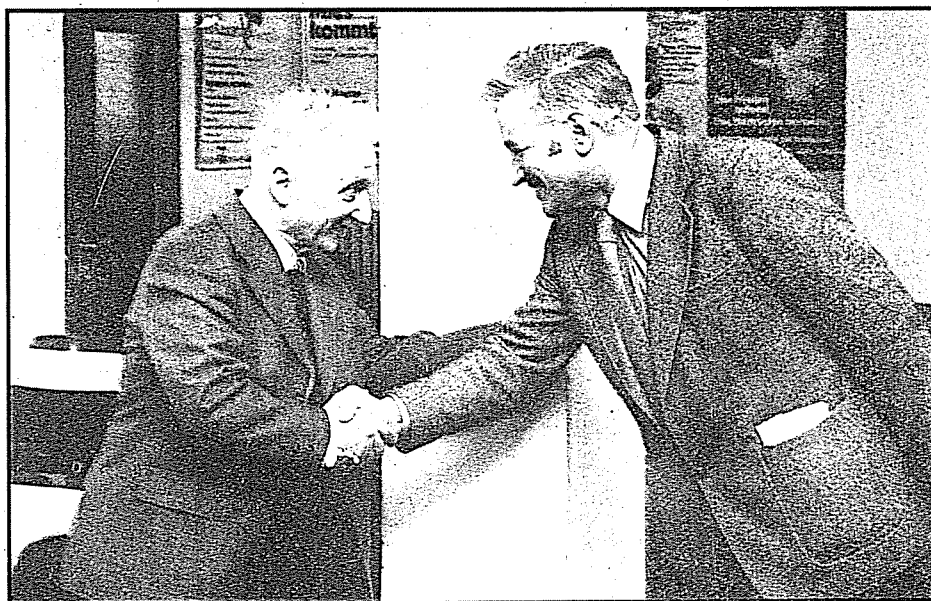
Tischgespräche: Gegenüber von J.S. Max Schäfer, in der gleichen Reihe: Wolfgang Abendroth, Frank Deppe, Fritz Krause, Lisa Abendroth, Emil Schmidt, Kurt Bachmann

das andere: Anlaß zur produktiven Auseinandersetzung mit bisherigen Irrtümern und damit Triebkräfte zur Weiterentwicklung von wissenschaftlicher Theorie und Politik. Umso mehr müßte dies heute gelten, wo die Erfahrungen von über siebenzig Jahren versuchter Begründung einer realen Alternative zum Weltkapitalismus vorliegen!

Letzteres ist auch positiv und direkt für die Marx-Engels-Forschung zu verstehen: Die Jahre seit 1917 waren keineswegs nur Jahre der Deformation der Theorie. Sondern gleichzeitig ist festzuhalten, daß es niemals zuvor derart günstige (auch im materiellen Sinne) Bedingungen für die Erschließung des Marx-Engels'schen Lebenswerks gab: wissenschaftliche Edition der Werke einschließlich einer Fülle bisher unveröffentlichter Arbeiten aus dem Nachlaß im Rahmen von anspruchsvollen Gesamtausgaben, sachliche Interpretationen der Texte, weitreichende historische Forschungen über den Entstehungsprozeß der Marx-Engels'schen

Arbeiten. Diese gewonnenen Resultate der Marx-Engels-Forschung, vor allem aus der UdSSR und der DDR, bleiben eine unverzichtbare Grundlage für ihre Weiterführung.

Doch um richtig verstanden zu werden: Gegenüber denjenigen, die mit dem sichtbaren Scheitern einer im Namen von Marx begonnenen praktischen Alternative zum Kapitalismus händereibend das wissenschaftliche Ende von Marx selbst verknüpfen, hat sich »Professor« Schleifstein niemals in beschaulicher Weise auf die reine, unbefleckte Marxsche Theorie zurückgezogen und die Realität sich selbst überlassen. Selbstverständlich hielt auch Jupp die Theorie – und, wie ich vermute, auch sich selber – für die aus ihr abgeleitete Praxis mitverantwortlich. Er sprach es offen aus, daß jede Theorie oder Idee, die mit der Praxis in Berührung kommt, sich unvermeidlich der Gefahr von Ideologisierungen, Verengungen, Dogmatisierungen aussetzt. Der Hauptmangel der Theorie, in deren Namen ganze Ge-



Der IMSF-Leiter und sein Nachfolger. Gratulation durch Heinz Jung zum 65. Geburtstag

sellschaften verwaltet wurden, war aber für ihn offenkundig derjenige, daß sie sich schon seit langem nicht mehr auf der Höhe der Zeit befand. In diesem Sinne arbeitete Jupp aktiv u.a. auch in unserer Arbeitsgruppe mit.

Denn: Nur wer erstens das Gesamtwerk von Marx und Engels selbst, sein theoretisches Kategoriensystem, und zweitens seine geschichtlichen Entstehungsbedingungen umfassend analysiert und zur Kenntnis nimmt, kann ein, schlecht-abstraktes Verhältnis zu Marx und Engels vermeiden, weil nur so die Unterscheidung herbeizuführen ist, was vom Werk heute noch Bestand hat und was historische Konstitutionsbedingungen des Werkes sind, die heute vorüber sind. Wer an solchen theoretischen Werkbestandteilen heute festhielt, die eine historisch vergangene Realität in sich ausdrücken, der würde zum akademischen Dogmatiker oder zum politischen Pragmatiker, beides bloß verbale Marxianer, die eben nicht dem essentiellen Anspruch von Marx und Engels gerecht werden können, die Entwicklung der Menschheit auf dem Weg zur bewußten Eigenkontrolle ihrer Existenzbedingungen praktisch zu beschleunigen. Der akademische Dogmatiker bleibt gegenüber Marx und Engels kontemplativ-museal, der politische Pragmatiker im Politbüro ebenfalls: Beiden sind die Marx-Engels'schen Buchstaben wichtiger als ihr konkret-historischer praktischer Geist.

Es ist in der Tat ein großer Unterschied, ob die sich auf Marx berufende Theorie (»Marxismus«) aufgrund der realhistorischen Entwicklung nicht mehr realitätsgerecht ist, oder ob sie es niemals war. Im letzteren Fall hätten die »Marx-Töter« recht, und die AG Marx-Engels-Forschung sollte dann dichtmachen. Trifft aber der erstere Fall zu, und dieser Meinung war Jupp, daß nämlich die Rahmenbedingungen andere geworden sind, dann kommt es im Interesse emanzipativer politischer Praxis entscheidend darauf an, jene Theorie auf die jedemalige Höhe der Zeit zu bringen. Darin liegt meines Erachtens der spezifische Beitrag von Marx-Engels-Forschung, die sich von dem Satz, daß die Wahrheit immer konkret-historisch sei, leiten läßt.

Zweifellos stellt dies auch neue Anforderungen an die Diskussionskultur bei denen, die sich, sei es positiv oder negativ, auf Marx und Engels beziehen. Nur wenn es in der Beschäftigung mit dem Marx- und Engels'schen Werk keine Tabus gibt, jeder Zweifel erlaubt ist und geäußert werden darf, ohne mit tautologisch-nichtssagenden Attributen wie »unmarxistisch«, »bürgerlich« usw. belegt zu werden, wird Marx-Engels-Forschung fruchtbar und kann sie die Selbstbefreiung der Menschheit befördern. Jupp faßt den Anspruch auf der AG-Sitzung 1990 so zusammen: »Insofern kann eigentlich nur die lebendige wissenschaftliche Entwicklung selbst das Gegengift gegen Dogmatisierungen sein.«

Josef Schleifstein

Krise des Sozialismus und die eigene Identität (1989)

Frage der UZ: Die Identität der Kommunisten in kapitalistischen Ländern speiste sich stets aus dem Entwurf der Zukunft. Ihr Widerspruch zu den bestehenden Zuständen war nie bloße Negation. Aus ihr würden die Keime für das Neue erwachsen. Die Länder des realen Sozialismus waren – wenn nicht mehr – so doch eine Art Bestätigung des Realitätsgehalts dieser Perspektive. Nun kommen die Schrecklichkeiten des Stalinismus ans Licht, erweist sich das sozioökonomische System in weiten Teilen als funktionsuntüchtig. Viele Kommunisten sind in ihrer Zukunftsgewißheit, in ihrem historischen Optimismus, in ihrem innersten Selbstverständnis erschüttert. Können diese Menschen ihre kommunistische Identität wiedergewinnen?

Antwort Josef Schleifstein: Zunächst wäre ja, bevor wir über die Frage »Wiedergewinnung« kommunistischer Identität sprechen, die Frage zu beantworten, ob sich kommunistische Identität in einer solch tiefen Krise bewahren, aufrechterhalten läßt. Ganz gewiß nicht mit derselben Gewißheit, mit demselben naiven, ungebrochenen Optimismus, insbesondere hinsichtlich der Entwicklung in den sozialistischen Ländern. Unsere heutige geschichtliche Situation ist wohl eher mit der unmittelbar nach dem ersten Weltkrieg und der deutschen Novemberrevolution verwandt, als Karl Liebknecht einen Tag vor seiner Ermordung in der »Roten Fahne« sein »Trotz alledem« verkündete.

Es ist wahr, daß die kommunistische Bewegung seit ihren Ursprüngen ihre Identität zum großen Teil aus der Bestätigung durch die sozialistischen Länder bezog, und daß diese Bestätigung des Realitätsgehalts unserer Perspektive stark erschüttert wurde. Wir haben viele unserer Gewißheiten und Wahrheiten aufgeben müssen. Und das »neue Denken«, von dem wir oft sprechen, gilt ja nicht zuletzt für das Überdenken unserer bisherigen Vorstellungen vom Sozialismus und den Formen, in denen er bisher Realität wurde. Was wir mehr denn je brauchen, das ist historisches Verständnis. Infolge unseres humanistischen Glaubens an den Menschen, an die Arbeiterbewegung, haben wir zu unserer eigenen Geschichte in vielem ein eher idealistisches als realistisches Verständnis gehabt. Wir haben geglaubt, was anderen Gesellschaftsformen, anderen Klassen, anderen Parteien passiert ist, kann uns nie passieren. Die reale histori-

sche Entwicklung – der gründlichste Lehrmeister, den Menschen haben – belehrt uns eines anderen und Schlimmeren. Und dennoch: Wir sollten nicht in den umgekehrten Fehler verfallen. Die Oktoberrevolution bleibt – wie Rosa Luxemburg damals sagte – »eine Tat, die in Äonen nicht untergehen wird«. Es war ein weltgeschichtlicher Durchbruch, mit dem nahezu alles verbunden ist, was an menschlicher Vorwärtsbewegung in den vergangenen sieben Jahrzehnten erreicht wurde. Vor allem der Sieg über die faschistische Barbarei und die antiimperialistische Befreiungsbewegung der kolonisierten Völker.

Wenn wir unsere Epoche mit anderen vergleichen, wenn wir die sozialen Revolutionen unseres Jahrhunderts in Beziehung setzen zu den bürgerlichen Revolutionen der Vergangenheit, wenn wir die Ergebnisse der ersten sozialistischen Versuche – unter denkbar ungünstigen Voraussetzungen – mit den Ergebnissen jahrhundertelanger kapitalistischer Entwicklung vergleichen, dann erst werden wir ein reales Bild erlangen. Und dann werden wir, das ist meine tiefe Überzeugung, erkennen lernen, daß Kommunisten ihre historische Identität bewahren können, weil diese Identität nicht begrenzt ist durch das Gelingen oder Mißlingen der ersten Versuche sozialistischer Praxis.

In gewisser Weise sind wir zurückgeworfen auf das Ideal, auf den Glauben der frühen Arbeiterbewegung. Sie hatte ja keine gesellschaftliche Realität auf ihrer Seite... Aber es bleibt der tiefste und letzte Antrieb aller Arbeiterbewegung und aller sozialistischen Ideen seit ihren Ursprüngen: Der Kapitalismus ist keine menschenwürdige Gesellschaft. Er kann die sozialen, die ökologischen, die kulturellen und moralischen Probleme unserer Welt und unserer Zeit nicht auf menschliche Weise lösen. In diesem welthistorischen Sinne, besonders für die gewaltige Mehrheit der Menschheit in Asien, Afrika und Lateinamerika, bleibt der Sozialismus die gesellschaftliche Alternative zum Kapitalismus.

(Interview mit *Unsere Zeit*. UZ vom 15. September 1989, S. 10)

Jürgen Reusch

Intellektueller in der Partei



In der Pause einer IMSF-Konferenz

»Ich wollte nicht ohne Partei sein«, sagte Jupp zu mir auf einer unserer vielen gemeinsamen Autofahrten zwischen Bad Homburg und Frankfurt, vielleicht auf dem Weg zu einem IMSF-Treff. Es war etwa zu Beginn des Jahres 1991, und seine Bemerkung bezog sich auf seinen Übertritt von der DKP zur PDS, den er gerade ohne viel Aufhebens vollzogen hatte. Er hatte, sicher bewußt, nicht von »Austritt« gesprochen, er war »übergetreten«, ohne seine Mitgliedschaft in einem legitimen Zweig der marxistischen Parteiorganisation der Arbeiterklasse, die 1932 mit seinem Eintritt in die KPD begonnen hatte, auch nur für einen Tag zu unterbrechen. Das war ihm wichtig.

Jupp war der »grand old man« der DKP gewesen, er galt dafür und füllte diese Rolle aus auf seine bescheidene, unaufdringliche Art – als universell gebildeter, auch musisch und künstlerisch interessierter und begabter Intellektueller und Theoretiker. In der DKP war er einer der letzten jener Intellektuellen der Zwischenkriegsära, die unter dem Einfluß der Oktoberrevolution und der ihr folgenden revolutionären Kämpfe und unter dem Eindruck der tiefen Krise der tradierten bürgerlichen Intellektuellenrolle den Marxismus übernommen und den Anschluß an die proletarische Organisation gesucht hatten. Er verkörperte den Typus des »Parteiin-

tellectuellen« (Frank Deppe); die Partei war stolz auf ihn, mit Recht, und ein wenig färbte sein enormes Ansehen im Ausland und auch bei nichtkommunistischen Linken der BRD auf die kleine DKP ab. Solche wie ihn gab es selten in ihren Reihen. Unvergesslich sein Auftritt mit Wolfgang Abendroth und Hans Brender auf der großen Konferenz des IMSF »Intelligenz, Intellektuelle und Arbeiterbewegung in Westeuropa« 1985. Missionarisches Eiferertum und ideologische Rechthaberei waren diesem kleinen, freundlichen Mann fremd. Er hatte es nicht nötig, seinen GesprächspartnerInnen ein Gefühl der Kleinheit zu vermitteln, um sein eigenes Format zur Geltung zu bringen, wenn er nach längerem Zuhören das Wort ergriff, den Zeigefinger der rechten Hand hob, den Kopf schieflegte und mit seinen Augen funkelte, während er eindringlich sprach. Dann war sein Temperament zu spüren, dann zeigte sich hinter der sanften Seite seines Wesens ein hartnäckiger, gründlicher und oft unbequemer Denker.

Jupp mischte sich selten direkt in das tagespolitische Geschäft der DKP ein, wie er auch erwartete, daß die von ihm vertretene marxistische wissenschaftliche Arbeit, obwohl selbstredend auch als politische verstanden, vor bornierter tagespolitischer Indienstnahme verschont blieb. An entschei-

denden Punkten hielt er aber mit kritischer Intervention zu kommunistischer Politik nicht hinterm Berg, wenn auch häufig vergeblich oder ohne kurzfristigen Erfolg. Ich erinnere mich, wie er 1983 am Rande der Marx-Konferenz des IMSF in Trier Mitglieder der Parteiführung eindringlich ermahnte, ihre bisherige unfruchtbare Wahlstrategie der Alleinkandidatur zu überdenken, weil man, so Jupp sinngemäß, »nicht unbegrenzt mit dem Kopf gegen eine meterdicke Wand rennen« könne. Nach 1985 war es seine große Hoffnung, die Perestrojka werde auch in der DKP verkrustete Strukturen überwinden und erneuern helfen; dieser Hoffnung gab er vielfach öffentlich Ausdruck.

Das Beharrungsvermögen war aber meist stärker, und als es 1989 zur entscheidenden Auseinandersetzung in der DKP kam und die Spaltung unmittelbar bevorstand, erlebte Jupp eine seiner größten Enttäuschungen. Die Stimme der Vernunft wurde nicht gehört. Die Konfliktkommission, die Jupp im Juni 1989 in einem Brief an den damaligen Parteivorsitzenden angeregt hatte und deren Mitglied er danach für einige aufreibende und anstrengende Wochen auch war, scheiterte Ende August, obwohl er selbst maßgeblich zu einem Kompromißvorschlag beigetragen hatte, der für alle Seiten annehmbar hätte sein können. Die Sache hatte eine Vorgeschichte, und zwar auf dem Frankfurter Parteitag der DKP Anfang 1989. Dort hatte Jupp den konservativen Parteiflügel scharf kritisiert, der ja auch partiell in die Minderheit geriet. Er war aber dann fast noch härter mit dem Erneuererflügel ins Gericht gegangen, weil dieser dem Vorsitzenden und seiner Stellvertreterin bei der Wahl massenhaft das Vertrauen verweigerte – was dem konservativen Flügel wiederum Anlaß zur Rache bot. Erst im weiteren Verlauf dieses ereignisreichen Jahres rang sich Jupp zu der Erkenntnis durch, daß Integration nicht auf diese Weise, sondern nur noch, wenn überhaupt, durch ganz neue personelle Konstellationen und politische Kompromisse möglich sein könnte. Die Spaltung war aber nicht mehr zu verhindern. Rückblickend, in einem in der Zeitschrift »Sozialismus« veröffentlichten Artikel (Heft 6/90) mit dem nicht von Jupp selbst stammenden Titel »Das Ende der KP« nannte er als Ursachen: »Konservatives Beharrungsvermögen und Vorliebe für heilige dogmatische Formeln auf der einen Seite; Unverständnis und intellektuelle Arroganz gegenüber den eher traditionell geprägten Auffassungen vieler Arbeitermitglieder auf der anderen; die beiden Hauptströmungen gemeinsame Erblast der Intoleranz und Unfähigkeit zum rationalen Kompromiß«. Jupp zählte sich zu keiner der damaligen Strömungen und gehörte auch zu keiner. Den einen warf er vor, die Einheit der Partei und ihren Einfluß bei einem Teil der kritischen, jüngeren Intelligenz ideologischen Leerformeln geopfert zu haben, an den anderen kritisierte er, daß sie aus Selbst-

Josef Schleifstein

Lenin und die Parteifrage

Die Deformationen der Stalin-Periode und danach wurden möglich durch die Abkehr von Lenin, durch den Mißbrauch, die Pervertierung, die Vergewaltigung seiner Grundideen. Stalinismus – das ist zuallererst und in seinem innersten Kern Anteleninismus.

Dem Denken Lenins lagen zwei wesentliche Elemente zugrunde: Historizität und Dialektik, die beide eng miteinander verbunden waren. Jedes dieser Elemente aber richtete sich gegen die ahistorische Dogmatisierung einer bestimmten Idee und These; gegen den Verzicht auf konkret-historische Untersuchung; gegen das Kleben an einmal richtig gewesenen Formeln; gegen die Vereinseitigung und Verabsolutierung von Kampf- und Organisationsformen; gegen jeden Glauben an widerspruchsfreie Entwicklungen; gegen jeden Verzicht auf die ständige Überprüfung der eigenen Praxis an der sich verändernden gesellschaftlichen Realität. (Da Lenin auch nur ein Mensch war, hat er manche Fehler und Irrtümer begangen. Aber man nenne mir andere Politiker seiner oder späterer Epochen, die so oft und so offen über die

eigenen Fehler gesprochen und geschrieben hätten) ...

Seine Parteauffassung war die aus den damaligen Bedingungen und Aufgaben erwachsene; sie war geschichtlich bedingt und geschichtlich begrenzt. Was von ihr weiterleben sollte, ist nur konkret beantwortbar: durch die kritische Analyse der Entwicklung der kommunistischen Partei nach Lenins Tod; der Entstellungen und Vergewaltigungen, die Lenins Ideen in den folgenden Jahrzehnten erlitten; durch eine gründliche Untersuchung der gesellschaftlichen Bedingungen und der aus ihnen erwachsenden Aufgaben für eine von marxistischen Ideen geleitete Organisation unserer Tage.

(Josef Schleifstein, Lenins Auffassung der Parteiorganisation als geschichtliches Problem, in: Marxistische Blätter, Nr. 6/1990, Nr. 1 u. Nr. 2/1991; hier zitiert nach: D. Boris, W. Gerns, H. Jung (Hrsg.), Keiner redet vom Sozialismus – aber wir. Die Zukunft marxistisch denken; in Memoriam Kurt Steinhaus, Bonn 1992, S. 119 u. 131)

überschätzung nicht wirklich am Erhalt einer einheitlichen Partei interessiert gewesen seien.

Wohlgekannt: Der Zusammenbruch des realen Sozialismus, damals vor allem der DDR, mußte das damit verbundene Partei-Modell in seinen Grundfesten erschüttern. Das hätte auch keine Konfliktkommission verhindern können. Jupp war sich dessen bewußt; wohl aber hätte dieses Gremium zu einer intelligenteren und besonneneren Verarbeitung der Vorgänge beitragen können und müssen. So trat eine Situation ein, in der zu Jupps Leidwesen von der verbliebenen bundesdeutschen Organisation der KommunistInnen und ihrem Führungspersonal kein wirklicher Neubeginn erwartet werden konnte. Daß das alte kommunistische Partei-Modell, überhaupt das Prinzip einer separaten Parteiorganisation nur des kommunistischen Teils der Arbeiterbewegung, ausgedient hatte, stand für Jupp nunmehr außer Zweifel. Daß sich der führende Kern dieser Partei in den Zerfalls- und Spaltungsprozessen aber unfähig zeigte, das immer noch vorhandene Potential in eine Sammlungsbewegung für einen echten linken Neuanfang einzubringen, enttäuschte ihn abermals. Nicht daß er von der Rest-DKP eine Führungsrolle bei diesem Sammlungsprozeß erwartet hätte, im Gegenteil, er

hielt derlei für unmöglich. Aber er wünschte sich, daß die Partei sich, wenn auch spät, den veränderten Bedingungen nicht verschlösse. So saß er noch einmal als Gast am Ehrentisch bei einem Parteitag der DKP in Dortmund im März 1990 und verfolgte schweigend das Geschehen. Er ergriff nicht das Wort. Da war schon wieder zuviel Selbstgewißheit, zu viel unverdrossene ideologische Grobschlächtigkeit, zu wenig Bescheidenheit, Nachdenklichkeit und selbstkritische Reflexion. Die Position der Integration spielte nur noch eine marginale Rolle. Ein bedingungsloses Gesprächsangebot an die vielen Ausgetretenen und Hinausgedrängten unterblieb. Für Jupp war es ein Schlußpunkt, daran ließ er auf unserer gemeinsamen Heimfahrt keinen Zweifel. In dem erwähnten Artikel sprach er es wenig später öffentlich aus: »Der eingetretene spiellose Verlust an Glaubwürdigkeit aber kann keine geeignete Legitimation und Ausgangsbasis für eine die Kräfte zusammenführende, richtungsübergreifende Initiative der sozialistischen Linken in der Bundesrepublik sein.«

Dennoch zögerte Jupp noch fast ein ganzes Jahr, bis er sich der PDS anschloß, die für ihn in der ihm verbleibenden Lebenszeit zwar nicht annähernd eine solche politische Heimat wurde wie es die DKP gewesen war,

an der er jedoch schätzte, daß sie den Bruch mit den stalinistischen Strukturen und Methoden tatsächlich vollzogen hatte. Bedingungslose Identifikation mit dieser Partei aber lag ihm ferner denn je. Mit der PDS konnte aus Jupps Sicht die westdeutsche Linke den Stein der Weisen nicht einfach importieren; sie mußte nach dieser furchtbaren Niederlage ihre Hausaufgaben selbst machen. Er hielt eine »selbständige Initiative«, eine »Selbstorganisation linkssozialistischer Kräfte in der (alten – J.R.) Bundesrepublik« für unverzichtbar. Ja, die Niederlage brachte sogar einen neuen, lange verschütteten Traum wieder zum Vorschein: Den einer breiten sozialistischen (Partei-) Organisation, nun da Jupp nach dem Zusammenbruch des Realsozialismus die entscheidende Trennungslinie zwischen Kommunisten und Linkssozialisten als hinfällig erachtete. Seiner eigenen Person wollte er bloß noch einen bescheidenen Beitrag zur Verwirklichung dieses Traums zugestehen, er hoffte auf die Initiative linkssozialistischer Intellektueller und Gewerkschafter, die durch den Gang der Dinge noch am wenigsten diskreditiert waren. Und er war voller Hoffnung, ja, wie heute leicht zu sagen ist, voller Illusionen, es werde in den Jahren 1990/91 zu einer solchen Sammlungsbewegung kommen. Jupp entwickelte enorme Aktivitäten, telefonierte, schrieb Briefe, vermittelte Kontakte, initiierte Zusammenkünfte und nahm an ihnen teil. Im Juni 1990 begleitete er mich zu einem Treffen von Linken aus Ost- und Westdeutschland in Hannover, bei dem die Perspektiven ihrer Zusammenarbeit hinsichtlich der Bundestagswahl erörtert wurden. Jupp ließ auch die Kontakte zur DKP und deren Umfeld, z.B. zur Marx-Engels-Stiftung, nicht abreißen. Wie hätte er das auch gekonnt – die Partei war ihm, wie manchen anderen Intellektuellen auch, in seinem wechselvollen Leben doch nicht nur politische Heimat, sondern oft genug auch moralischer und materieller Rückhalt gewesen. Ausgrenzungen lagen ihm völlig fern, im Gegenteil, auch dieser Teil der Arbeiterbewegung sollte ja doch noch für eine breitere Sammlungsbewegung gewonnen werden, für eine neue, zeitgemäße Organisationsform, die die bestehenden und vergangenen positiv aufhob. Eine der letzten wichtigen theoretischen Arbeiten, mit denen Jupp Schleifstein dazu beitrug, war sein umfangreicher Artikel »Lenins Auffassung der Parteiorganisation als geschichtliches Problem« in den »Marxistischen Blättern« (H.6/90 – 2/91). Dort faßte er zusammen: Lenins »Auffassung der Parteiorganisation ... war geschichtlich bedingt und geschichtlich begrenzt. Was von ihr weiterleben sollte, ist nur konkret beantwortbar: ... durch eine gründliche Untersuchung der gesellschaftlichen Bedingungen und der aus ihnen erwachsenden Aufgaben für eine von marxistischen Ideen geleitete Organisation unserer Tage«.

Josef Schleifstein

In der Niederlage an sozialistischen Zielen festhalten

Wir dürfen uns über die ungeheuren Schwierigkeiten der ökonomischen Situation der DDR keine Illusionen machen. Die große Mehrheit Eurer Bevölkerung ist nach Öffnung der Grenzen einfach der elementaren Gewalt des »Konsumscheck« erlegen und glaubt nun, die »Einheit« könne auf magische Weise binnen kürzester Frist das Gefälle im materiellen Lebensniveau überwinden. Das ist sicher unmöglich, aber es bestimmt die Meinungen und Emotionen breitester Massen. Die von den oppositionellen Intellektuellen jüngerer und mittlerer Jahrgänge initiierte »sanfte Revolution« ist ja längst in diese Richtung umgekippt, und während die Initiatoren in ihrer Mehrheit wahrscheinlich einen geläuterten, vor allem demokratischen Sozialismus wollten – im Kern nichts anderes als die große Mehrheit Eurer Partei – werden sie nun, wie wir alle, das Gegenteil erleben. Die angestauten Probleme, Bedürfnisse, Forderungen, Erwartungen sind zu groß, daß den Leuten nur der große reiche Onkel in der westlichen Nachbarschaft imstande zu sein scheint, eine rasche Besserung herbeizuführen. Daran ist natürlich ein richtiger Kern: Investitionen, moderne Technik, Rationalisierung, Kredite können tatsächlich nur aus den reichen kapitalistischen Ländern, vor allem der Bundesrepublik, kommen. Das hat mit dem magischen Markt zunächst noch gar nichts zu tun, denn Marktmechanismen sind unter allen Eigentumsverhältnissen denkbar. Der fundamentale Fehler des bisherigen, weitgehend noch aus der Stalinzeit stammenden »Modells«, war wohl, die bürokratisch-zentralistische Planung zum abstrakten Credo gemacht, es nicht immer wieder an der Realität (und ihren Mißerfolgen) überprüft, nicht ständig aus Fehlern gelernt, anderes und Neues erprobt, vom Gegner gelernt zu haben etc. (Das wurde ja auch theoretisch von nicht wenigen wissenschaftlichen und wahrscheinlich noch mehr praktischen Ökonomen gesehen, aber da kam dann eben das entscheidende *politische* Hindernis der Gesamtentwicklung: das allweise Politbüro, am Ende die totale Gerontokratie).

Ich verstehe Deine Gefühle – es sind die aller »Fundamentalsozialisten« –, was den Ausverkauf der DDR betrifft. Er ist ja inzwischen massiv im Gange, und da die Wahlen sicher gegen die PDS, und damit gegen das gesellschaftliche Eigen-

tum an den wichtigen Produktionsmitteln, ausgehen werden, wird es nach dem 18. März einen Totalausverkauf geben, denn in einer bürgerlich-sozialdemokratischen DDR-Regierung werden keine Gegner einer massenhaften »Privatisierung« von Volkseigentum mehr existieren, und das werden sie verschleudern. Ich würde die Vorwürfe nicht an die Adresse von Modrow und Luft richten; sie sind die weitgehend hilflosen Erben von Katastrophopolitikern. Unmittelbar pragmatische »Milderungen« und »Teillösungen« sind nicht kritisierbar. Niemand von uns weiß, was er (sie) in einer solchen Lage machen könnte. Ein Rückzug, auch ein Rückzug *historischen Ausmaßes*, ist heute unvermeidbar. Kein Genie könnte da »gute«, »richtige«, »befriedigende« Lösungen anbieten, weil es sie ganz offensichtlich nicht gibt. Wer behauptet, sie zu kennen, ist ein Hochstapler. Ich habe mir – nach Eurer Entwicklung – abgewöhnt, die Leute in Ungarn oder Polen wegen ihrer pragmatischen »Lösungen« zu kritisieren. Was man macht, wenn man buchstäblich an der Wand steht, weiß ich nicht. Meine Kritik ist gewissermaßen auf den historisch-philosophischen Kern »geschrumpft«, ganz im Sinne Deines und meines Fundamentalsozialismus: was immer man gezwungen sein mag, heute *praktisch* zu tun, man darf nicht seine Substanz opfern, und das ist die sozialistisch-kommunistische Grundidee.

In meinen Antworten im »UZ«-Interview hatte ich gesagt, wir seien in »gewisser Weise« auf die Ideale der frühen Arbeiterbewegung »zurückgeworfen«, wir hätten keinen praktischen sozialistischen Kraftspender mehr, und ich habe hinzugefügt, ich scheue mich nicht, von einem Antriebskraft für sozialistisches Denken und Handeln (wenn es in der SU nicht gelingt, den friedlichen und demokratischen Erfolgen der »Perestroika« ökonomische und soziale hinzuzufügen), wird aller Wahrscheinlichkeit nach für eine *längere historische Zeitspanne* wieder ex negativo zu bestimmen sein: der Kapitalismus ist keine menschenwürdige Gesellschaft, und auch wenn wir die Alternative nicht genau kennen, auch wenn sich die bisherigen Methoden, Formen, Wege als falsch, ja teilweise als schlechter erwiesen haben als in den fortgeschrittenen kapitalistischen Ländern, der Kampf für eine Alter-

native muß geführt werden, vor allem im Interesse der Menschheitsmehrheit der schwachentwickelten Länder. Übrigens erleichtern die furchtbaren Fehler der Vergangenheit und die Schändung sozialistischer »Ideale« natürlich auch die Neubestimmung der Ziele, der Wege, der Methoden, der Tempi etc.

In der Beobachtung und Beurteilung Eurer jetzigen »jungen« Leute (meist mittleren Alters) würde ich ein *hohes Maß an Milde* walten lassen. Nicht nur, weil die *Vorgänger* das Land und die Partei in den Abgrund gestoßen haben, sondern weil der Grad der Diskreditierung, der Verlust der Glaubwürdigkeit, ja des schieren Hasses so grauenvoll ist, daß Worte, Begriffe, Formeln, neue Parolen, die neumodischen Floskeln etc. (was ja gar nicht ausgereift sein kann, und dem man das unsichere Tasten überall anmerkt) mir nicht das Wichtigste zu sein scheinen. Es ist in Eurer Situation ja fast »Heldenmut«, vor allem an der Basis, in der Partei bleiben zu wollen. Ausschlaggebend scheint mir, daß eine politische Kraft (plus geistige natürlich) erhalten bleibt, die den Sozialismus als demokratisches und humanistisches Ziel nicht aufgibt. Der »dritte« Weg ist gewiß geschmacklos, nur als Alternative sowohl gegen den monopolistischen Kapitalismus als auch gegen das bisherige bürokratisch-zentralistische, stalinistische »Sozialismusmodell« hat die Formel ja einen realen Kern. Was Eure »Plattform« will, weiß ich nicht. Nur würde ich Dir raten: sei allem skeptisch gegenüber, das nur auf alten, wenn auch noch so geheiligten Glaubenssätzen etc. bestehen will. Wir stehen, auch das hatte ich in dem Interview gesagt, an einem *weltgeschichtlichen* Einschnitt. Wir müssen *alles* neu durchdenken. Da gilt es, sich nicht nur vor den Opportunisten und Wendehälsen, sondern auch vor denen zu hüten, die entweder *alles noch* immer oder bereits *wieder* wissen. Wir brauche *Jahre* des Aufarbeitens und Suchens.

(Brief an Prof. H. in Ostberlin v. Anfang Februar 1990 – Auszug)

Joachim Bischoff

Schließlich auf dem Dritten Weg

Vor nahezu zwanzig Jahren lernte ich Jupp Schleifstein kennen. Wir hatten ihn nach Westberlin eingeladen. Mehrere Dutzend Interessierte versuchten in einem politisch-wissenschaftlichen Projekt eine kritische Aneignung der verschiedenen Positionen innerhalb der marxistischen Theorie. Ausgangspunkt war eine längere Auseinandersetzung mit der Marxschen Kritik der politischen Ökonomie, die in diversen Arbeitskreisen innerhalb des Sozialistischen Studentenbundes (SDS) Mitte der sechziger Jahre entstanden war.

Wichtiger als die öffentliche Diskussionsveranstaltung an der Universität waren für uns jedoch die Auseinandersetzungen in einem workshop zu grundsätzlichen Problemen marxistischer Theorie. Wir hatten uns in einer Arbeitsgruppe (Projekt Klassenanalyse) längere Zeit mit den theoretisch-politischen Positionsbestimmungen von Lenin auseinandergesetzt und zu der These durchgerungen, daß die Ikonisierung Lenins sowohl die Auseinandersetzung mit der real praktizierten Sozialismuskonzeption blockierte, als auch die Aktualisierung des Marxismus im Hinblick auf die modernen Gesellschaftsstrukturen der kapitalistischen Metropolen verstellte. Die ausführlichen Debatten hatten zudem eine unmittelbare politische Brisanz in einer Zeit, in der die Legalisierung der kommunistischen Partei massiven Widerstand von gesellschaftlich-

staatlichen Kräften hervorrief, bis schließlich durch den berüchtigten Ministerpräsidentenerlaß die Einschränkung der politischen Bürgerrechte für Kommunisten und Sozialisten rechtskräftig wurde.

Die Eindrücke von dieser ersten Begegnung wurden in den vielen nachfolgenden Begegnungen und Debatten immer wieder bestätigt: Genosse Schleifstein beharrte auf einer grundsätzlich anderen Sichtweise; aber sein Argumentationsreichtum und die immer wieder durchschimmernde Anerkennung von anderen Positionen, auch wenn er sie sich selbst nicht zu eigen machen konnte und wollte, machten solche Auseinandersetzungen stets zu einem Lehrstück im Umgang mit den real existierenden Meinungs- und Auffassungsunterschieden in der bundesrepublikanischen Linken. Gerade weil eine solche leidenschaftliche, aber konstruktiv-tolerante Herangehensweise in allen Strömungen und Tendenzen der Linken die Ausnahme war, hatte Jupp Schleifstein stets Einfluß und Autorität über den engeren Wirkungskreis hinaus. Die Bereitschaft zur offenen Auseinandersetzung, gepaart mit der eindrucksvoll bescheidenen Lebensart, machten ihn zu einer überragenden Persönlichkeit, wo doch ansonsten die politische Kultur der sozialistisch-kommunistischen Linken stark durch persönliche Eitelkeiten und taktische Bündnisse geprägt war.

Die Ikonisierung Lenins und die Mytho-

logisierung des Leninismus anzugreifen, das schien Jupp Schleifstein weder theoretisch begründet noch politisch sinnvoll zu sein. Diese Differenz begleitete unser Wirken die nächsten Jahrzehnte. Die folgenreiche Niederlage und den Zusammenbruch der staatssozialistischen Gesellschaften auf unserem Kontinent hat die Linke insgesamt nicht verhindern können. Weder das geduldige Drängen auf Veränderungen, noch das Einfordern von grundsätzlichen Systemkorrekturen haben soviel Wirkung gezeigt, daß die real existierende Alternative zum Kapitalismus gegenüber den verstärkten Herausforderungen hätte bestehen können.

Die wechselvolle Geschichte der marxistischen Linken in der alten Bundesrepublik ist durch Jupp Schleifstein wesentlich mit geprägt worden. Das im Dezember 1968 gegründete Frankfurter »Institut für Marxistische Studien und Forschungen« hätte ohne ihn schwerlich die herausragende politisch-theoretische Bedeutung erlangt, die dieses der DKP nahestehende Projekt für die westeuropäische Linke, aber auch für den staatssozialistischen Bereich entwickelte. Jupp Schleifstein stand nie für ein politisches oder persönliches Arrangement mit einem verkümmerten und dogmatisierten Marxismus und einer entsprechenden Sozialismuskonzeption zur Verfügung. Auch die direkten Angriffe der kommunistischen Partei auf linkssozialistische oder sogenannte »eurokommunistische« Strömungen innerhalb der bundesrepublikanischen Linken wurden von ihm nicht geteilt.

Im Jahre 1990, angesichts des Zusammenbruchs der staatssozialistischen Gesellschaftsformationen und der Zersetzungsprozesse der westlichen kommunistischen Parteien, stellte er selbstkritisch auch eine persönliche Verantwortung für die historische Niederlage der Arbeiterbewegung und der politischen Linken heraus. Jupp Schleifstein wollte weder weitermachen wie bisher, noch sich resignativ oder enttäuscht aus der politisch-theoretischen Auseinandersetzung verabschieden. Er vertrat im persönlichen Gespräch, in seinem eindringlichen Brief an alle »Parteirichtungen« zum Jahresende 1989/90, wie auch publizistisch die Einschätzung, daß »die Kommunisten in der Bundesrepublik als parteipolitische Formation nicht mehr in der Lage sind, sich selbst aus dem Sumpf zu ziehen«. Entscheidend für diese Beurteilung war nicht die jahrzehntelange Mithilfe bei der Verschleierung der die sozialistische Entwicklung deformierenden Tatsachen. Schleifstein vertrat die Auffassung, daß sich die politisch-theoretischen Positionen der Parteikommunisten als falsch, als unkritisch, als beschönigend, als realitätsfremd erwiesen hatten.

Jupp Schleifstein nahm die große Erschütterung und Verunsicherung der vielen Menschen, die sich im guten Glauben für eine bessere Welt eingesetzt hatten, sehr ernst. Aber gerade die Ideale und das opferreiche Engagement erforderten jetzt eine rie-



Im Gespräch mit dem Gewerkschafter und Kommunisten Werner Ronig, Velbert

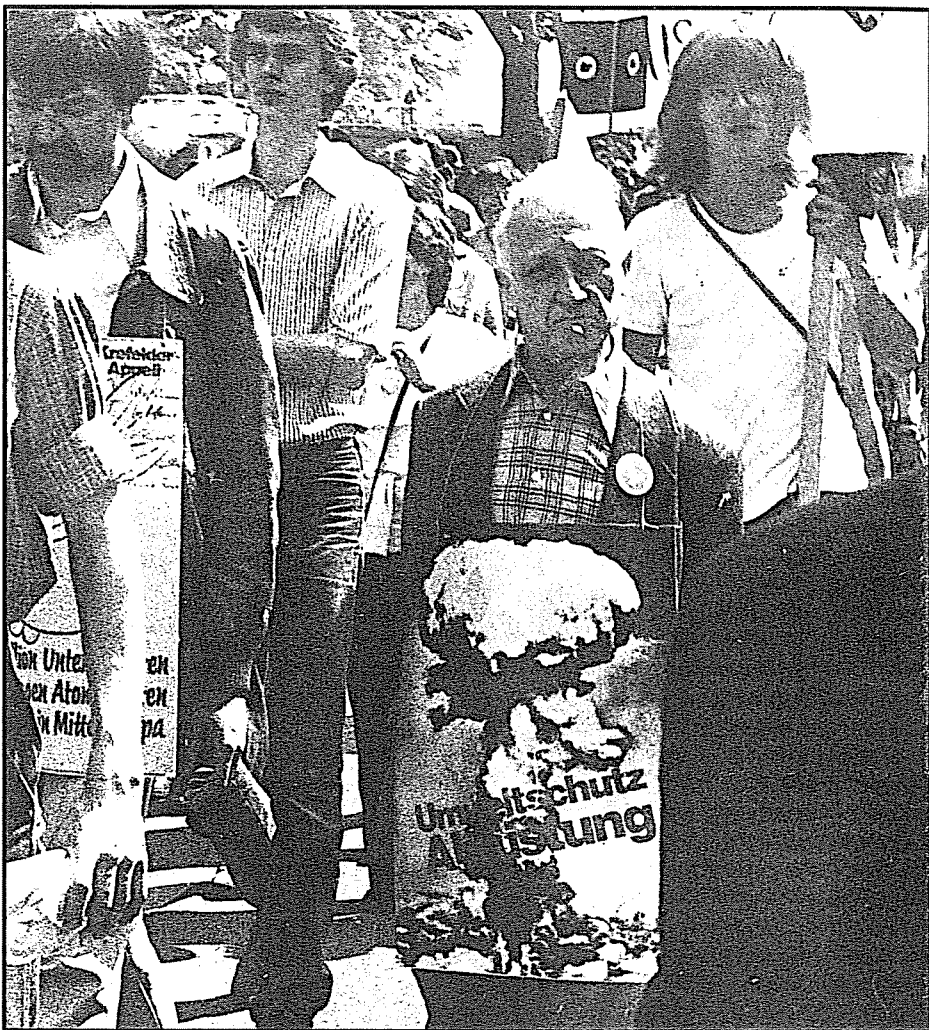
sige Anstrengung. Es war keine einfache Schlußfolgerung, wenn er feststellte, daß viele der langjährigen Kampfgefährten zu diesem Sprung nicht bereit waren. Aus dem Sumpf würden die Kommunisten nicht herauskommen, weil sie zu radikaler Selbstkritik in sachlicher, keine der Richtungen ausgrenzender Diskussion auch in der Stunde der historischen Niederlage nicht fähig waren. »Intoleranz und Unfähigkeit zum rationalen Kompromiß« – so seine Bewertung – mußten nicht nur den Spaltungs- und Zerfallsprozeß der DKP vertiefen, sondern würden ebenso die Zusammenführung der anti-kapitalistischen und sozialistischen Linken in der erweiterten Bundesrepublik erneut erschweren und verzögern.

Gut sechzig Jahre hatte sich Schleifstein für die Aufgaben eingesetzt, die ihm die kommunistische Partei übertragen hatte. Gerade weil er eben nicht jede Wendung unkritisch mitmachte, war dies auch für ihn persönlich kein bequemer Weg. Angesichts des offenkundigen Scheiterns der staatssozialistischen Konzeptionen forderte und praktizierte er einen politisch-theoretischen Neuanfang. Unerbittlich mahnte er zu verstärkten Anstrengungen, gerade jetzt dürften sich die Marxisten keine von Selbstmitleid bestimmte Ruhephase gewähren. Seine Forderung nach einer alle linken Kräfte zusammenführenden, richtungsübergreifenden Initiative der sozialistischen Linken wurde von vielen verbal geteilt. Aber über den eigenen ideologischen Schatten springen wollten nur wenige.

Die Bilanz ist erschreckend: Ein von radikaler Selbstkritik geleiteter Erneuerungs- und Umdenkungsprozeß hat nur partiell stattgefunden. Nicht die emotionalen Verletzungen und vielfachen Selbstzweifel sind das Grundübel, sondern – wie Schleifstein es ganz richtig beschrieben hat – »konservatives Beharrungsvermögen und Vorliebe für heilige dogmatische Formeln auf der einen Seite und Unverständnis und intellektuelle Arroganz gegenüber den eher traditionell geprägten Auffassungen aus dem Arbeitermilieu auf der anderen Seite«.

Es ist bezeichnend, wenn heute von den ehemaligen GenossInnen der kommunistischen Partei sein Austritt aus der DKP und sein Engagement in der PDS zur Entwicklung einer linkssozialistischen gesamtdeutschen Formation als persönliche Verbitterung interpretiert werden. Dahinter steht die Einschätzung, daß ein Genosse mit so viel praktischer Erfahrung der Bewegung auch dann die Treue hält, wenn ihr historisches Versagen aus eigener Schuld erwiesen ist und nicht mehr bestritten werden kann. Aber schon aus den historischen Wendemarken des Lebens von Jupp Schleifstein geht hervor, daß die Anpassung an Alltagsstrukturen nicht seine Maxime war.

Nicht Verbitterung, sondern selbstkritische Reflexion der total veränderten Bedingungen motivierten ihn 1990 zum Bruch mit der KP und zum Plädoyer für eine Samm-



Auf einer Friedensdemonstration

lungsbewegung der sozialistischen Linken. Vor dem Hintergrund seiner historischen Erfahrung sah Schleifstein klarer als viele andere, daß wir in allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens mit sozialreaktionären, antidemokratischen, gewerkschaftsfeindlichen, auf Zurückdrängung der Linken und der humanistischen Kräfte gerichteten Entwicklungen konfrontiert werden. Das Maß der Niederlage wird davon abhängen, an welcher Stelle uns die Errichtung einer Widerstandslinie gelingt. Nach mehr als zwei Jahren deutscher Einheit wissen wir, daß wir von diesem Ziel weit entfernt sind.

Es hat keine selbständige Initiative oder gar Selbstorganisation linkssozialistischer Kräfte in der Bundesrepublik gegeben. Immer wieder drängte Jupp Schleifstein darauf, angesichts der tiefen Krise der Sozialdemokratie in den kapitalistischen Metropolen und dem real-gesellschaftlichen wie ideologischen Zusammenbruch aller staatssozialistischen Konzeptionen in dieser Richtung tätig zu werden. Aber nach wie vor prägt Zersplitterung und Sektenmentalität die sozialistische Linke, und der Versuch, mit der PDS zu einer gesamtdeutschen Sammlungsbewegung der antikapitalistischen Kräfte zu kommen, ist gescheitert. Was er im Sommer 1990 als »das Wichtigste« bezeichnete – »die Verständigung auf gemeinsames ak-

tuelles Vorgehen und auf eine fundierte linke Reformpolitik« – ist heute noch dringlicher geworden in einer Republik, deren politische Tagesordnung nahezu ausschließlich von den Manövern eines bröckelnden neokonservativen Blocks sozialer Kräfte und den Parolen der rechtspopulistischen Strömungen bestimmt wird. Daß die Sozialdemokratie als politische Opposition faktisch ausfällt, ja, daß sie sich erneut der Realpolitik der politischen Rechten anpaßt, kann nicht überraschen, wenn der politische Druck seitens der sozialistischen Linken ausbleibt. Die bundesrepublikanische Linke wird der hieraus erwachsenden Verantwortung nicht gerecht, sie hat der zunehmend gefährlicher werdenden Zuspitzung der sozialen Antagonismen und ihrer nationalen, ethnischen oder mythologisch verbrämten Ausdrucksformen kaum etwas entgegenzusetzen.

Es ist hohe Zeit darüber nachzudenken, weshalb eine Erneuerung der marxistisch orientierten Linken in der Bundesrepublik durch linkssozialistische Gewerkschafter und Intellektuelle nicht zustande gekommen ist. Gerade angesichts dieser unverzichtbaren selbstkritischen Bilanzierung wird deutlich, wie sehr uns Jupp Schleifstein fehlen wird.

Josef Schleifstein

... ein neues Sozialismusverständnis erarbeiten

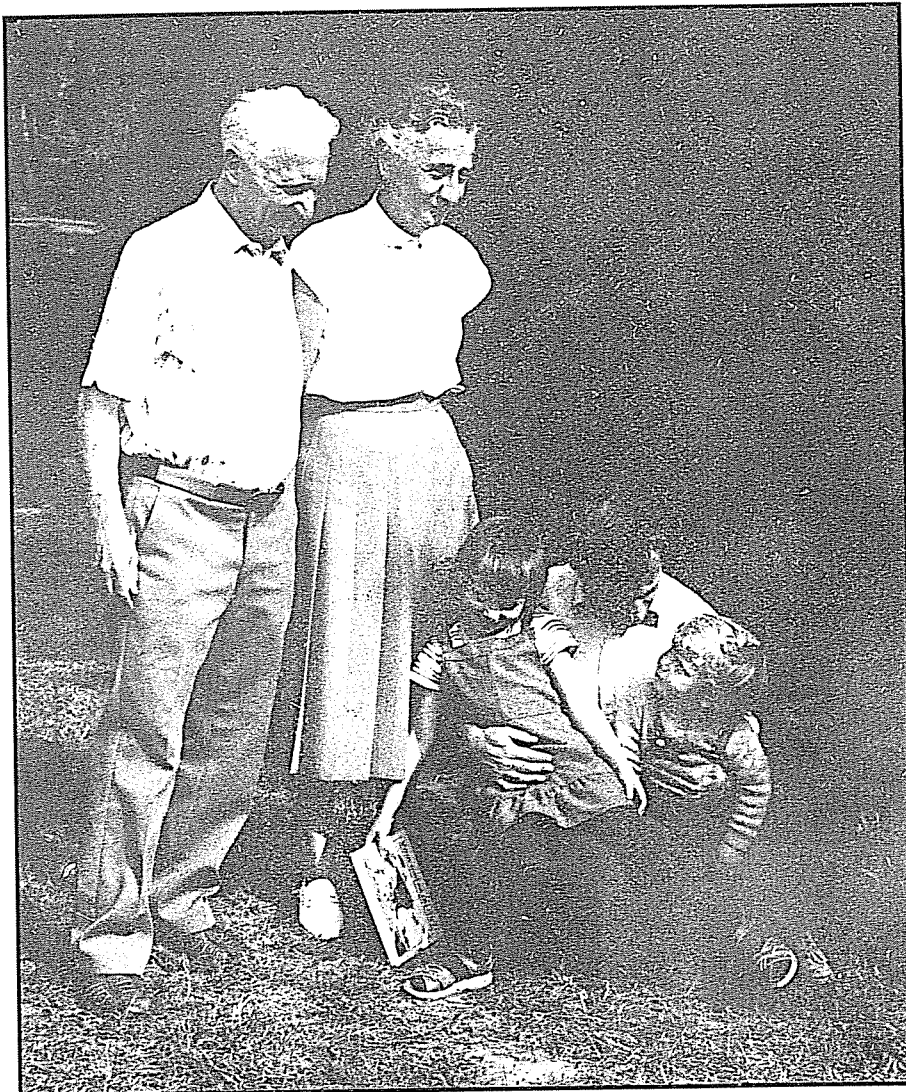
Wir müssen uns gewiß ein neues Sozialismusverständnis erarbeiten, in das sowohl die Aufarbeitung der bisherigen Entwicklung als auch die neuen Menschheitsfragen werden eingehen müssen. Ich hatte schon im September in dem UZ-Interview gesagt, daß wir auf die Ideale der frühen Arbeiterbewegung zurückgeworfen sind, und ich würde hinzufügen, daß der Sozialismus auch dann (als Idee) nicht tot wäre, wenn wir ihn weitgehend negativ, als Gegensatz zu den Gebrechen, Ungerechtigkeiten, Unmenschlichkeiten des Kapitalismus definieren müßten. Es kommt folgendes hinzu: illustrieren will ich den folgenden Gedanken an einem Beitrag, den ich kürzlich auf eine Bitte linker Gewerkschafter in der Diskus-

sion einer, von Dieter Wunder in den »Gewerkschaftlichen Monatsheften« initiierten, Auseinandersetzung verfaßt habe. Dieter Wunder hatte u.a. gesagt: »Für die Gewerkschaften gibt es keinen Grund mehr, ihren Beschlüssen die Vorstellung einer alternativen Gesellschaftsordnung zugrunde zu legen – es gibt derzeit keine realistische Vorstellung einer wünschenswerten Alternative. Es gibt nur die kapitalistische Gesellschaft mit ihren Stärken und Schwächen sowie die Kritik an ihr und gewisse Leitideen, in welcher Richtung sich eine kapitalistische Gesellschaft verändern sollte.« Ich habe darauf u.a. geantwortet: »Wenn es »derzeit« keine »realistische Vorstellung« einer erstrebenswerten Gesellschaftsalternative gibt,

so ist das kein Beweis..., denn es ist durchaus denkbar, daß gerade eine kritisch-historische Aufarbeitung des gescheiterten »realsozialistischen« Modells dazu beitragen kann, derartige Vorstellungen zu erarbeiten. Ferner: Wunder pflanzt ein uraltes Tabu auf: Jenseits des Kapitalismus kann es nichts geben, alle Vorstellungen und Hoffnungen von einer besseren, gerechteren Gesellschaft müssen auf »gewisse Leitlinien« beschränkt werden, die zur Veränderung der kapitalistischen Gesellschaft führen. Aber auch das kann er natürlich nicht beweisen, und eine mehr als 150jährige Geschichte der Arbeiterbewegung mahnt hier sehr zur Vorsicht. Woher wollen wir heute wissen, ob zum Beispiel die Leitideen, die er am Schluß seines Aufsatzes selbst anführt – Gleichheit (offenbar soziale Gleichheit), Demokratie in allen Bereichen der Gesellschaft, auch in der Wirtschaft, Anwendung ökonomischer Interessen im Dienste aller –, im Rahmen und in den Grenzen kapitalistischer Gesellschaftsstrukturen jemals realisierbar sein werden? Auch die Länder mit der höchsten Arbeitsproduktivität, dem größten akkumulierten gesellschaftlichen Reichtum, den stärksten Gewerkschaften haben bisher nicht den historischen Beweis erbringen können, daß gewerkschaftliche Forderungen wie die oben genannten (ich hatte Forderungen aus dem DGB-Grundsatzprogramm angeführt) im Rahmen kapitalistischer Wirtschaftsstrukturen errungen werden können.« Das ist natürlich nur die negative Beweisführung.

Wir müssen das sozialistische Ziel gründlich neu bestimmen, und diese Bestimmung wird sich nicht auf Ökonomie u. Politik beschränken dürfen. Der Sozialismus wird in universell-gesellschaftlichen Kriterien zu bestimmen sein, so daß schon von daher der Mißbrauch zumindest erschwert wird: ökonomisch (incl. nichtentfremdetes Gemeineigentum), sozial, politisch (incl. räte- u. basisdemokratisch), ökologisch, frauenemanzipatorisch, internationalistisch (im neuen, hauptsächlich auf die praktische Solidarität mit der Menschheitsmehrheit in Asien, Lateinamerika u. Afrika gerichteten Zielen), geistig-kulturell, ethisch-moralisch. Ich halte gerade die möglichst universelle Bestimmung im humanistisch-demokratischen Sinne für entscheidend, um die Idee des Sozialismus als Menschheitsbefreiungsidee zum Kern künftiger Sozialismusvorstellungen und ihnen entsprechender sozialer und politischer Praxis zu machen.

(Brief an L. vom 31.3.1990 – Auszug)



Mit Frau, Enkeln und Schwiegersohn Mitte der 80er Jahre

Aktualität radikaler Reformen

Die Radikalität einer sozialistischen Reformorientierung – das was sie von der SPD und den Grünen unterscheidet, und wie ich meine, ein Grund der Unentbehrlichkeit einer selbständigen linkssozialistischen Politik ist – muß ihre Quelle in einer den Kapitalismus transzendierenden, die großkapitalistischen Interessen nicht als ersten und letzten Maßstab des gesellschaftlich Möglichen anerkennenden Politik haben.

Es ist richtig: Die sozialistische Linke muß sich eine neue Sozialismuskonzeption erarbeiten. Doch das wird unvermeidlich Zeit kosten, weil es dazu der gründlichen Aufarbeitung der geschichtlichen Erfahrungen und der Analyse der gewaltigen Veränderungen in den letzten Jahrzehnten bedarf – sowohl der neuen Probleme (Klassen- und Menschheitsfragen, Ökologie, Frauenemanzipation, Charak-

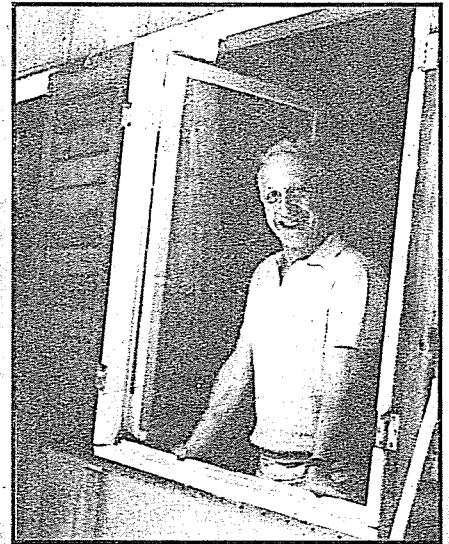
ter der Produktivkraftentwicklung, Ungleichzeitigkeit der Entwicklung der verschiedenen »Welten«, Kontrolle von Wissenschaft und Technik aus sozialen und ethischen Gründen etc.) wie der innerkapitalistischen Wandlungen. Hier sollte man sich auf einen längeren Diskussionsprozeß einrichten, der so offen wie irgend möglich und auf eine breite kollektive Arbeit gestützt sein müßte. Vorzeitige ideologisch-theoretische Fixierung wäre da eher eine Barriere. Das Wichtigste jedoch in der aktuellen Situation ist die Verständigung auf gemeinsames aktuelles Vorgehen und auf eine fundierte linke Reformpolitik.

(Josef Schleifstein, *Das Ende der KP. Oder: Neue Herausforderungen für die Linke*, in: *Sozialismus*, Nr. 6 (Juni) 1990, S. 27)

Revolutionstheorie und heutige Welt

Mit der Revolutionstheorie sollten wir es uns nicht zu einfach machen. Hier gibt es riesige Unterschiede zwischen den wenigen reichen und den sehr vielen und ganz verschiedenen anderen Ländern (kleine, relativ entwickelte kapital. Länder mit starken sozialen Spannungen; Schwellenländer; die großen Entwicklungsländer; die ärmsten Länder). Eine Revolutionstheorie (die es ja trotz der Losung »Weltrevolution« auch nach dem 1. Weltkrieg nie gegeben hat) kann es unmöglich mehr geben (es sei denn die Klimakatastrophe nimmt so dramatische Formen an, daß die Menschheit insgesamt zu revolutionärer Verzweiflung getrieben wird). Nur in den höchstentwickelten Ländern sind revolutionäre Veränderungen im sozialrevolutionären Sinne in weite Ferne gerückt; in den anderen Teilen der Welt muß man mit apodiktischen Aussagen vorsichtig sein. Überhaupt halte ich die Ungleichzeitigkeit der Entwicklung (nicht in dem schablonenhaften, bisher als »Erklärung« für alles dienenden Sinne) für den vielleicht tiefsten und die furchtbarsten Gefahren in sich bergenden Widerspruch der gegenwärtigen Menschheitssituation. Einerseits ist die Menschheit durch die kapitalistische Entwicklung erstmals eine reale geschichtliche Kategorie (Wirtschaft, Verkehr, Kommunika-

tion) und es sind durch Rüstung und Umweltzerstörung ebenso reale Überlebensprobleme für die ganze Menschheit entstanden, andererseits aber ist die soziale, die innere gesellschaftliche Situation der verschiedenen »Welten« so unterschiedlich und gegensätzlich, daß es unmöglich scheint (oder sogar ist) die Lösungswege auf einen Nenner zu bringen, sie in einer Richtung zu denken, geschweige denn zu planen. Nun ist es aber leider so, daß die Entwicklung noch überall von den unmittelbaren sozialen Problemen bestimmt wird, und solange weder Kapitalisten noch Sozialisten, weder die Kirchen noch die Atheisten in den reichen Ländern bereit sind, ihren Völkern zu sagen, daß alles Gerede von Menschheitsfragen, von Entwicklungshilfe, von Solidarität und Moral die schiere Heuchelei von Luxusgeschöpfen ist, wenn wir nicht 10 oder 20 oder 30 Prozent unseres Nationaleinkommens für die armen Länder opfern, solange scheint eine Katastrophe fast unvermeidbar. Gäbe es in Indien oder China oder einem anderen menschenreichen Land einen Marx (nicht nur einen Fanon), der uns den Spiegel vorhalten würde, zumindest den noch nicht völlig Skrupel- und Gefühlslosen unter uns, würde der Geschmack an unserer moralischen Phraseologie für immer vergehen. Hier



sehe ich eine unaufschiebbare und täglich wichtiger werdende Aufgabe für Sozialisten (natürlich nicht nur für sie).

Aber zurück zum engeren Thema. Ich habe gar keine Differenzen mit Dir, was den »radikalen Reformismus« betrifft... Unsere Differenz liegt wohl in folgendem: ist ein radikaler (was ja wohl auch heißen muß antikapitalistischer) Reformismus möglich ohne transzendierende Idee, ohne – wie immer wir es nennen wollen – über den Kapitalismus hinausweisendes Ideal, Utopie, Vision. Und muß dieser – ich bleibe mal bei Antikapitalismus – nicht auch in die »Radikalität« unserer Reformvorschläge Eingang finden, muß er da nicht durchscheitern. Du wirst bei mir seit langem die Auffassung finden, daß im realhistorischen Prozeß die Marxisten, die Revolutionäre – nicht die Phantasten unter ihnen – immer auch die besseren Reformisten waren, weil sie einfach die entschiedeneren, leidenschaftlicheren Kämpfernaturen waren. Und noch eins: die Verabschiedung von konkreten revolutionären Aussichten, nahen und mittleren Zielsetzungen, einfach weil es unter unseren Bedingungen nirgends irgendwelche konkreten historischen Ansatzpunkte gibt, heißt ja nicht Abschied nehmen a) von dem philosophisch-erkenntnistheoretischen Grundsatz, daß es immer in der Geschichte evolutionäre und revolutionäre Entwicklungsformen geben wird; und b) daß der Übergang, in welchen Formen er sich auch vollziehen mag, vom heutigen Kapitalismus zu einer humanen, allen Gesellschaftsmitgliedern dienenden Gesellschaft (ich würde sie immer noch sozialistisch oder kommunistisch nennen wollen) ein revolutionärer Vorgang sein wird, ein qualitativer, tiefgehender, fundamentaler Veränderungsprozeß.

(Brief an L. vom 31.3.1990 – Auszug)

Bücher und wichtige Publikationen von Josef Schleifstein

(Deutsche Erstausgaben)

Was ist der Marshall-Plan?, Hrsg. Parteivorstand der KPD, Frankfurt/Main 1949 (Pseudonym: J. Schopp).

Franz Mehring (kurze biographische Studie), Dissertation, Leipzig, Philosophische Fakultät (Maschinenschriftlich).

Franz Mehring. Sein marxistisches Schaffen 1891-1919, Rütten & Loening, Berlin 1959.

Gemeinsam mit Thomas Höhle und Hans Koch Herausgeber von: Franz Mehring: Gesammelte Schriften, Bd. 1-15, Dietz-Verlag, Berlin 1960-1967.

Gemeinsam mit Gerhard Harig Herausgeber von: Naturwissenschaft und Philosophie. Beiträge zum internationalen Symposium

über Naturwissenschaft und Philosophie anlässlich der 550-Jahr-Feier der Karl-Marx-Universität Leipzig, Akademie-Verlag, Berlin 1960.

Gemeinsam mit Johannes Henrich von Heiseler Herausgeber von: Lenin über Trotzki, Verlag Marxistische Blätter (VMB), Frankfurt/Main 1969.

Mitarbeit und Mitredaktion von: IMSF (Hrsg.): Die Septemberstreiks 1969, IMSF/Pahl-Rugenstein Verlag, Frankfurt/Main/Köln 1969/70.

Mitherausgeber von: Die Frankfurter Schule im Lichte des Marxismus, VMB, Frankfurt/Main 1970.

Mitarbeit und Mitredaktion von: IMSF (Hrsg.): Mitbestimmung als Kampfaufga-

be, Pahl-Rugenstein Verlag, Köln 1971. Kleines Lenin-Wörterbuch, VMB, Frankfurt/Main 1971.

Einführung in das Studium von Marx, Engels und Lenin, Beck, München 1972.

Zur Geschichte und Strategie der Arbeiterbewegung (Ausgewählte Beiträge), VMB, Frankfurt/Main 1975.

Gemeinsam mit Kurt Bayertz: Mythologie der »kritischen Vernunft« (Zur Kritik der Erkenntnis- und Geschichtstheorie Karl Poppers), Pahl-Rugenstein Verlag, Köln 1976.

Herausgeber von: Franz Mehring: Politische Publizistik. Eine Auswahl in zwei Bänden, VMB, Frankfurt/Main 1977.

Gemeinsam mit Heinz Jung: Die Theorie des staatsmonopolistischen Kapitalismus und ihre Kritiker in der Bundesrepublik Deutschland, VMB, Frankfurt/Main 1979.

Die »Sozialfaschismus«-These. Zu ihrem geschichtlichen Hintergrund, VMB, Frankfurt/Main 1980.

Mitarbeit und Mitredaktion von: IMSF (Hrsg.): Der Staat im staatsmonopolistischen Kapitalismus der Bundesrepublik, Teil I, IMSF, Frankfurt/Main 1981.

Marxismus und Staat. Zur Entwicklung der Staatsauffassung bei den marxistischen Klassikern, VMB, Frankfurt/Main 1982.

Herausgeber von: Hans Fladung: Erfahrungen. Vom Kaiserreich zur Bundesrepublik, Röderberg-Verlag, Frankfurt/Main 1986.

Mitautor von: Stalins Schatten. Stalin und die westeuropäischen Kommunisten, Edition Marxistische Blätter, Neuss 1989.

Gemeinsam mit Günter Judick und Kurt Steinhaus Herausgeber und Einleitung zu: KPD 1945-1968. Dokumente, 2 Bände, Edition Marxistische Blätter, Neuss 1989.

Lenins Auffassung der Parteiorganisation als geschichtliches Problem; Aufsatzserie in: Marxistische Blätter, Essen, Nr.6/1990, 1/1991, 2/1991.

Über Josef Schleifstein

Frank Deppe, Willi Gerns, Heinz Jung (Hrsg.): Marxismus und Arbeiterbewegung. Josef Schleifstein zum 65. Geburtstag, VMB, Frankfurt/Main 1980 (mit vollständiger Bibliographie bis 1980).

Robert Steigerwald: Josef Schleifstein wird siebzig. Das ist unser Jupp, in: Unsere Zeit vom 15. März 1985.

MSB Spartakus (Hrsg.): Intellektuelle in der Arbeiterbewegung. Diskussion mit Wolfgang Abendroth, Hans Brender und Josef Schleifstein, Weltkreis-Verlag, Dortmund 1986.

Josef Schleifstein: Der Intellektuelle in der Partei. Gespräche, Verlag Arbeiterbewegung und Gesellschaftswissenschaft, Marburg/L. 1987.



Am 70. Geburtstag: 15. März 1985

Autorinnen und Autoren

Bachmann, Kurt, 1909, Köln, antifaschistischer Widerstandskämpfer, ehemaliger Vorsitzender der DKP, Führungsmittglied der KPD und DKP

Bischoff, Dr. Joachim, 1944, Hamburg, Mitglied der Sozialistischen Studiengruppen (SOST), Redakteur der Zeitschrift »Sozialismus«

Bessau, Elisabeth, 1936, Wuppertal, Dipl.-Volkswirtin, ehemalige Mitarbeiterin des IMSF, Schriftstellerin

Deppe, Prof. Dr. Frank, 1941, Marburg/L., Politikwissenschaftler, Hochschullehrer

Engelberg, Prof. Dr. Ernst, 1909, Berlin, Historiker, ehemaliger Leiter des Instituts für Geschichte der Akademie der Wissenschaften der DDR

Fleißner, Dr. Heike, 1944, Oldenburg, Erziehungswissenschaftlerin

Friederici, Prof. Dr. Hans-Jürgen, 1924, Leipzig, Historiker, Hochschullehrer

Fülberth, Prof. Dr. Georg, 1939, Marburg/L., Historiker, Hochschullehrer

Gerns, Willi, 1931, Bremen, ehemaliges Mitglied des Präsidiums der DKP, Mitherausgeber der Zeitschrift »Marxistische Blätter«

Gingold, Peter, 1916, Frankfurt/Main, antifaschistischer Widerstandskämpfer, kommunistischer Funktionär

Hager, Prof. Dr. Kurt, 1912, Berlin, Philosoph, ehemaliges Mitglied des Politbüros der SED

Haug, Prof. Dr. Wolfgang Fritz, 1936, Philosoph, Hochschullehrer, Herausgeber der Zeitschrift »Das Argument«

Heinke, Prof. Dr. Wolfgang, 1927, Berlin, Historiker, Hochschullehrer

Heiseler, Dr. Johannes Henrich von, 1938, Dierdorf, Soziologe, ehemaliger Mitarbeiter des IMSF, Redakteur von »Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung«

Högemann-Ledwohn, Dr. Elvira, 1940, Köln, Slawistin, Journalistin

Judick, Günter, 1929, Velbert, Historiker, Mitarbeiter der Geschichtskommission der DKP

Jung, Dr. Heinz, 1935, Weilrod/Ts., ehemaliger Leiter des IMSF, Redakteur von »Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung«

Krause, Dr. Fritz, 1926, Frankfurt/Main, Historiker, Vorsitzender des Forums Marxistische Erneuerung e.V.

Kuczynski, Prof. Dr. Jürgen, 1904, Berlin, Sozialhistoriker

Lambrecht, Dr. Lars, 1944, Hamburg, Historiker, Hochschullehrer

Leisewitz, Dr. André, 1947, Biologe, ehemaliger stellvertretender Leiter des IMSF

Oppenheimer, Max, 1919, Wiesloch bei Heidelberg, antifaschistischer Widerstandskämpfer, langjähriges Leitungsmittglied der VVN, Journalist

Reusch, Dr. Jürgen, 1947, Bad Homburg v.d.H., Politologe, ehemaliger Leiter des IMSF, Vorsitzender des IMSF e.V.

Rische, Fritz, 1914, Düsseldorf, Mitglied des Wirtschaftsrates und des 1. Deutschen Bundestages (1949-1953), führende Funktionen in KPD und DKP

Schwarz, Dr. Winfried, 1948, Hanau, ehemaliger Mitarbeiter des IMSF, Sprecher der AG Marx-Engels-Forschung des IMSF e.V.

Steigerwald, Dr. Robert, Eschborn/Ts., Philosoph, führende Funktionen in KPD und DKP, Mitherausgeber der Zeitschrift »Marxistische Blätter«

Warmbier, Dr. Helmut, 1929, Leipzig, Philosoph, Hochschullehrer

Für das Poesiealbum der Enkelin Susanne, 12:

»Edel sei der Mensch, hilfreich und gut«, sagte der große Goethe. Die alten Sozialisten und Kommunisten fügten hinzu: um gut sein zu können, brauchen die Menschen günstige Lebensbedingungen. Eine Welt ohne Krieg, ohne Not, ohne Furcht; eine Welt, in der alle Kinder und Jugendlichen ihre Fähigkeiten und Neigungen frei entfalten können. Nach diesem Ziel haben Deine Großeltern stets gestrebt.

Heute wissen wir, daß der Aufbau einer solchen menschlichen Gesellschaft unerhört schwer ist, und daß auf dem Wege dahin auch schlimme Fehler begangen und unsere Ideen entstellt wurden.

Soll Eure Generation deshalb aufhören, nach einer gerechten, freien, wahrhaft menschlichen Welt zu streben? Ich glaube nicht. Es gibt keine schönere Befriedigung, als über sein eigenes Wohl hinaus zu denken und zu wirken, zum Wohle vieler Menschen und auch anderer Völker beizutragen. So gibst Du Deinem Leben einen guten Sinn.

Dein alter Opa.

18.10.1989